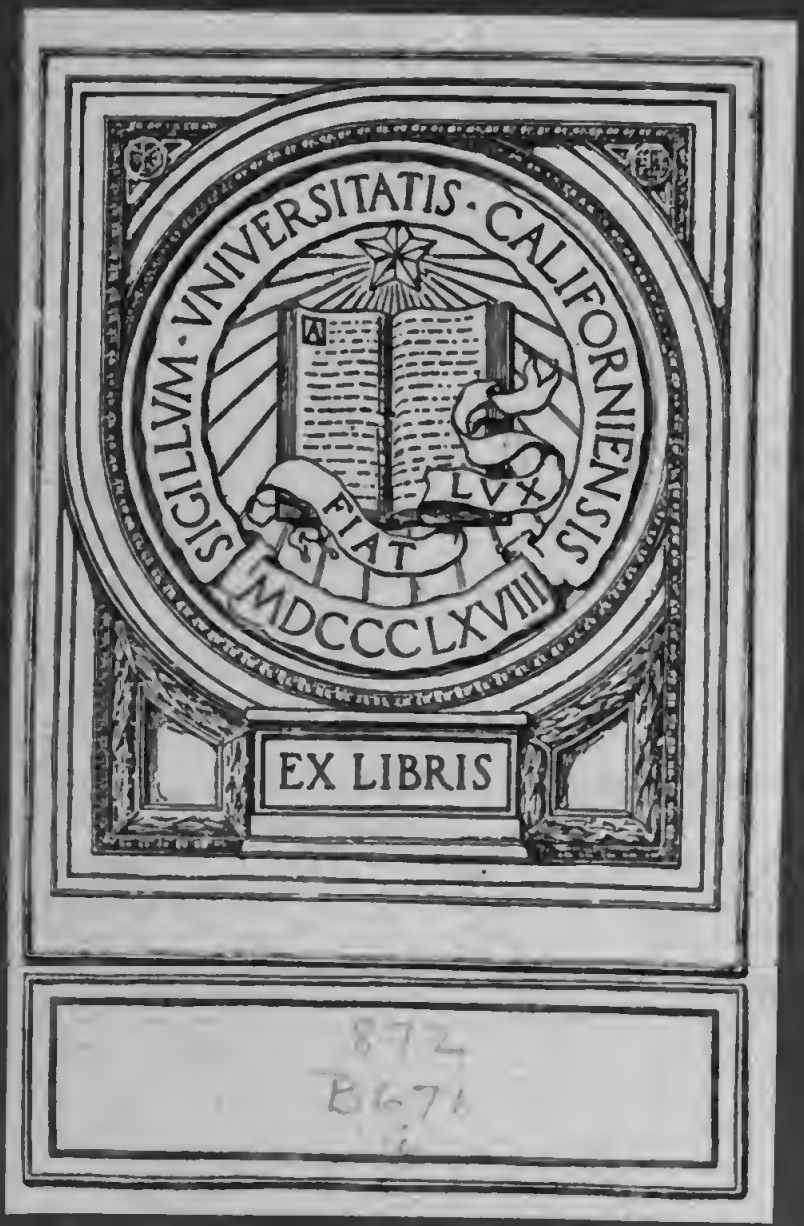
Helene Böhlau

Isebies


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

872
B671

Isebies

Von Helene Böhlau sind erschienen

Bei Egon Fleischel & Co., Berlin:

Der Rangierbahnhof Roman
Das Recht der Mutter Roman
Schlimme Flitterwochen Novellen
Halbtier Roman
Der schöne Valentin Novellen
Sommerbuch Altweimarische Geschichten
Die Kristallkugel Eine altweimarische Geschichte
Das Haus zur Flamm' Roman
Im Trosse der Kunst Novellen
Reines Herzens schuldig Roman

Im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W.:

Ratsmädelgeschichten

Im Verlage von J. Engelhorn, Stuttgart:

Im frischen Wasser Roman in zwei Bänden
Verspielte Leute
Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten
Neue Ratsmädelgeschichten

Im Verlage der J. G. Cottaschen Buchh. Nachfolger, Berlin:

Salin Kaliske Maleen Novellen

Helene Böhlau

Hebies

Roman

Siebente Auflage

Albert Langen · München

Digitized by Google

Copyright 1911 by Albert Langen, Munich

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vorbetrachtung

Kennt ihr das Erſchauern in einſamer Abendſtunde, im ſtillen, lampenerhellten Zimmer? Der Regen fällt, der Wind weht, die Seele iſt nicht kräftig wie in ſonnendurchleuchteter Mittagsſtunde. Schatten ſind über ſie gefallen. Ihr kennt die Wehmut dieſer Stunden, die Sehnſucht dieſer Stunden, die herzzerreißende Sehnſucht nach Vergangenheiten, das Rückwärtsſchauen, das Rückwärtsleben — und das ſtille Bangen vor der Zukunft.

Die Vergangenheit hebt ihr Haupt und lächelt euch zu, wie nur die Vergangenheit lächeln kann. Ihr ſehnt euch nach Tränen; aber dieſes Lächeln wehrt jeder Träne, denn es iſt ſchmerzlicher wie alle Tränen der Erde. Es iſt ein Lächeln, das jeder Lebendige kennen lernt, — an das er ſich nie gewöhnt, das ihn immer von neuem das Herz beengt. Er weiß nicht, wie er ſich dagegen wehren ſoll. — Dies erſtorbene Lächeln tut unſagbar weh; es zu ſchauen, zu empfinden iſt eine der größten Seelenpeinen dieſer ſchweren, dunkeln, geheimnisvollen Erde, auf der wir wohnen müſſen. — Die fröhlichſten, ſeligſten Dinge ſind zu den weheſten geworden. —

247414

Große vergangene Schmerzen aber legen ihre frommen Hände segnend auf das müde Herz.

Ach, welch ein Schauen, welch ein Fühlen in der stillen abendlichen Stunde.

Hör' nur, wie der Regen fällt,
Hör', wie Nachbars Hündchen bellt.

Uraltes Schlummerlied, zwischen deinen Zeilen fühl ich ein Herz schlagen, das wehmutsvoll in dunkler einsamer Stunde an einer Wiege diese Worte fand.

Auch ich wurde als Kind mit diesem Liedchen eingesungen wie seit Jahrhunderten so manches müde Kind. Ich entsinne mich, meine liebe Großmutter säuselte es mit murmelnder Stimme, und mir ist, als hätte sie ohne Worte in die Melodie hineingewoben: „Ach, mein armes kleines Kind, wenn du wüßtest, wenn du wüßtest," und es ist mir, als wäre ich unter dem Säuseln des Liedes bang eingeschlafen.

O diese stillen erinnerungsschweren Stunden — diese Bilder und Gestalten —, wie sie kommen und gehen, auftauchen und verschwinden.

Lebendiges — köstliches Leben, das zum Schemen wurde.

Eingetaucht in ein wogendes Meer der Vergänglichkeit! Hin und her geworfen von Welle zu Welle. Und wir sollen standhaft sein, ruhigen Sinnes und voll geduldiger Kraft. Welch eine Anforderung! Welch ein Heldentum — und wir sollen lachen und fröhlich sein. — Und wir lachen und sind fröhlich, und wir sind oft auch standhaft und voll geduldiger Kraft.

O unergründliche Natur, was hast du mit deinen Geschöpfen vor?

Du bist so wundervoll, man möchte dir vertrauen wie einer herrlichen unergründlichen weisen Mutter.

Auf tausend Fragen aber keine Antwort. Im bittersten Leid Stummheit.

Da war es einmal, ich schaute aus einem alten südtiroler Gasthaus auf den Platz vor dem Haus zum Fenster hinaus. Über die Dächer blinkten die sonnigen herbstlichen Berge.

Im Sonnenglanz tummelte sich Mensch und Vieh im Jahrmarktstreiben. Buden waren aufgeschlagen, und gerade unter meinem Fenster war Pferdemarkt.

Bauern kamen mit alten Arbeitspferden, die auf den beschwerlichen Gebirgspfaden ihre armen letzten Kräfte von einem neuen Herrn verbrauchen lassen sollten. Die Tiere hatten etwas Geduldiges und Gütiges im Auge. Ja, etwas Gütiges — Überlegenes.

Sie waren ganz gelassen, und gelassen waren die Käufer und Verkäufer keineswegs.

Eine Stute mit einem Fohlen wurde vorgeführt. Sie beobachtete ihr neugieriges Kind mütterlich, ruhig, gewohnheitsmäßig. Nun aber wurde ihr Fohlen verkauft. Das freie schöne Kind wurde von einer ganzen Rotte johlender Männer gebändigt, die ihm zum erstenmal ein Halfter anlegten.

Dann wurde es fortgeführt. Die verlassene Mutter schaute ihm nach, zuerst stumm, unbeweglich, dann fand ihr Schmerz Klagelaute. Die Kreatur erwachte zu schmerzvoller Geistigkeit. — Ein Wandel vollzog sich mit ihr. — Jede Sehne, jeder Muskel wurde von Verlangen und Sehnsucht gewaltig belebt. Geist und Empfinden gewannen die Oberhand. Die feste Körperlichkeit taute auf, löste sich in großem Schmerz und heißer Liebe.

Ehrfürchtig sah ich ihren Schmerz, ehrfürchtig begriff ich die heilige Geistwerdung des Tieres. Schreien und Klagen sah aus wie Erlösung von der

toten, schläfrigen Masse des Körpers. Ein Gewitter der heiligen Geistwerdung.

Gegen die schachernden, roh packenden Händler und Käufer hatte die Stute in dieser Stunde das Aussehen einer gottbegeisterten ekstatischen Kreatur. Und ich erschauerte im tiefsten Herzen, ein heiliges Geheimnis war mir verkündet.

Meine stumpfen Sinne hatten begriffen. Schmerzbeladene waren auf allen Wegen an mir vorübergewandelt. Schmerzen hatten mein eigenes Herz heiß genug bestürmt; aber die Geistwerdung der Kreatur durch das Weh dieser Welt hatte mir die schmerzzerrissene Tierseele offenbart.

Ich bin seit jener Stunde ein wenig geduldiger geworden, sträube mich vor der Geistwerdung nicht mehr ganz so losgelassen wie einst.

Auch die stillen dämmerigen Abendstunden fliehe ich nicht mehr wie einst. Mögen sie kommen, mögen sie mir ans Herz rühren mit ihren gestorbenen Seligkeiten und Schmerzen. Meine liebe Großmutter sagte einst zu mir: „Ich kann dich nur verstehen, wenn ich mir vorstelle, daß deine Seele noch nicht lang im Menschenreich ist. Du freust dich wie ein Tier, das nur den Augenblick kennt, und leidest wie ein Tier, das Hoffnung und Wiedersehen nicht kennt. — Gott sei dir gnädig. — Ich glaube, du liebst uns alle auch wie ein armes Tier. Du schüttest deine Liebe aus, als müßtest du in einem Augenblick alle Liebe des Lebens geben."

So sagte meine Großmutter.

Und sie mag wohl recht gehabt haben, denn ich sehe in den Bildern, die an stillen Abenden vor mir auftauchen, eine arme fremdartige Seele, eine junge feurige, nie alternde Seele ihre schweren Wege gehen,

bebend lieben, bebend ekſtatiſch leiden, Seligkeiten koſtend und Schmerzen.

Ich ſehe, wie ſie faſt kein „Ich" iſt, dann aber, mit einemmal, Ich verſchmachtet. Eine ſo ſuchende Seele, eine Welt, die ſich mit heißeſtem Willen geſtalten will, eine Seele, die alles Schöne, Heilige, Große, Fröhliche, Drollige, Wunderliche, Köſtliche, Jammervolle auf Erden kannte, und ſchließlich ſich von einem Pferde erleuchten läßt.

Das Haus der kindlichen Starken

Das war ein schönes, stattlich gefügtes Haus, von kräftigen Bäumen umgeben, Geschäftshaus und Wohnhaus. Mitten im Hof stand eine grüne Waldtanne, die in ihrer Kindheit von Sibylle Eigenbrodt, der zierlichen Mutter des Hauses, am Christabend als Weihnachtsbaum für die Vögel aufgeputzt wurde und im großen, weiten, stillen Raum mit ihren Lichtern zum Sternenhimmel emporleuchtete, der zwischen den hohen Hausdächern zu ihr herabfunkelte.

Das war Sibylle Eigenbrodt, die so einen innigen Gedanken gehabt hatte, die Frau von Heinrich Eigenbrodt, der in dem altertümlichen, herrschaftlichen Geschäftshaus, einer Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, als Herr vorstand.

Aus diesem vielfenstrigen, breittreppigen alten Geschäftshaus strömte Lebenskraft über das Wohnhaus hin, in dem eine seelenruhige Familie wohl gedieh.

Wenn Heinrich Eigenbrodt, der große, schöne Mann mit den guten Augen, dem mächtigen Haupt,

über seinen breiten Hof ging, dem rebenbewachsenen Wohnhaus zu, muß sein Empfinden oft ein gehobenes gewesen sein. Alles würdig, eines alteingesessenen, hochangesehenen Geschlechtes wert, alles in Blüte und Kraft, er selbst, sein Weib, seine Kinder; die Mutter der Frau, als sanfter Hausgeist bei ihnen wohnend, ein Haus des Friedens.

Heinrich und Sibylle Eigenbrodt sahen sich selbst und die Reihe ihrer Ahnen in drei Kindern neu erwachen. Wohlgemute Menschen lebten in diesem Hause, freuten sich im Garten, der auf der alten Stadtmauer lag, des Sommers, blickten hinunter in den schönen Hof und hinüber in das altherrschaftliche Haus, in dem das Geschäft mit Würde und Kraft betrieben wurde. In keiner Weise war dieses Geschäftshaus verbraucht oder unangenehm. Es barg für das Wohnhaus ein fast geheimnisvolles, lautloses Leben, nur das Sausen der Schnellpressen war dumpf hörbar und das Pochen der großen Dampfmaschine. Der dicke Faktor ließ sich manchmal an einem Fenster sehen und schnappte etwas Luft.

Die fetten, glänzenden Walzen wurden in eine Kammer über den Hof getragen, in der es ganz sonderbar roch. In dieser Kammer zog man den Walzen ein dickes, glänzendes Gelee ab, das die Kinder gar zu gerne befühlt haben würden, wenn es nicht so lebendig gezittert hätte. Ganze Stöße weißen Papieres trugen Männer in braunen, langen Arbeitskutten über den Hof in die Feuchtkammer, die in einem Keller lag. Sie trugen die Stöße auf dem Kopf, und zu beiden Seiten hingen sie ihnen schwer über

die Ohren. Immer gab es etwas im Hof zu sehen. Aber es ging dies alles seinen vornehmen, leisen Gang, nirgends Unordnung, nirgends Unschönheit, nirgends lautes Treiben.

Die Kinder sahen den Vater oft über den Hof in sein Geschäftshaus gehen, sie schauten ihm unbewußt nach. Er ging in eine Welt, die sie nicht recht kannten. Es war etwas Geheimnisvolles dabei. Der Vater sah schön und groß und mächtig aus. Sein schwarzer Anzug war tadellos, sein Haar so wohlgepflegt, sein Auge so hell. Sie hatten einen schönen Vater, — und all die vielen Menschen drüben im Haus gehörten ihm, — und die geheimnisvollen Geleewalzen und die Schnellpressen sausten und die Dampfmaschinen stampften, weil er es so wollte. Auch der dicke Faktor, vor dem die Kinder sich fürchteten, gehörte ihm und all die vielen hellen Lichter und erleuchteten Fenster abends.

Die Kinder hatten das Gefühl, einen reichen, mächtigen Vater zu haben. Auch sie gehörten ihm und auch die kleine Mutter gehörte ihm.

Gegen den Vater war sie unendlich klein und zierlich; aber sie ging mit festen, elastischen Schritten durchs Haus. Und wenn sie sich den blonden, langen Zopf flocht und ihn im Schwung zurückwarf, ehe sie ihn sich um den Kopf legte, erschien auch sie den Kindern sehr mächtig. Es ging alles so flink, und der Zopf war schwer und glatt. Niemand sonst hatte solch einen Zopf. Und wenn der geflochten war, blieb immer auf dem Frisiertisch ein ganz kleines, winziges Löckchen zurück vom letzten Zopfende, um

das die Mutter ein paar ausgegangene Härchen wickelte. Die kleine Locke nahm sie dann mit sich, um sie zu verbrennen, zum Leidwesen ihrer Töchter, die diese glänzenden, gleichmäßigen Dinger gern gesammelt hätten, um eine Puppenperücke daraus zu machen. Keins aber getraute sich, diesen Wunsch laut werden zu lassen, wahrscheinlich hielten sie ihn für eine Sünde.

Sibylle Eigenbrodt war die Tochter eines hervorragenden Mannes und einer Mutter, die an Lieblichkeit des Wesens auch im Alter nicht ihresgleichen fand.

Sie selbst hatte die Klugheit des Vaters, die Gesundheit und Güte der Mutter geerbt. In ihr Wesen aber war eine keusche Herbigkeit mit eingewoben, die sie oft schweigsamer und abwehrender erscheinen ließ, als sie eigentlich war. Eine fast asketische Seelenvornehmheit lag über ihr. Ihres Gatten Schönheitssinn, der sich im ganzen Hause in jedem Gegenstande aussprach, mochte ihr wohl etwas unnötig erscheinen, doch ordnete sie sich der starken Persönlichkeit des Mannes ohne Überlegen unter. In jedem Schritt der kleinen Frau, in jeder ihrer knappen Bewegungen lag Kraft, die Kraft der Zierlichkeit, etwas Unwiderstehliches. Sie brauchte im Hause nicht viel Worte zu machen. Ihr Wesen genügte, um ihr alles, was ihr untergeben war, ganz wie selbstverständlich unterzuordnen. Aber auch lachen konnte Frau Sibylle mit der ganzen starken Leidenschaftlichkeit ihrer wohlbewachten Natur; da brach es wie eine Quelle hervor. Und ihr Lachen gewann ihr

aller Herzen. Im Lachen verband sie sich mit der Welt. Im Lachen schenkte sie sich ihren Kindern.

In seinen Grundbedingungen ging es in diesem Hause zu wie in jedem Hause dieser Erde, denn sie wußten nicht, von wannen sie kamen und wohin sie gingen. Sie schwebten mitten im Weltenraum unter ungeheuer leuchtenden Welten auf ihrer kleinen Kugel, die im großen gewaltigen Tanz der Sterne sich mit dreht.

Sie fühlten sich heimisch und sicher mitten in grauenvoller Weltennacht, mitten im grauenvollen Weltentag. Sie hörten das Rauschen der Erden und Sonnen nicht. Sie wußten die Unermeßlichkeit, die unausdenkbare Ungeheuerlichkeit ihres Daseins nicht.

In ihrem steinernen Haus hatten sie sich wie alle verkrochen, zählten wichtig ihre Hemden und Strümpfe, damit ihnen nichts fehlte, kämpften wichtig um Ehre und Reichtum, zeugten ihre Kinder in die grauenvolle Weltennacht und den grauenvollen Weltentag hinein, in das bewunderungswürdige nicht Sehen und Erkennen, das allein alles Leben möglich macht. Nach dem blinden Lebenslauf werden ihre Leiber in die rastlos tanzende Erde gebettet, in der sie bald als zierliche weiße Gerippchen liegen und unermeßliche Strecken im Weltenraume zurücklegen; und ihre ihnen selbst unbekannten Seelen sind Gott befohlen.

Unter diesen Verhältnissen lebten sie wie alle Sterblichen, zählten ihre Strümpfe und Hemden mitten in der Ungewißheit und Dunkelheit ihres Erdenlebens, und zwar wurde diese Angelegenheit

ſehr ordentlich betrieben. Reichtum und Ehre waren ihnen ſeit Generationen zugefallen.

Auch ſie hörten, gottlob!, das Rauſchen der Welten nicht, wußten nicht, wie geheimnisvoll es um ſie auf ihrer tanzenden Kugel ſtand. Sie fühlten ſich ſo erdenſicher, liebten einander und ließen es ſich wohl ſein. Ihre Kinder hatten ſie in aller Unſchuld und Seligkeit auf dieſe Welt geſetzt, ohne zu ſorgen und zu grübeln, was ihnen wohl auch jedermann verdacht haben würde.

Ihrer Ahnen brauchten ſie ſich keineswegs zu ſchämen. Von beiden Seiten ſetzten ſich uralte Patriziergeſchlechter in den Kindern fort. Da gab es in den Familienüberlieferungen prächtige Leute, gutartig, gutraſſig, ja außerordentlich. Liebliche Frauen, die ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bis ins Alter mit hinüberzunehmen nicht vergeſſen hatten, und energiſche, kluge Frauen. Es gab auch einen Mönch in der Familie des Vaters, einen Unruhſtifter, der proteſtantiſch geworden war. Von dieſem Mönch exiſtierten ſchweinslederne Bände voll Verſe und Abhandlungen in einer Schrift, wie in Stahl geſtochen. Von dieſem Mönch gab es allerhand halbvergeſſene Geſchichten. — O, dieſer Mönch!

Die beiden jüngſten Töchter waren ein Zwillingspärchen. Die mächtigen, zwingenden Einflüſſe der Eltern und Ahnen hatten aber beide verſchieden geſchaffen. Lieſelotte, ein allerliebſtes Perſönchen, das alle Vornehmheit und kühle Gelaſſenheit der Frauen ihres Geſchlechts aufgeſogen zu haben ſchien und ſchon als Kind eine kleine zarte Dame von Welt

war, und Biwi oder Rose, ein munteres, geschäftiges Weibchen von Kindesbeinen an, klug, hell, schlagfertig, mit viel Neigung zu Komik und Hanswursteréien, sehr energisch und etwas derb.

Beide blond, blauäugig und von glücklichster Mischung der Rassen. Isebies, die um zwei Jahre ältere Tochter, die nach der Mutter Maria Sibylle getauft war, aber Isebies genannt wurde, war dunkler in Haar und Hautfarbe, ihre Augen schimmerten unbestimmbar, und unbestimmbar war auch ihr Betragen. Von ihr konnte man nicht sagen, daß sie eine kleine Dame war, auch nicht eine kleine derbe Person.

Die Mutter meinte einst: sie ist ein ganzes Dorf voll ungezogener und braver Kinder.

Heute war sie still und andächtig, morgen streitsüchtig, bald fleißig und ehrbar, bald unzuverlässig wie ein Herzchen, ein Kind ohne Jahresunterschiede, mit sieben Jahren so kindisch wie mit drei, und mit drei Jahren so klug wie eine kleine Weise und schroff und überzärtlich. Es war kein Fertigwerden mit ihr, man war ungeduldig und bezaubert, versäumte zu strafen, denn auf nichts war man eingerichtet, glaubte man den kleinen Teufel endlich erwischt zu haben, verwandelte er sich unter den Händen in einen Engel und umgekehrt. Dazu war das Kind viel krank. Über den zarten Körper kam ein schweres Nervenfieber; bewußtlos lag sie wochenlang und wußte nichts von der angstvollen Pflege der Eltern. In einer Nacht erwachte das Kind mit klaren Sinnen und sah seinen guten Vater, wie er hungrig und

müde vom Wachen nach einem Biskuit griff. „Du Meisterdiebchen," flüsterte das Kind zärtlich mit einer Stimme, die nicht mehr vom Fieber verhüllt war, und der große Mann sank vor dem Leidensbett in die Knie.

„Nun bist du wieder da!" sagte er bebend. — Und sie war wirklich wieder da und blieb da, ein wunderlicher Hausgeist, der viel zu schaffen machte und mit seiner Güte und unerziehbaren Natur die Herzen und Nerven bewegte.

Im Hause der kindlich Starken ging es wie in einer von kräftigem und doch sanftem Leben erfüllten, wunderhübschen Geschichte zu, an der jeder seine Freude haben konnte; im oberen Stock die Frau Mutter, mit den weichen, zarten Händen, die um die Gesichter der Kinder in einem zärtlichen Augenblick wie weiße weiche Schmetterlinge flattern konnten, so wie man sich Schmetterlinge vorstellen möchte, wenn man sie mit Händen vergleicht. Niemand auf Erden begrüßte so zärtlich, wie die Frau Mutter es konnte; das liebliche, alte Gesicht, die zwei großen Locken unter der zarten Spitzenhaube mit den grauen Bindebändern, das silbergraue Kleid der kleinen, alten Frau, alles war so liebenswürdig; die Stimme, die nie ein Zorn entstellte, so gütig, außer wenn irgendeine Haustante, deren es viele gab, gar zu ungeschickt beim Whistspiel war, da schlüpfte aus dem guten Munde der lieben Frau etwas, was sich anhörte, wie: „Ei, so 'ne Gans!" — Aber das war dahingeflogen wie eine wirkliche Wildgans durch eine neblige, verschleierte Landschaft lautlos dahinzieht.

Die Frau Mutter wohnte in sonnigen Zimmern. Die Sonne aber war gemildert durch Blumen und große Blattpflanzen, die vor den Fenstern standen. In diesen Zimmern kam und ging es von Freunden und Bekannten, die es sich hier wohl sein lassen wollten in dieser Welt ohne Ecken und Kanten.

Das heitere Wesen der Frau Mutter, wie Heinrich Eigenbrodt die alte Frau nannte, gab dem ganzen Hause einen Charme, trotzdem der ernste Hausherr die Frau Mutter ein wenig leichtsinnig fand.

„Das Leben ist keine Zuckerlecke, Frau Mutter," sagte er hin und wieder. Als Entgegnung hatte die Frau Mutter nur ein zartes Lächeln. „Meinst du, Herr Sohn?"

Wenn im Hause, in der Familie, in der Stadt sich etwas ereignete und jeder dabei seine Meinung äußern wollte, hatte sie eine kleine vorsichtige Handbewegung: „Nur erst beschweigen, mit dem Beschwätzen hat's Zeit."

Die süße Heiterkeit ihres Wesens wuchs unmittelbar aus diesem Beschweigen der Dinge heraus, das jetzt niemand mehr so recht versteht, — die Frauen unserer Tage treiben andere Künste.

Die zweite große Kunst der Frau Mutter war die heiterste, anmutigste Ichüberwindung. Doch mußte das bei ihr nicht wie durch eine Operation geschehen sein, deren Folgen oft Verzerrungen allerart sind, wohl aber durch liebevolles Aufgehen ihrer Person in andere und ein seliges Überfließen in ihre Um-

gebung. Sie ſelbſt ahnte das große Wunder nicht, das mit ihr vorgegangen. Böſe Asketen und Myſtiker würgen an dieſem Geheimnis, welches das liebende Herz der kleinen Frau beim Atemholen löſte.

Die Eigenbrodts hatten ein Licht im Haus, das ihnen leuchtete, ohne daß jemand gewahr wurde, woher es eigentlich kam, und während Heinrich Eigenbrodt die liebe Frau Mutter wegen ihres heiteren Lebenswandels etwas aufzog, lebte er unter der Macht ihres Geiſtes und der Heiterkeit ihres Weſens und gedieh wie alle unter ihrem Schutz und Einfluß.

Frau Mutter war wie eine gute, reine Luft überall wohltätig zu ſpüren, ja bis in die Hauswirtſchaft der Eigenbrodts hinein ergoß ſich die Wohltat dieſer ſüßen, ſtarken Seele, die die Heldentaten des Lebens lächelnd getan hatte und nun ruhend über den Dingen dieſer Welt ſchwebte.

Wenn die Frau Mutter jahraus, jahrein am Mittwoch und Samstag zum Markt ging, um für ſich und den Haushalt der Tochter das herbeizuholen, was dem täglichen Leben ſeinen Reiz verleiht, und was ein Dienſtbote zu wählen nie verſteht, da brachte ſie das köſtlichſte Obſt heim, das ausgeſuchteſte Wildbret, das zarteſte Gemüſe und die friſcheſten Blumen. Jede von den Bauerweibern, von denen die Frau Mutter etwas kaufte, gab ihr das Beſte, was ſie hatte, da war keine, die ſich nicht gefreut hätte, die Frau Legationsrätin zu ſehen, mit ihr einiges zu ſchwätzen.

„Frau Rät'n!" rief es auf dem alten, ehrwür-

digen Marktplatz, wenn sie durch die Reihen ging. „Da hätt' ich Erbschen für Sie!" — Da hatte eine andere Rebhühner, die sie unter einem Extratuch hervorzog.

„Frau Rät'n, da gibt's heute ein Häschen."

„Frau Rät'n, da gibt's was für Sie!" — So versuchten die Verkäuferinnen, sie zu locken. Und lebhaft klangen die Stimmen. Die Marktweiber brachten ihre freundlichsten Laute hervor, und die Frau Mutter kam wie ein beschenktes Kind nach Haus voll Überraschungen und hatte alles billiger und besser wie andere Leute und wußte Geschichten über Geschichten. Die Kinder standen schon bereit, um sie und die große Ledertasche, die alle Herrlichkeiten barg, auf der Treppe zu empfangen. Welch ein Jubel, welch ein Erwarten! Nach dem gewaltigen Marktkorb der Köchin schaute niemand; das waren gewöhnliche Speisevorräte, von denen die lustigen Mädel herablassend eine Handvoll Kirschen oder Weinbeeren langten; aber gegen die schwarze Ledertasche der lieben, kleinen Frau war ein Märchenbuch mit allem Zauber der Vorwelt nichts.

Die Mahlzeiten wurden zu merkwürdigen Ereignissen in diesem Hause, denn oft war etwas Geheimnisvolles, noch nie Dagewesenes dabei. — Ein Nähtag, der in jedem Hause eine Sorge ist, unter dessen Last alles Weibliche stöhnt, war hier ein Fest.

Die Umwandlung der Eigenbrodtschen Weiblein in Frühjahr-, Sommer- und Wintergeschöpfe geschah mit allem Frohsinn, und wenn's irgend anging, wurde

im Garten geschafft. Die Frau Mutter saß an der Nähmaschine und schmetterte, wie sie es nannte. Anprobiert wurde hinter einem alten Holunderbusch, und die Nachbarn wußten schon lange vordem, ob die Sonntagskleider der Eigenbrodtschen blau, grün, rosa oder grau waren. Sibylle, die Mutter, hätte die Kinder am liebsten in sanfte, anspruchslose Spatzenfarbe gekleidet, die Frau Mutter aber fand, daß sie im traurigen Winter leuchten sollten, und im Sommer, sagte sie, sind auch wir und ihr mit den Blumen um die Wette angezogen gewesen; und sie wußte auch jedem der Mädchen eine Extratasche, irgendein Schwänzchen oder Schleifchen, wonach gerade das Herz stand, anzubringen.

Das alles setzte sie lächelnd durch, auch ihrer eignen Tochter verstand sie den sanften Ernst zu mildern, wußte ihr für die Augen der Welt manchen Reiz zu geben, den Sibylle in ihrer stolzen Herbigkeit verachtete. Die Personen im Eigenbrodtschen Hause milderten einander, statt sich gegenseitig zu steigern, und so entstand ein schöner, stetiger Familienfriede, bei dem alle gediehen. Die Jungen konnten sanft und ungehindert aufwachsen, und die Alten entwickelten sich friedlich und genossen ihre Reife. Man konnte ohne Hast und Erregung leben.

An einem Winterabend saß Sibylle Eigenbrodt, Frau Mutter und die beiden Mädchen in dem Arbeits- und Kinderzimmer, dessen Fenster zum weiten Hof hinausblickten. Die Schnellpressen im alten Geschäftshaus, aus dem mancherlei Geräusche herüberdrangen, sausten, ohne beachtet zu werden. Und doch

gehörte ihr Geräusch zum Behagen, denn Sonntags, wenn es wegfiel, vermißten alle gewissermaßen einen Rhythmus bei ihren Beschäftigungen und Spielen. Es war auch angenehm zu denken, daß soviel hellerleuchtete Fenster in den großen Hof auf die schöne junge Tanne blickten, so viel wachsame, freundliche Augen. Zu dieser Abendstunde wurde die Zeitung in den großen Maschinensälen fertiggestellt und gefalzt, und in der weiten Torfahrt stand eine ganze Rotte alter und junger Frauen, Kinder trugen mächtige Taschen, und alle warteten darauf, die Zeitung auszutragen. — Einen Tag wie den andern war es so. Immer hatte die Phantasie der drei Eigenbrodts etwas zu tun. Nie war es langweilig da drüben. Die Zeitungsmädchen, die die leeren Druckbogen den Schnellpressen in den Rachen schoben, spielten eine große Rolle, so gut wie der dicke Faktor und die Herren im Kontor mit den vielen Siegellackstangen und Federkasten, in denen die Federn wie neugeprägtes Silber in Menge lagen; und auch die Rotstifte und Blaustifte und die hohen Drehstühle hatten ihre ernste Bedeutung und die tiefe Würde der Herren und deren herablassendes Lächeln.

Auch heute war alles im schönsten Gang, kein Geräusch fehlte. Wenn die Kinder hinüberdachten, war alles in Ordnung. Sie selbst arbeiteten Weihnachtsarbeiten und sangen „Stille Nacht, heilige Nacht" mit der Mutter; aber sie wußten, daß sie vor dem Abendessen noch ein wenig bei dem Zeitungsfalzen drüben zuschauen durften oder vor dem Hause Schlitten fahren konnten. Sie hatten die Wahl. Beides war verlockend.

„Isebies," sagte die Mutter, „du bist nicht bei der Sache, was machst du für abscheuliche Stiche. Du siehst gar nicht hin. Du nähst ja unter dem Tisch!"

„Ei der Tausend," meinte die Frau Mutter, „das ist ja ganz meschant, was du da machst! Lange Faden, faule Maden." Die Frau Mutter trennte Isebiesens Näherei wieder auf, die schaute ihr dabei traumverloren zu, und als sie die Näherei, die gewissermaßen vom Können und Wissen der alten Frau durchdrungen und lebendig erwärmt war, wieder in ihre dünnen, gedankenlosen Finger bekam, ging's eine Weile, bis die Lebenswärme der Frau Mutter aus dem leblosen Stückchen Leinen verflogen war.

Als die Frau Mutter sich erhob, um sich fürs Theater zurecht zu machen, denn es war heute ihr Abonnement, bekamen auch die Kinder ihre Freiheit.

Das Kinderzimmer lag bald ruhig im Scheine der Hängelampe, die Arbeiten waren unter den Augen der Mutter verpackt, die Stühle unter den Tisch gerückt. Eine geordnete Feierabendstimmung lag über dem Raum.

Sibylle Eigenbrodt ging, nachdem um sie her Frieden geworden, in das Wohnzimmer, zündete sich die beiden Lichter am Flügel an und spielte.

Welches Leben in dem eigentümlichen, klugen Gesicht der Frau. Sie spielte mit einem weichen, perlenden Anschlag der zarten, festen Finger, ihre eignen Gefühle in Töne übertragend, eine seltene Gabe bei Frauen. Und was sie spielte war klar, melodiös, voll süßer Poesie durchdrungen. Wunder-

licherweiſe lag Wehmut und Sehnſucht in allen Weiſen, die ihr durch die Seele gingen, und etwas feierlich Volkstümliches; etwas künſtleriſch Vollkommenes war das einſame Spiel der pflichttreuen, zierlichen Hausfrau. Eigentümlich, daß ſie ſo einſam ſpielte, daß ſie dieſes wunderſchöne Können nicht Mann und Kindern mitgenießen ließ. Iſebies war manchmal ihre Zuhörerin und hockte dann ganz verſunken in einer Zimmerecke.

Sibylle war dabei einmal durch Iſebies erſchreckt: — als ſie ſich beim Spiel umwandte, kniete das Kind hinter ihrem Stuhl und küßte das Kleid der Mutter unter Tränen auf eine leidenſchaftliche, ungezügelte Weiſe. Sibylle hätte gern ihr Kind in die Arme geſchloſſen und geküßt, aber das Herbe, Gefühlskeuſche, Scheue in ihr ließ dieſe Überwallung des Herzens nicht zu. Sie ſagte damals halb verlegen, halb unwillig: „Aber Iſebies,“ worauf Iſebies ſie mit einem traurigen, fremden Blick angeſchaut hatte.

Die Frau Mutter ging an dieſem Abend wohlgemut und voller Behagen dem alten, gemütlichen Theater zu, in dem ſie von Kindesbeinen an alle ſchönen Eindrücke ihres Lebens genoſſen hatte. Es war für die alte Frau überhaupt kein Theater, ſondern die Quelle des Lebens, eines erhöhten Lebens, etwa eine zweite Kirche, in der man aber behaglich auf ſeinem Balkon ſitzen konnte, bequem zurückgelehnt, alten Bekannten zunickend, die auf dem tiefroten Seidendamaſt der Wandbekleidung ſich vorteilhaft

und erfreulich abhoben. Frau Mutter teilte dieſes Gefühl wohl mit jedem alten gebildeten Weimaraner.

Die Schauſpieler waren von ihnen allen geachtet wie die Pfarrer in der Stadt- und Hofkirche. Nur hatten die Weimaraner mehr teil an ihnen wie an den Pfarrern. Sie gehörten ihnen gewiſſermaßen wie nahe Verwandte an. Sie freuten ſich über den vortrefflichen Ruf und die tadelloſe Lebensführung der hochangeſehenen, tief in das Leben der Stadt eingewurzelten Künſtler, die ſo bürgerlich wie die beſten Bürger waren und ihre Sache ſo gut verſtanden, ohne deshalb leichtſinnig und übermütig zu ſein.

Es war alſo kein gewöhnliches kaltes, herzloſes Theater, dem die Frau Mutter zuſtrebte, ſondern eine Heimat, eine Ofenecke, eine Spinnſtube, in der es Köſtliches zu hören gab, ein Heimgarten. Die alten Weimaraner hätten darin ſitzen und vor Wohlergehen wie die Katzen ſchnurren können. Es war ihnen einfach erdenwohl, wenn die Logentüren ſich hinter ihnen geſchloſſen hatten. Alles Unbehagen, alle Sorgen blieben dann draußen.

Frau Mutter liebte auch den Weg zum Theater. Man war doch eigentlich ganz jung. Was wollten denn die Leute mit dem Alter? Wie gern man doch ſo am Abend ſeinem Ziele zuging, — immer gleich gern, von erſter Jugend an. Etwas würdiger wohl, und ach!, — die guten Kameraden fehlten. Viele waren ſchlafen gegangen, die trauteſten gerade, die herrlichſten; aber ihre lieben Bilder, ihre geiſtigen

Naturen waren nicht abgehalten, die liebe Frau zu begleiten, ſo ging ſie nie allein.

Am Wielandſchen Garten kam ſie an einer kleinen Geſtalt vorüber, die, ein Schaltuch über dem Kopf, vermummt an die Mauer gedrängt ſtand.

Ein Bettelmädchen in Weimar, das wäre —!, dachte Frau Mutter, das kann nicht ſein! Sie wendete ſich deshalb nach dem kleinen Weſen um, — und wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie in die erſchreckten und verwirrten Augen ihrer eignen Enkelin Iſebies blickte. „Ja, du meine Güte, wo kommſt du denn her, was willſt du denn hier? Machſt du, daß du nach Hauſe kommſt! Und weshalb haſt du dir denn Reginen ihr Umſchlagetuch um den Kopf geſteckt wie ein Bettelmädchen?“

Soviel Frau Mutter auch fragen mochte, ſie erhielt keine Antwort. Mit geſchloſſenen Lippen und großen Augen, mit zarten feſten Zügen im weichen Geſicht ſtand Iſebies vor ihr, ſchweigſam und unnahbar wie ein kleiner gefangener Sioux-indianer. Frau Mutter wurde etwas ungeduldig, denn zu ſpät kommen und alle inkommodieren, bis ſie glücklich an ihrem lieben Platz angelangt war, das wollte ſie nicht, das hielt ſie für eine der größten Rückſichtsloſigkeiten; die Enkelin auf der Straße ſtehen laſſen, ging aber ebenſowenig. So war Frau Mutter in großen Schwulitäten und Iſebies hatte den Bock. Sie ſtand wie ein Pfahl, und keine Miene veränderte ſich.

„Sei nicht ſo meſchant, Iſebies!“

Frau Mutter wurde etwas heftig, aber mehr

bittend wie heftig. „Ich komm' ja zu ſpät!“ Keine Änderung in Iſebieſens Betragen. „Ei du liebe Güte!“ Frau Mutters Seele rüſtete ſich, ein Opfer zu bringen. Sie kannte Iſebies. Iſebies hatte etwas peziert und hatte nun Reue und irgend einen Seelenkampf, der ſie zwang, die Lippen feſt aufeinander zu drücken. Endlich gelang es Frau Mutter, das Kind weiter zu bringen. Mit der erſten Bewegung aber rannen auch die Tränen herab, eine ganze Sintflut, und die zarte Geſtalt bebte vor Schluchzen.

Ach du lieber Gott! dachte Frau Mutter. Nun iſt's aus.

Und es war auch aus. Sie ging nicht ins Theater, ſchob Billett und Zettel in ihre Taſche und nahm das zitternde kalte Händchen der Enkelin in ihre warme, weiche und ging mit ihr über den Theaterplatz der Schillerſtraße zu, denn nach Hauſe konnte ſie Iſebies jetzt nicht wohl bringen; erſt mußte der Sturm ſich legen.

„Was haſt du denn da in der Hand?“ fragte Frau Mutter.

„Ein Paketchen,“ ſchluchzte es.

„Was willſte denn damit?“

Schweigen.

„Na, ſei nicht ſo dumm!“

„Ich hab' ſo Paketchen gelegt.“

Die kleine Stimme war ganz zermalmt und bebend.

„Paketchen haſt du gelegt?“ Frau Mutter wußte nicht recht, was ſie davon halten ſollte.

„I, wie ſo denn, meine Alte?“

Isebies gab in einer Aufwallung völliger Hingebung ihr Paketchen der Großmutter, die es bescheiden ohne jedes Zeichen der Genugtuung an sich nahm.

„Was ist denn drin?" fragte sie.

Sie standen gerade unter einer Laterne. Isebies griff nach dem Paketchen, nahm es der Frau Mutter aus der Hand, knüpfte das rosa Leinenbändchen auf, tat das weiße Papier auseinander. Und es fand sich, daß auf dem Papier ein Häufchen Asche lag und ein langer Zettel.

Isebies hielt der kleinen alten Frau die ganze Bescherung auf der flachen Hand hin, ohne ein Wort zu sagen. Diese schob ihre Brille, die sie sonst immer trug, auf die Stirne, denn sie war kurzsichtig, beschaute die ganze Angelegenheit aufmerksam und sagte, den Blick auf das Kind gerichtet, verwundert: „Asche und ein Zettelchen." Das Zettelchen nahm sie, führte es nah an die Augen unter dem vollen Licht der Laterne und las: „Du läsest sie dahin farn wie einen Stromm und sind wie ein Schlaff; gleich wie ein Graß, das doch bald welg werd.

Das da früe blühd und bald welg werd, und das Abents abgehaun werd und vertohrret.

Lehre uns bedengen, das wir sterm müßen, auf das wir klug werten."

„Was soll denn dieser traurige Psalm — und diese Fehler. Isebies?"

„Ich habe so Paketchen gelegt," wiederholte das Kind leise und beschämt.

„Wieso denn?"

„Ich habe ſo eins auf die Straße gelegt," ſagte das Kind leiſe, „und gewartet, bis es wer fand. Dann hab' ich mir gedacht, wie er's aufmachen wird! Es war auch noch eins mit einer toten Maus."

„Pfui Tauſend," ſagte Frau Mutter und ſchüttelte den Kopf, ſchüttete die Aſche aus dem weißen Papierbogen und faltete dieſen ſorglich zuſammen.

Iſebies griff in ihre Taſche und gab der Frau Mutter eine ganze Handvoll Zettelchen, an denen krumme Stecknadeln ſteckten.

„Was ſoll nun das?"

Iſebieſens Stimme zitterte wieder. „Solche habe ich den Leuten an die Mäntel geſteckt."

Frau Mutter nahm eins und las. Da ſtand ganz einfach „Eſel" darauf; wieder auf einem: „Du's Maul nich auf, denn was du ſprichſd is dumm." Und wieder auf einem: „Gott hat mich nich allein gemachd, da muß noch was Andres mit dabei geweſen ſein." Dann fand die Großmutter noch eins und las es mit der Brille auf der Stirn: „Du mußt nicht liben, was Beine hat. Alles läufd fort."

„Nu ſag' mir nur, Iſebies, wie du auf all das Zeug kommſt?"

Frau Mutter hielt jetzt wieder die Hand der Enkelin in der ihrigen. Sie ſtanden gerade vor einem Konditorladen. Ohne ein Wort zu ſagen, ging die liebe Frau hinein, ließ Iſebies draußen warten und kaufte einiges ein. Das Kind blieb dieſen Abend oben bei der Großmutter. Regine, die alte Köchin, holte die Erlaubnis dazu.

Iſebies durfte die Tüte vom Konditor auspacken,

durfte den Tiſch decken, das Teemaſchinchen anſtecken, und dann, nachdem es herrlich geſchmeckt hatte, ſpielte das große Mädchen Katze, ſchmiegte ſich an die liebe Frau feſt an, ſpielte dann mit den Füßen der Frau Mutter, die in ſchneeweißen Strümpfen ſteckten und kleinwinzig waren und weiße Mäuſe vorzuſtellen hatten. Dann ſchnurrte und ſpann Iſebies, daß es eine Art hatte.

„Solche Zettel ſollteſt du den Leuten nicht mehr anſtecken," meinte die liebe Frau mitten in das Spiel hinein. „Ich finde das nicht ſchön. Was ſtellſt du dir denn dabei vor?"

„Mir gefallen die Menſchen nicht!" ſagte Iſebies. „Einem Tier würde ich nie einen Zettel anſtecken."

„Weil du weißt, daß ein Tier ihn nicht leſen kann."

„Nein, deshalb nicht," ſagte das Kind kurz. „Weil ein Tier viel ſolider und lieber iſt."

„Ach was, das iſt dummes Zeug. Ein Tier geht uns gar nichts an."

„Sehr viel," meinte Iſebies.

„Du verſprichſt mir, daß du keine Zettel mehr anſteckſt und keine Paketchen legſt. Mach' gar keine Geſchichten, verſprich es mir ganz einfach. Ich weiß, weshalb ich es von dir verlange."

„Ich verſpreche es dir," ſagte Iſebies.

„Aber auch halten."

„Auch halten. — Weißt du, Großmutter, ich kann die würdigen, dicken Leute nicht leiden. Ich denke immer, daß ſie was tot treten, wenn ſie gehen."

„Was denn?"

„Ameiſen."

„Geh, Iſebies, du biſt eine kleine Gans. Schlaf wohl."

Iſebies küßte die Frau Mutter, und die feinen, weichen Hände flatterten zärtlich wie Schmetterlinge um die Wangen des wunderlichen Kindes.

Am anderen Tag erzählte Frau Mutter ihre Begegnung mit der Enkelin der Tochter, nahm ihr aber das Verſprechen ab, gegen Iſebies nichts zu erwähnen. Sie zeigte ihr auch die Zettelchen.

Als Sibylle las: „Gott hat mich nicht allein gemacht", fuhr ſie mit beiden Händen ſich an den Kopf und ſagte heftig: „Das ſchreckliche Kind! Und dieſe Fehler, Herr du meine Seele."

„‚Schrecklich', das iſt zu viel geſagt," meinte die Frau Mutter, „aber ſeltſam. Ich weiß nicht, mir kommt es eigentlich nicht paſſend vor, den Kindern die traurigen Pſalmverſe lernen zu laſſen. Iſebies muß man ſehr behüten, beſonders ſeit ihrer Krankheit. Es macht alles ſo großen Eindruck auf ſie. Ich habe ſie mir geſtern gezähmt wie ein kleines wildes Tier. Man muß ſehr ſtill und ſanft mit ihr ſein, um ſie an ſich zu gewöhnen, herzugewöhnen und zahm zu machen. Sag's auch Heinrich nicht. Der macht ſich ganz unnötige Sorgen und würde es, Gott weiß, für ſeine Pflicht halten, Iſebies anzudonnern. Wir hätten ſie dann vielleicht für immer ſcheu gemacht."

„Ich bin ſo viel einfacher wie du," meinte Sibylle. „Ich würde ihr's ordentlich ſagen, Mutterchen, du haſt uns auch viel mehr über einen Kamm geſchoren. Mit deinen Enkeln biſt du bedenklicher."

„Da magſt du recht haben. Man wacht ſehr langſam auf. Du wirſt auch wohl erſt aufwachen, wenn du Enkel haſt."

„Vielleicht aber iſt das über einen Kamm ſcheren ganz gut. Mit vierunddreißig Jahren hoffe ich doch endlich aufgewacht zu ſein."

„I bewahre," ſagte Frau Mutter. „Ich hab' aber ja auch mit Heinrich unrecht gehabt. Weißt Du noch?"

„Mit Heinrich?"

„Vor Jahren. Ich ſagte doch immer, daß Heinrich zu den Romantikern gehört!"

„Ich weiß auch, was ich dir antwortete: Heinrich iſt einzig in ſeiner Art, und zu den Romantikern gehört er gewiß nicht. Wie ſollte er denn, er, der alles Überſchwengliche ſo haßt. Ich weiß genau, du ſagteſt mir oft, daß ich mich zu langweilig anziehe. Wenn Heinrichs Treue und Liebe an einer roſa Schleife hinge, würde ich dafür danken. Was heilig iſt, iſt heilig."

Die Frau Mutter aber dachte die ſonderbaren Worte: Es gibt nichts, was es nicht gibt, und ſagte: „Er liebt Eau de Cologne und verbraucht mehr als Goethe und Liſzt zuſammengenommen; und mich hat's immer gewundert, daß er von Karoline Schlegels Briefwechſel gar ſo viel hält."

„Du ziehſt dich auch viel zu langweilig an. Du biſt noch eine junge Frau, und man iſt lange genug alt. Man iſt überhaupt nie ſo alt, um ſich langweilig anzuziehen, und ſolange mir Gott das Leben läßt, werd' ich's auch bei dir nicht leiden.

Aber angenommen, Heinrich wäre doch ein Romantiker, der nicht ausgekrochen iſt, ſo paßt mir nur hübſch auf Iſebies auf.“

Die Geſchichte mit dem Paketchenlegen blieb alſo Geheimnis zwiſchen der Frau Mutter und Iſebies und verband Großmutter und Enkelin auf das innigſte. Das kleine wilde Tier Iſebies war der alten Frau auf ihre ſcheue Weiſe ganz untertänig. „Meine Alte,“ ſagte Frau Mutter oft zärtlich zu ihr, und das Kind ſtreichelte dann behutſam die zarte, welke Hand und flüſterte kaum hörbar: „Meine Junge,“ aber ſo leidenſchaftlich, daß ein Überſchwall von Gefühl zutage trat, der Schmerz, daß die liebe Frau alt war.

Iſebies war eins der armen Kinder, die wiſſend aufwachſen. Sie wußte Dinge, die ſie niemand gelehrt hatte. Die alte Kinderfrau hatte Iſebies das weiſe Kind genannt. Trotz all ihrer Dummheit wußte das Kind vom Tod, vom Alter, von Trennung, daß zwiſchen Mann und Weib Geheimniſſe beſtanden. Sie ſtand der Natur innigſt nah und war anders wie die andern, voll wiſſenden Mitleids. Immer fürchtete ſie den Verluſt derer, die ſie liebte. Als kleines Kind bangte ihr vor allem vor der Sintflut; wenn die Mutter ausgegangen war, ſtand ſie am Fenſter und blickte nach den Wolken mit ängſtlich pochendem Herzen. Fiel irgendwo ein hartes Wort im Haus, bebte die arme, kleine Seele. Rügte Marie Sibylle die Dienſtboten, verlangte das

Kind, daß die Mutter die Geſcholtenen danach küſſen ſollte.

„Denke, daß du eine Mama biſt," ſagte ſie dann ſchluchzend, wenn es nicht geſchah.

Sie konnte nicht das Wort Alter hören, nicht Tod, nicht Armut, ohne ſich ängſtlich anzuſchmiegen. Sie war aber auch das einzige Kind, das gewagt hatte, die Hand gegen Marie Sibylle zu erheben, wenn ſie Schelte bekam.

So aus Weichheit und Auflehnungstrieb zuſammengeſetzt, war Iſebies für Marie Sibylle, die ihr Leben von jeher in ſtrenger Selbſtzucht gelebt hatte, ein harter Brocken. Rettung in dieſem Zwieſpalt fand ſie nur in der gleichmäßigen Gerechtigkeit gegen ihre drei Kinder. Oft aber wäre Iſebieſens Strafregiſter durch deren ſchrankenloſe, ungezogene Güte und Unart zu lang geworden, ſo daß Marie Sibylle manche Nummern zu Iſebieſens Gunſten in Ratloſigkeit überging, denn es ſchien ihr eine Ungerechtigkeit an ſich, daß ſie an Iſebies ſo viel bemerken mußte, was nicht in Ordnung war.

Hätten die Zwillinge die Nachbarskinder eines ſchönen Abends von der Straße in die Speiſekammer geführt und ſie gebeten, zu nehmen, was ihnen gefiele, wären beide ſicher gehörig durchgewichſt worden. Aber als Iſebies mit einer ganzen Rotte in die Speiſekammer gedrungen war und mit einer großen Gebärde geſagt hatte: „Nehmt nur, was euch gefällt, auch von den Einmachbüchſen," und ihnen dann wie eine Heilige nachgeſchaut hatte in Geberwonne, das trug ihr keine Schläge ein, die Mutter ſtrich ihr über

das Haar, als ſie ihr Kind ſo antraf, und ließ den Zug der Seligbeladenen paſſieren. Iſebies aber wurde dunkelrot und ſagte: „War das vielleicht geſtohlen?“

Marie Sibylle legte ſich oft auch bei klareren Vorfällen die Frage vor: Weiß Iſebies nicht, was gut und bös iſt? Sie ſelbſt hatte es immer gewußt, auch die Zwillinge, und alle, die ſie kannte ...

In der Schule ging's miſerabel. Sie wird dumm ſein, dachte Marie Sibylle. Gottlob, daß ſie kein Bub iſt. Aber dann wieder zweifelte ſie an Iſebieſens Dummheit. Mit der Helligkeit der Zwillinge war ſie freilich nicht zu vergleichen, die waren wie von einem ſanften Licht durchſchienen, von ſüßer, gleichmäßiger Heiterkeit, beſonders die kleine Weltdame machte nicht die leiſeſte Mühe und Not. Sie gedieh in voller Grazie. „Das Kind ohne Schattenſeiten“ nannte Heinrich Eigenbrodt ſeinen Liebling. Sie gewann aller Herzen.

Zu dem Eigenbrodtſchen Hauſe gehörte eine große Zahl Tanten; auch Onkels, aber Tanten waren in der Mehrzahl. In Weimar ſind von jeher, das heißt, ſolange man von Weimar etwas weiß, die Frauen ganz beſonders gut gediehen. Schon Madame de Staël machte dieſe Bemerkung. Sie ſchreibt irgendwo, daß Goethe ſich unerträglich in Weimar hätte langweilen müſſen, wenn dieſe merkwürdig intelligenten und liebenswürdigen Frauen nicht geweſen

wären. Und so mag es geblieben sein. Es war an weiblichen starken Persönlichkeiten kein Mangel. Tanten gab es, auf die sich das ganze Haus freute, jung und alt. Die Zeitgenossinnen der Frau Mutter sprachen wie geheimnisvolle Priesterinnen einer großen Vergangenheit, als hätten sie Gralsschüsseln, gefüllt mit Erinnerung, zu hüten.

Sie sprachen, wie keine anderen Menschen auf Erden, von Goethe mit gedämpfter Stimme, — als läge er aufgebahrt im Nebenzimmer. Zu jener Zeit war man noch entfernt davon, in Goethes Vergangenheit so zu wühlen, wie man es jetzt tut. Die lieben prächtigen, alten Frauen, die ins Eigenbrodtsche Haus kamen, breiteten zarte Schleier über alles, Gutes und Böses. So konnte man freilich keine Literaturgeschichten schreiben und Literarhistoriker ernähren. Aber diese verschwiegenen Priesterinnen woben einen Gottesdienst aus ihren Erinnerungen. Frau Mutters Schwester, eine zarte, vornehme, alte Dame, einst eine vollendete Schönheit, hatte in ihrer ersten Jugend Dichter und Fürsten jener weimarer Zeit als alte Leute persönlich noch gekannt. Sie war keineswegs literarisch, wußte aber Vergangenheit so zu Gegenwart zu verwandeln, daß die beiden anmutigen Alten alles um sich her vergaßen. Auch Isebies, die ihnen oft gespannt lauschte, hörte das sanfte, geheimnisvolle Geplauder mit an. Sie hörte auf solche Art Geschichte. Zwei ganz entrückte Seelen sprachen von berühmten, herrlichen Menschen, flüsterten von deren Torheiten und Liebenswürdigkeiten, lächelten darüber weihevoll, erinnerten sich an Begegnungen, an Worte und Scherze,

die längſt vergeſſen waren, ſprachen von Feierkleidern, die längſt vermodert waren, ſprachen davon, wie Chriſtiane Goethe gar ſo wild und unſinnig als dicke Trutſchel getanzt, und was ſie angehabt hatte, waren nicht einig darüber, ob Goethe an ſeinem blauen Mantel drei oder vier Kragen übereinander hatte; wußten genau, was er geſprochen an dieſem oder jenem ſeiner Hausabende, bei denen die eine oder die andere von ihnen mit zugegen geweſen, wußten von ſeinen Ärgern und Freuden. Sie hatten Napoleon geſehen, hatten Kreuz und Not erlebt, flüſterten leiſe über die Goetheſchen Nachkommen mit einem geheimnisvollen, ſchwermütigen Ton. Frau Mutters Schweſter brachte einmal ein Gedicht mit und las es bekümmert vor. Das Gedicht war von Walter Goethe, Goethes Enkel. Sie las es mit Tränen in der Stimme.

Iſebies fühlte, daß es ſich um ein ſchweres, dunkles Schickſal handelte. Sie behielt die Worte in ihrem Gedächtnis und empfand ein Schauergefühl, wenn ſie jener Worte gedachte.

Die beiden ſanften alten Frauen ſprachen von Alma, Goethes Enkelin, die in Frau Mutters Haus wie ein eigenes Kind daheim geweſen war. Iſebies hörte da zum erſtenmal, was für wundervolle Geſchöpfe Menſchen ſein können. Sie horchte auf.

„Ja," ſagte Frau Mutter, „die hatte wirklich Goethes Glutaugen, wie die Enkelin muß er in ſeiner Kindheit geweſen ſein, ein Götterkind, natürlich und lebendig, — und unausſtehlich war ſie auch. Was für einen Willen hatte ſie, und lachen konnte

ſie, daß das Haus ſchebberte. Die hätte als Frau werden müſſen, was ihr Großvater als Mann war. Da uns Frauen das Höchſte verſagt iſt, mußte ſie wohl ſterben."

Iſebies ſagte zärtlich und verwundert: „Gomelchen" (ſo nannte Iſebies die Frau Mutter), „weshalb dürfen die Frauen das Höchſte nicht erleben?"

Da ſchaute Frau Mutter betroffen auf. Sie hatte im Eifer ihre Enkelin vergeſſen, die ihr mit brennenden Augen zuhörte.

Frau Mutters Schweſter ſagte: „Daß auch der kleine Balg immer da iſt."

Frau Mutter aber meinte: „Die iſt nun einmal ſo eine Art Katze, die immer hockt, wo's gemütlich iſt." — „Die Frauen," ſagte ſie dann zu Iſebies, „haben das Höchſte in der Liebe zu erleben, haben viel zu leiden und haben auch das Leid ihres Mannes, das Leid der Kinder und Kindeskinder und ihr eigenes zu tragen. Und wer Leid zu tragen hat, hat genug zu tun mit Tröſten und Helfen."

„Und die Freuden?" fragte Iſebies.

„Sie müſſen auch die Freuden der andern mittragen. Sie haben immer für andere zu leben. Aber Alma wäre das nicht genug geweſen, mit ſolchen Goetheaugen. Ja, und ich glaube, daß ſie deshalb ſterben mußte. Gott hat ſie behütet, daß ſie nicht wie ihr Bruder dichten mußte. An der wäre jede Vermummung verbrannt, wie Leinwand an einer Flamme zu Zunder wird."

Wenn die Frau Mutter auf Alma Goethe zu

ſprechen kam, wurde ſie ganz beredt, und Iſebies lernte ſo Goethe an ſeiner Enkelin kennen und liebte den jungen, ganz jungen Goethe.

Frau Mutters Schweſter aber ſagte, als Iſebies damals hinunter zum Tee gerufen worden war: „Schick' doch den kleinen Balg fort, wenn wir reden. Wenn meine Kinder ſo zuhörten wie Iſebies, bekämen ſie einfach eine Tachtel. Überhaupt, ich halte viel darauf, auf eine Tachtel hin und wieder. So viel ich weiß, hatteſt du mit deinen Mädchens doch auch eine leichte Hand in dieſer Beziehung. Mit Iſebies macht Ihr's nicht richtig."

„Na, was hat ſie denn getan?" fragte Frau Mutter etwas ungeduldig.

„Eben nichts hat ſie getan als zugeguckt und gelauſcht."

„Na, höre mal," meinte Frau Mutter, „den ganzen Tag kann ſie nicht ſtricken und Aufgaben machen. Ich wenigſtens bedanke mich dafür, ſie immer angebunden zu halten. Und haſt du denn ganz vergeſſen, wie wir's getrieben haben?"

Das hatte ſie auch nicht vergeſſen, die Schweſter. „Aber ſo zugehört haben wir nicht," meinte ſie.

„Natürlich nicht, weil's bei uns nicht viel zu hören gab. Damals, ſo kam mir's vor, lebten die Leute noch gar nicht recht. Kannſt du dir vorſtellen, daß die Mutter ſo geſchwätzt hätte wie wir?"

„Die Arme," ſagte die Frau Schweſter leiſe. „Ja, aber ſo recht von Herzen ſchwätzen tut ſich's auch erſt in unſerem Alter, wenn man ſieht, wie ein jeder, den man ſo kannte, ſeinen Lebensſtrumpf zu Ende geſtrickt

hat. Aber mit Iſebies macht Ihr's nicht recht. Sie ſoll ja in der Schule auch gar ſo ſchlecht ſein. Ihr Lehrer hat geſagt, ein wahrer Skandal wär's. Weißt du, Röschen, kannſt du denn gar nichts dabei tun."

„Du lieber Gott," meinte Frau Mutter, „wo nimmſt du nur den Mut her, ſo was zu ſagen? Biſt du etwa in deinen alten Tagen noch einmal in die Schule gegangen? Ich wüßte nicht wann. Ich gewiß nicht. Ich weiß, Gott ſei's geklagt, auch nur, was wir zu unſerer Zeit nicht gelernt haben. Auch Iſebies wird Gott gnädig ſein."

„Meinetwegen, wenn Ihr's nicht ſchwer nehmt," meinte die Frau Schweſter, „gebt ihr nur manchmal 'ne Tachtel, das iſt für alles gut." Mit dieſen Worten hob ſie das Plauderſtündchen auf.

Ja, manchmal eine Tachtel wäre gar nicht ſchlecht, dachte Frau Mutter, wenn nur die Bäckchen nicht ſo zart wären und die Augen nicht ſo ernſt, und wenn ich's nur könnte.

Marie Sibylle fackelte, gottlob!, nicht zu lange damit.

Im Eigenbrodtſchen Hauſe war eine ganz eigene Atmoſphäre, die Kinder lebten nach allen Seiten hin frei und doch behütet. Ihre Spiele abends vor der Türe unter den hohen Bäumen mit den Nachbarskindern, ihr freundſchaftlicher Verkehr mit dieſen und in den Häuslichkeiten der kleinbürgerlichen Nachbarsfamilien, ihr Ein und Aus im Geſchäftshaus des Vaters und dazu die vornehm würdigen Verwandten und Bekannten der Eltern. Sie ſahen das Leben nicht einſeitig. Von früh an wußten ſie auch ihre

Unterſchiede im Verkehr der drei Erwachſenen im Hauſe zu machen. Wenn bei der Frau Mutter Gäſte waren, hörten ſie durch die Decke allerlei Geräuſche, und wie die Stühle um die Spieltiſche gerückt wurden, das hatte etwas ſehr Feierliches und Gehaltenes; nach einem gedämpften Rauſchen der Stimmen trat dann Stille ein, nur manchmal von ſonderbaren Ausrufen unterbrochen. Von aller Geſelligkeit waren für ſie nur die Geräuſche da und ein wenig nachgebliebene Süßigkeiten.

Wenn die Freundinnen der Mutter beieinander waren, klang es wie heiteres, lebhaftes Vogelgekreiſch. Es klang ſo hell und luſtig wie im Herbſt, wenn die großen Vogelſchwärme über die Stadt ziehen. Verſchiedene ſehr ſchöne Arten Lachen klangen auf. Dies Lachen liebten die Kinder ganz beſonders; ſo lachten Tante Maria und Tante Anna, beide verſtanden es, die Kinder zu beſchenken. Der derbe Zwilling meinte zwar, „der Mutter ihre ſchwätzten wie eine Gänſeherde." Das wurde aber von dem feinen Zwilling und von Iſebies für eine Abſcheulichkeit erklärt. Ganz anders klangen die großen Geſellſchaften der Eltern. Das war etwas Ungeheures, da blieben die Kinder gern ſo lange als möglich wach, um das unbeſchreibliche Stimmengewirr zu hören. Da ſchien es ihnen, als wären alle Tiere der Erde und alle Winde und alles Waſſer hinter der Türe beieinander und Kirchenglocken und kleine Glocken und Vogelgezwitſcher, alles auf einmal. Wie mußten ſie luſtig da hinter den Türen ſein. Die Dienſtmädchen ſchritten majeſtätiſch ein und aus mit

Teebrettern und Schüſſeln. Vaters alter Diener hatte weiße Handſchuhe an und einen Frack. Manchmal klang eine ſehr ſanfte Männerſtimme, und wenn die erklang, trat Ruhe ein. Das war die Stimme von Frau Mutters Schwager, dem Herrn Staatsminiſter. Den Kindern erſchien dieſe Stimme wie die Stimme vom lieben Gott im Paradies, wenn Adam und Eva mit allen ihren Tieren ſpielten und luſtig waren und der liebe Gott ihnen etwas zu ſagen hatte. Es waren mancherlei großwürdige Herren da und auch ein oder zwei Paſtoren, die Iſebies nicht leiden konnte. Wenn einer von ihnen ſprach, hielt ſie ſich die Ohren zu. Die Frauen waren immer beſonders hell vergnügt. Ihr Lachen durchſchnitt alle tiefen Stimmen. Auf dieſe Abende freuten ſich die Kinder jedesmal. Der zarte Zwilling, die kleine Weltdame, meinte, nur die jungen Stimmen ſind hübſch. Es war da ein Herr, der der kleinen Weltdame gefiel, wenn der ſprach, ſagte ſie: „Jetzt ſeid alle miteinander ſtill! Da würden ſogar die Hunde wedeln, ſo eine ſchöne Stimme hat er, und immer als lachte er leiſe zwiſchen jedem Wort. Er ſieht auch wundervoll aus.“ Der derbe Zwilling liebte die komiſchen Stimmen, ſchnitt Grimaſſen, ſtreckte die Zunge heraus und ſagte: „Jawohl, mein liebes Madamchen, jawohl, mein dickes Männchen, grunz' nur ſo weiter und piep. Aber ich weiß ſchon, was du ſagen willſt. Du möchteſt etwas zu eſſen, jawohl, jawohl. Wart' nur, gleich kommt was! Laß mir ja was übrig!“

So plauderten die Kinder vor der verſchloſſenen Türe halb ausgezogen im Kinderzimmer. Wenn die

Gäſte dann aus dem Wohnzimmer ins Speiſezimmer gingen, wurde das Stimmengewirr viel dumpfer und ſchläferte ein wie Waſſerrauſchen.

Ihr Haus kam ihnen dann außerordentlich wichtig vor. Es war zu merkwürdig, daß all die würdigen, vornehmen Herren und Damen ſo einen Spektakel machten, jedenfalls doch um Vater und Mutter zu erfreuen.

„Ich glaube, Heinrich, es hat Ihnen gefallen, Sie haben ſich unterhalten," meinte die Mutter dann morgens beim Kaffee, „und ich dächte, es wäre auch alles recht anſtändig geweſen."

„Aber den Crême," ſagte dann eins von den Kindern enttäuſcht, „hatten ſie ganz aufgegeſſen."

An ſolchen Morgen wurden dann die Mädchen immer gelobt, und alle fühlten ſich gehobener Stimmung, als wäre eine Schlacht gewonnen worden. Und wer weiß, ob ein Vorpoſtengefecht nicht leichter zu dirigieren iſt, als es für die Hausfrau ſo eine Geſellſchaft iſt, in der alle würdigen Bekannten und Verwandten der Familie bewirtet und unterhalten werden und des Herrn Staatsminiſters Stimme klingt, als ſpräche der liebe Gott im Paradieſe zu Adam und Eva mit ihren Tieren.

Die Kinder wußten nicht, in was für eine gute Aſſiette, wie die liebe Frau Mutter ſich altmodiſch ausgedrückt haben würde, der liebe Gott ſie geſetzt hatte. Sie ſaßen wirklich in einer guten Aſſiette.

Wohlhabenheit im Hauſe, tadelloſe Eltern, Verwandte in großer Stellung, in der Verwandtſchaft angenehme, liebenswürdige Frauen.

Wie Kriſtall war das Leben aller, hell und durchſichtig, keine Menſchen, die Verſtecken zu ſpielen brauchten, keine unglücklichen Ehen, keine mißratenen Kinder, und war irgendwo irgend ſo etwas, ſo wurde darüber geſchwiegen wie über Goethes interne Angelegenheiten. Noch etwas, was in der damaligen Gegenwart der Familie wohl niemanden bewußt wurde, war das Ineinandergreifen der verſchiedenen Zeitperioden — Frau Mutter war Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren und wurde weit über achtzig Jahre alt. Sie trug den Zauber, die Leichtlebigkeit, das Gartenleben, die Naivität und Lebensruhe der geſegneten Empiremenſchen ins Haus, und alle alten Verwandten lebten und ſprachen noch Empire.

Marie Sibylle und Heinrich Eigenbrodt waren die Tüchtigen und Braven, deren erſte Kindheit am Ausgang der Zeit lag, die man ſpäter Biedermeierzeit nannte, die Biederen, Freien und Vornehmen, die in die moderne Zeit hineingewachſen waren, die große Entwickelungen und Umwandlungen in erſter Jugend geſehen hatten, und deren Kinder moderne Menſchen wurden, die alles, was das Erſtaunen ihrer Großeltern und Eltern hervorgerufen hatte, als Selbſtverſtändliches vorfanden. Frau Mutter wußte ſich der Zeit zu erinnern, wo die erſte regelrechte Landſtraße in Weimar Aufſehen erregt hatte. Die Briefe ihrer Jugend waren auf die abenteuerlichſte

Weiſe in ihre Hand gekommen. Durch den Fuhrmann wurden die Poſtſachen befördert oder nicht befördert. Es war immer eine große Sache geweſen, wenn ſo ein feſter rauher Brief wirklich da ankam, wo er ankommen ſollte, und die Leute damals hatten ſich gewundert, wie herrlich weit ſie es gebracht, daß dies wirklich möglich geworden war und ſo unendlich oft ordentlich geſchah, denn die Menſchen der großen inhaltsreichen Briefwechſel haben nicht in der Zeit des großartig organiſierten Poſtverkehrs gelebt, ihre Briefe kamen unter blauen Fuhrmannskitteln verborgen aus nah und fern, übernachteten mit ihrem braven Träger auf Stroh in elenden Unterkünften, ruhten auf ſeinem von Liebe, Schnaps und Bier berauſchten Herzen und erlebten mit ihm Abenteuer über Abenteuer, Stürme und Regen, Hitze und allerlei Streiche von Natur, Menſch und Vieh.

Wie ſtark Frau Mutters Empireeinfluß im Hauſe auf die Kinder gewirkt hatte, zeigte ſich 1870. Keins der Kinder, und beſonders Iſebies nicht, wollten dieſen Krieg als einen ordentlichen, echten Krieg gelten laſſen. Er hatte auch kein Opfer in der nächſten Familie gefordert, hatte in den Familienfrieden nicht eingegriffen. Sie kannten die Freiheitskriege aus Großmutters Erzählungen, ſie hatten die wundervollen Lieder mit Frau Mutter geſungen:

„Wo kommſt du her in dem roten Kleid?
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?“
„Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.

Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo rot."

„Sag' an Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo Ihr ſchlugt die Schlacht?"
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht.
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tauſenden mußte der Atem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt."

Oder:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürſten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Waffen in Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen geſegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß.

So grüßt der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzoſen ſchlagen ſich will,
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Das war Feuer und Glut geweſen, Napoleon, der Ungeheure, war vor Iſebies' Augen wie ein gewaltiger, umwölkter, blitzender Berg aufgeſtiegen.

Die Kämpfe der Deutſchen waren heilige Kämpfe geweſen, die Lieder dunkle, geheimnisvolle Schlacht- und Todesrufe, wie Donner und Hochgewitter. Ihr eigner Großvater hatte unter Lützow als zwanzigjähriger Jüngling gekämpft.

Frau Mutter hatte durch ihr Erzählen gar keinen Platz gelaſſen für Neues. Die Wacht am Rhein fand Iſebies ſehr ledern und ſchwer auswendig zu lernen, ein häßliches Lied und gar nicht ſchaurig. Der Napoleon, um den es ſich jetzt handelte, ſah den Kindern aus wie ein Hampelmann, den die Zwillinge einmal zu Weihnachten bekommen hatten, und der Glöckchen an dem gewichſten Schnurrbart trug.

Der 18. Oktober, der Gedenktag der Leipziger Schlacht mit ſeinem großen Gedenkfeuer und dem tiefen, herrlichen Geläut der Schloßkirchglocken, die nur zu den höchſten Feſttagen geläutet wurden, war den Kindern von ihrer erſten Bewußtheit an immer als etwas überaus Heiliges ausgedeutet worden. Und als dieſer Tag von der „langweiligen Sedanfeier", wie die Kinder ſagten, verdrängt wurde, war große Trauer bei ihnen.

In der Schweſterſtadt Eiſenach lebten Frau Mutters und des Staatsminiſters nächſte Verwandte, ſeine Geſchwiſter und er ſelbſt wohnte dort in den Sommermonaten. Drei altertümliche Häuſer ſtanden in einem wundervollen Garten, der jetzt vom Erdboden verſchwunden iſt, eine ganze Welt von einem Garten, unendlich groß und doch Garten, nicht Park, aber Blumen und Wieſen, Beeren- und Früchtegarten, ſo heiter und köſtlich, wie jetzt kein

Menſch ein ſolches Paradies auch nur zu träumen imſtande iſt.

Jedes der drei Geſchwiſter lebte in einem der alten Häuſer. Das Haus der Schweſter roſenfarben mit hellgrünen Läden, das Roſa der Zentifolie und die grünen Blätter der Zentifolie. Vor dem Hauſe eine herrliche Kaſtanie, die die Zweige auf der Erde ſchleppte und eine hohe ſmaragdgrüne Laube bildete, in deren grünem Licht der Kaffeetiſch ſtand, der Tiſch, auf dem an ſchönen Tagen die zarten Taſſen, das alte herrliche Silber und der duftende Obſtkuchen prangte, der nur bei den Geſchwiſtern ſo vollkommen köſtlich gebacken wurde: auf knuſprigen Teig in einem Vanillerahmcrême das zarte Obſt gebettet. Daß dieſer Obſtkuchen vor den Perſönlichkeiten, vor den Schickſalen und Eigenheiten der drei Geſchwiſter erwähnt wird, hat ſeinen guten Grund, denn dieſer Obſtkuchen war durchaus kein gewöhnlicher Kuchen. Er war das Wahrzeichen der Familie. Seit Generationen hatten ſie dieſen Kuchen zu backen verſtanden. Er war gleichſam das Adelsdiplom dieſer Patrizier. Keine Bohêmefrau würde ſo etwas zu backen verſtehen — unmöglich! Um das zu können, gehört ererbter Friede, ererbte Pflichttreue, ererbtes Behagen, ererbte Liebenswürdigkeit und zarte Würde der Perſon dazu. Dieſer Kuchen war gewiſſermaßen aus lauter köſtlichen Traditionen gebacken, das Glaubensbekenntnis einer alten Familie. Das ſchlecht getragene Schickſal einer Frau, die zu dieſer Familie gehörte, würde ihr die Fähigkeit nehmen, einen ſolchen Kuchen zu backen oder backen zu laſſen. Wer dieſen Kuchen zu backen

verſtand, war rein, ſtark, unſchuldig, von eiſerner Pflichttreue, klug, ſchweigſam und geduldig. Das alles war des Staatsminiſters Schweſter Lenore, eine kleine, zierliche Dame, klein wie ein Kind mit einem bedeutenden Geſicht, traurigen guten Augen, eine der Tanten, die den Kindern des Eigenbrodtſchen Hauſes der Inbegriff aller Herrlichkeiten der Erde war. Von ihr kamen die ſchönſten Geſchenke, ihr Reich war Sommerfreude an ſich, ihr zentifolienfarbenes Haus, ihr freundliches Hausgeſinde, ſie ſelbſt war mit Märchenzauber umgeben, und die traurigen, ſtillen Augen in dem alten Geſicht ſah die liebe Jugend nicht. Sie war faſt keine Perſon, es ſtrömte aber von ihr Gutes und Wohltätiges aus, ihre Umgebung ſprach für ſie, ihr roſa Haus ſchmeichelte den Gäſten, die herrlichen Blumen und Früchte lachten für ſie, ihr wohlbeſetzter Gäſtetiſch erzählte von Lebensfreude, ihre Weine, von denen ſie keinen Tropfen trank, erhöhten die Stimmung. Die Herrlichkeit um ſie her war ſie ſelbſt, trotz der traurigen Augen, die Kirſchen und Erdbeeren und die Reineclauden im Garten und der reiche Blumenflor.

In einem andern Haus mit hohem Dach und kleinen Räumen und einem alten Familienſaal wohnte Bruder Karl, der im Jahre achtundvierzig ſeinen Miniſterpoſten niedergelegt und ſich in den Paradiesgarten, in den die Wartburg ſieghaft hinabſchaute, zurückgezogen hatte. Auch er hielt, wie Schweſter Lenore, reichliche Dienerſchaft, eine alte Haushälterin führte die Wirtſchaft, und ein Gärtner kultivierte den Anteil des Gartens, der Onkel Karl zugefallen war. Tante

Lenores Gärtner, der von Bruder Karl und der von Bruder Beatus ſchufen und arbeiteten an dieſem köſtlichen Stückchen Erde, hielten Frieden untereinander, wie es die drei Geſchwiſter auch taten. Es war ein Wettbewerb an Blumen und Obſtbäumen, Melonen, Gemüſen und Früchten allerart, der dem Garten zugute kam.

Wenn die Geſchwiſter ſich gegenſeitig am Morgen etwas feierlich ihren Beſuch machten, hatte jedes dem andern gar manchmal irgend ein köſtliches Erzeugnis auf den Tiſch zu legen. Tante Lenores Edwin baute unübertrefflichen Spargel, Onkel Beatus' Franz zog allerhand ausländiſche Dinge, die der Herr Staatsrat von ſeinen weiten Reiſen mitgebracht und zu kultivieren verſuchte, amerikaniſchen großblättrigen Spinat und Tomaten, die damals noch ſehr bewundert waren, Speiſekürbiſſe und dunkelblaue Früchte des Nachtſchattens, die für alle ein fürchterliches Ausſehen hatten, und die nur Onkel Beatus mit Vorliebe in Öl gebraten furchtlos verzehrte. Onkel Beatus' Gärtner hatte ſich auch beſonders auf Champignons verlegt, die er in großer Pracht zu ziehen verſtand. Sie hatten das leuchtende roſige Fleiſch gepflegter Kinderkörper.

Im Exzellenzgarten wohnten Menſchen, die ihresgleichen ſuchten an Gaben, Charakteren und Erfolgen, und alle hatten es verſtanden, ſich beizeiten vornehm von der Welt zurückzuziehen in ihren Gartenfrieden. Dieſe Weisheit hatten ſie von ihrer Mutter ererbt, die als vornehme Frau abends ſpät ihre Laterne anzünden ließ, wenn ihr der Familien-

und Geſelligkeitstrubel zu lärmend wurde, und bloß-füßig, gefolgt von ihrem alten Diener, in ein ſtilles, ganz entlegenes Waldhaus, das ſie ſich gekauft hatte, ging, um dort zu ſchlafen und in der Frühe die Stille zu genießen.

Alle Kinder dieſer Mutter hatten es im Leben weit gebracht, nur Schweſter Lenore nicht. Die Eigenbrodtſchen Kinder hörten unzuſammenhängende Dinge von dieſer Tante im roſenroten Haus. Tante Lenores Mann ſoll ſich zwei Tage nach der Hochzeit ertränkt haben, und als man ihn gefunden und die Nachricht brachte, habe die Familie beim Kaffee-trinken in der ſmaragdgrünen Laube unter dem blühenden Kaſtanienbaum geſeſſen, der ſeine Zweige auf der Erde ſchleppen ließ. Whiſt hatten ſie gerade geſpielt, und die Gäſte hatten aus den zarten Taſſen getrunken, die glänzenden Kannen hatten geſchimmert und der herrliche Obſtkuchen geduftet.

Die Nachricht war dem Vater des Hauſes zu-geflüſtert worden. Er hatte das Geſpräch der Gäſte nicht unterbrechen laſſen, keine Miene hatte ſich bei ihm verzogen. Zerſtörung durfte hier nicht ſein. Brutal durfte das Unglück hier nicht einziehen. Faſſungsloſigkeit war verpönt. Die Gäſte konnten nicht formlos entlaſſen werden. Schweigen wurde über dieſen Todesfall gebreitet. Und dies furchtbare Schweigenmüſſen und -können war noch zur Zeit, als die Kinder Lenore als altes Weiblein kennen lernten, in den traurigen Augen, die niemand be-merkte, zu leſen.

Die Brüder aber kannten und ehrten Lenores

ſtille Augen. Sie dienten ihr, ſie vergaßen ihr nicht ihr tapfer getragenes Leid, ihre tapfer getragene Glückloſigkeit, ihre tapfere Ergebung.

Ein ganz wunderliches ſtilles Verhältnis war zwiſchen den Brüdern und der Schweſter. Nach fünfzig Jahren war alles Vorgefallene wie unvergeſſen. Sie verſtanden ſchwerſtes Unglück, ohne eine Miene zu verziehen, ſchweigend auf ſich zu nehmen, aber ſie vergaßen nicht, und ihr Mitleid und Mitwiſſen war faſt unſterblich.

Das war der Exzellenzengarten, der zum Hauſe der Eigenbrodts mit gehörte. Er war das Paradies ihrer Kindheit.

Die Alten, die in das Leben der Neuen ragten, mochten tiefer eingewurzelt ſein in die Zeit ihrer Kraft, in der ſie gewachſen und gediehen waren. Sie erſchienen charakteriſtiſcher, es hatte den Anſchein, als wären ſie tiefer, in ſich ſelbſt ruhender geweſen wie die Neuen und heiterer, urſprünglicher, weniger zerſtreut, es ſchien ſo.

Die Mädchen im Eigenbrodtſchen Hauſe lebten eine reiche Kindheit, weil ſie in der Vergangenheit der Frau Mutter mitlebten, beſonders Iſebies. Jedes ſich Verſenken in den andern bringt doppeltes Leben. Es können es auch nur die, denen die Gabe des Hellſehens verliehen iſt, denn wir leben auf dieſer Erde alle als einſame Welten. Keiner ſieht den andern, fühlt nur ſich, und fühlt einer den andern, das heißt fühlt mit ihm, ſchaut in ihn hinein, ſo iſt ein großes

Wunder geſchehen. Ja, auf dieſer traurigen, ſtrengen Erde geſchehen Wunder. Iſebies lebte hellſehend die Kindheit der Frau Mutter mit ihrer eigenen zugleich. Sie liebte deren längſt verſtorbene jungen Kameraden, erlebte längſt vergangene Kindertage, ſah Goethe im Geiſt im alten Weimar in ſeinem Heim, in dem zu jener Eigenbrodtſchen Zeit eine Nichte der Frau Mutter mit ihrem Gatten wohnte. Ein engliſcher Goetheverehrer, dem es eine Lebenserhöhung erſchien, in den geheiligten Räumen ſein Daſein zu führen.

Frau Mutter mußte Iſebies erzählen, an welchen Stellen in Weimar ſie Goethe geſprochen, an welchen Stellen ſie ihm begegnet. Das Weſen ſeiner Perſönlichkeit hatte das Kind ganz gefangen genommen.

Der Onkel im Goethehaus, der eine wunderbare Würde und geheimnisvolle Geiſtigkeit beſaß, nahm oft in des Kindes Seele die Rolle Goethes an, wenn er im uralten Garten am Frauenplan auf und nieder wandelte und Iſebies und die Frau Mutter mit der Frau des Onkels ihren Tee unter der ſchönen Blutbuche des Goethegartens tranken. Der engliſche Onkel war ein ganz außergewöhnlicher Menſch, er gehörte zu den ſchweigſamen Gütigen, die ihr Weſen von ſich ausſtrömen laſſen, ohne viel Worte zu machen. Auf Menſchen, die ihn nicht näher kannten, machte er einen geheimnisvollen Eindruck. Auf Iſebies ganz beſonders, wohl weil er ſich in ihren Phantaſien zu einem andern wandeln konnte. Sie errötete immer tief, wenn er ſie anſprach. Trotzdem er zu den Nächſten des Eigenbrodtſchen Hauſes gehörte, erſchien er

ihr wie aus einer andern Welt, und ſie fand es ſehr ſchön, daß des Onkels Frau ihn wie ein höheres Weſen behandelte.

Sein Händedruck war ſo außerordentlich kräftig, daß Iſebies ſich erſt ein Herz faſſen mußte, ihm die Hand zu geben; aber auch dieſe kraftvolle Art zu begrüßen war geheimnisvoll und merkwürdig und ſtammte nicht aus Iſebies Eigenbrodts Welt.

In Weimar war für das Kind Vergangenes und Gegenwärtiges ſagenhaft lebendig. Wie mächtige Wolkenſchatten zogen die vergangenen großen Perſönlichkeiten über ihre Seele hin, wie große wundervolle Heiligenbilder und rätſelhafte Königsbilder. Auch in der Gegenwart ſah ſie Menſchen an ſich vorübergehen, die mit den längſt vergangenen Ähnlichkeit hatten, die zu den rätſelhaften Königsbildern und Heiligenbildern und Wolkenſchatten gehörten, die über den Himmel ihrer Kindheit zogen. Niemand in Weimar iſt dem alten Liſzt begegnet, ohne ihn fürs Leben im Gedächtnis feſtgehalten zu haben.

Er ging durch die Straßen wie eine Erſcheinung. Jeder ſah ihm gegenüber alltäglich aus. Mutter Natur hatte die Weimaraner nach gutem bewährtem Rezept gebraut, und man durfte ſich durchaus nicht beſonders darüber beklagen. Liſzt aber war wie ein Kunſtwerk, das ein großer Künſtler geſchaffen, um mächtige Ideen darzuſtellen. Seine Linien waren einfacher und größer als bei anderen Sterblichen. Sie wirkten ungeheuer einfach und waren ganz durchdrungen von außerordentlichen Kräften des Geiſtes und der Seele. Er trug in ſeiner äußeren Erſchei-

nung das Weſen der Muſik ausgeprägt in jedem ſeiner Züge; ſah auch nicht aus wie ein guter Menſch, ſondern trug die Güte, das Weſen der Güte in ſeinen Bewegungen, ſeinem Lächeln. Rätſelhaft und erſtaunlich war ſein Anblick. Die ihn liebten, ſahen ihn vielleicht nicht in ſeiner ganzen Fremdartigkeit. Die ihn nicht verſtanden, wollten es nicht ſehen. Die ihn verſtanden, maßen ihn nach ihren eigenen Kräften; aber das träumeriſche Kind aus dem Hauſe Eigenbrodt ſah ihn an ſich vorüberziehen wie eine übermenſchliche Erſcheinung und ahnte Dinge, die es nicht nennen konnte, aber den Wert dieſer Dinge wußte es in ſeinem wiſſenden Herzen. Das Kind ſah ihn, wie er, in ſeinem Brevier leſend, im ſchwarzen geiſtlichen Kleid der katholiſchen Kirche zuging. Es hätte einmal ein proteſtantiſcher Weimaraner ſo vertieft in ſein Geſangbuch auf der Straße gehen ſollen wie Liſzt, ſo weltverſunken. Die Straßenbuben wären dieſem unſinnigen Weimaraner nachgelaufen, hätten ihn mit Steinen geworfen, man hätte ihn zur Polizei geſchleppt, ins Irrenhaus, ins Krankenhaus, Gott weiß wohin — nur fort! Liſzt aber ging, als wäre er allein auf Erden.

Sie ſah auch, wie Liſzt in einem Kirchenkonzert von ſeinen Schülern, Verehrern und Schülerinnen begrüßt wurde, wie ſie ihn verehrten wie ein höheres Weſen, wie ſie ihm die Hände küßten in einer Ekſtaſe der Anbetung, und wie vornehm er dieſe Anbetungen entgegennahm. Sie ſah ihn mit ungewöhnlich eleganten Frauen im Park auf- und niederwandeln, mit Frauen, die wie Königinnen ausſahen, fremdartig

und außerordentlich. Sie ſah, wie ſeine Schüler ihm nachahmten in Gang und Haartracht, und wie es keinem gelang, ihm auch nur annähernd nahe zu kommen. In Weimar gingen Märchen und Wunder auf allen Wegen, vergangene und gegenwärtige Märchen, und zogen wie Wolkenſchatten über das Kind hin.

An einem Maiabend hörte ſie Liſzt Klavier ſpielen. Sie kam aus dem Hauſe des alten Landſchaftsmalers Friedrich Preller und ging mit ihrem Laternchen heim, da hörte ſie aus einem Hauſe in der Belvedere-Allee wundervolle Muſik. Sie wußte nicht, wo Liſzt wohnte, und wußte nicht, daß Liſzt es war, der ſpielte, aber ſie blies ihr Laternchen aus und hörte aus dem Dunkel der Maienbüſche des dichten, duftenden Laubes zum erſten Male große Kunſt, war davon ganz erſchüttert und vergaß das Heimgehen.

Sie erzählte daheim von wundervoller Muſik und erfuhr, daß es Liſzt war, den ſie gehört hatte.

Und ſie vergaß auch nie, wie ſie ihr Laternchen ausgeblaſen hatte, ihm zuzuhören, und vergaß nie die Worte ihres Vaters: „Geh an ſolchen Dingen vorüber, wenn wir Freunde bleiben wollen, mein Kind! Das iſt nichts für dich. Elende Exiſtenzen laufen genug hier in Weimar umher. Ich will, daß meine Kinder glücklich werden.“ Heinrich Eigenbrodt drückte dem Kinde bewegt die Hand.

Als Iſebies im Bett lag und die Mutter zu ihren drei kleinen Mädchen kam, fragte Iſebies leiſe: „Was meinte denn Väterchen?“

„Der meinte wohl," ſagte Marie Sibylle, „daß dieſe Dinge für dich nichts ſind. Er hat Liſzt gut gekannt, aber er wollte früher auch nicht, daß ich Liſzt hören ſollte. In jener Zeit hat er wohl viel unglückliche Menſchen, denk' ich mir, geſehen." Das Kind konnte ſich auch bei den Worten der Mutter nichts vorſtellen. Iſebies meinte nur: „Komiſch, Väterchen liebt alles Schöne, weshalb liebt er Liſzt nicht?"

Im Eigenbrodtſchen Hauſe verkehrten wenig Künſtler. Heinrich Eigenbrodt wünſchte es nicht, trotzdem er ein Liebhaber der Kunſt war. An den Wänden der Wohnräume hingen wertvolle Gemälde. Jeder Gebrauchsgegenſtand im Hauſe zeugte von der Schönheitsliebe des Hausherrn.

Er ſtand auch dem Adel ſehr kühl und abwehrend gegenüber wie dem Judentum. „Mein Haus ſteht einem feinen Juden, wie Freund Herz einer iſt, jederzeit offen, einem vertrauenswürdigen Künſtler, wie Preller und Wislicenus, einem wahrhaft gebildeten Adeligen, wie Freund Hellmut von Gerſtung." Das vornehme Bürgertum war ihm aber der Inbegriff des Normalzuſtandes der Menſchheit, nicht zu leicht und nicht zu ſchwer war es dieſer Kaſte gemacht, in guter Kultur zu leben, Großes zu leiſten und Gutes.

Heinrich Eigenbrodt hatte allen Grund, an dieſer Erkenntnis feſtzuhalten, wenn er der Entwicklung ſeiner Familie und der Familie ſeiner Frau gedachte.

Magelone von Geldern aber war eine der wenigen

adeligen Frauen in Weimar, bei der Heinrich Eigenbrodt eine Ausnahme in seiner Auffassung der Dinge machte. Er hatte Freude an ihr, wie er an einem Kunstwerk Freude hatte. Traf er Magelone von Geldern im Theater oder auf einem Spaziergang im Park, versäumte er nicht, von dieser Begegnung daheim lebhaft zu erzählen.

„Wenn ich nun wie Magelone würde?“ sagte Marie Sibylle einst lächelnd bei Tisch, als ihr Gatte wieder einmal mit Lebhaftigkeit von dieser Frau nach einer Begegnung mit ihr sprach.

„Wie Magelone von Geldern wird man nicht, sie ist von jeher das gewesen, was sie ist.“

„Ich meine es auch nicht so feierlich,“ sagte Sibylle.

Isebies wurde eines Tages zu Magelone von Geldern geschickt, um ihr eine Einladung zu überbringen. Sie war nicht gern gegangen, denn Magelone war so groß und trug sich anders wie andere Frauen, ging nicht nach der Mode gekleidet und hatte etwas von einer stolzen Äbtissin an sich. Es war, als wollte sie sagen: ich bin, wie ich bin. Die Kleidung faltig, verhüllend im großen Stil, nichts Kleinliches war an der ganzen Person zu bemerken, ihr Gesicht ein wenig flach, sehr weiß, und Augen und Mund von lebhafter Eigenart, etwas kalt und doch urlebendig. Für ein kleines träumerisches Mädchen, das halb wildes, kleines Tier, halb gutes Kind war, mochte Magelone von Geldern das haben, was zu großer Verlegenheit auffordert.

Als Isebies an der Glastüre des kleinen Hauses am Park klingelte, welches Magelone bewohnte, wurde

ſie von der Kammerjungfer gemeldet und in das Zimmer geführt, deſſen Fenſter hinaus auf hohe Bäume und Wieſen gingen. Dies Zimmer aber war eine ganze Welt. Wer da eintrat, trat in das ganze Leben einer ſehr merkwürdigen Frau ein.

Iſebies fühlte ſich außerordentlich befangen, als ihr Magelone von Geldern entgegenkam in einem dunkel goldfarbenen Hausgewand aus feiner Wolle, das in weichen Falten ſie einhüllte. Auf dem blonden Kopf mit dem ſchlichten Haar trug ſie einen leichten ſchwarzen Schleier. Ihre Perſon ſah mächtig und eigentümlich anziehend aus. Die auffallend ſchönen und gepflegten Hände taten das ihre zu dieſem Eindruck. Es waren ruhige, ſtarke und doch zarte Hände. Iſebies dachte an die Schmetterlingshände der Frau Mutter; das waren wieder ganz andere Hände, aber die von Magelone von Geldern ſchienen ihr unergründlich weich zu ſein und doch feſt — feſt. Das Kind fühlte ſich unbeſchreiblich zu dieſer Frau hingezogen und war doch voll Scheu. Sie richtete ihren Auftrag aus, und Magelone ſprach mit ihr. Iſebies aber ſah währenddem alles, was ſich im Zimmer befand.

Bilder, Bilder, Familienporträts aus der Goetheſchen Zeit. Dann Kupferſtiche und Photographien, und dieſe Photographien ſtellten Männer und Frauen dar, hauptſächlich Männer, mit denen Magelone befreundet war, oder die zu ihrer nächſten Familie gehörten. Magelone zeigte dem Kinde das Bild ihrer Mutter und ſagte: „Das war eine herrliche Frau.“

„Und alle die?“ fragte Isebies leise und zeigte auf die Photographien, die ungerahmt auf langen Wandbrettern standen, von Blumen und allerlei interessantem Durcheinander unterbrochen. „Das sind lauter Menschen, die mir lieb sind, du wirst viele dem Namen nach schon kennen.“

Es waren Männer und Frauen mit berühmten Namen. Ja, Isebies kannte manche Namen — und Liszt — da war auch Liszt. Isebies schien das Zimmer unaussprechlich behaglich. Die Lehnstühle und Sofas standen so, als hätten hier schon viele Menschen gemütlich geplaudert — und was für Menschen! Kein neues Möbel war im Zimmer, alle sahen unscheinbar vornehm aus und ganz durchlebt von der Eigenart ihrer Besitzer. Soviel weiche Kissen hatte Isebies noch nie beieinander gesehen. Überall konnte man sich einmuscheln, — und das Licht war durch die vielen großen Blattpflanzen so mild. Unendlich gern hätte sie sich alles recht genau betrachtet, und wenn sie den Mut gehabt hätte, würde sie auch sehr viel gefragt haben. Aber das war hier ausgeschlossen.

Sie dachte: Ich verstehe ganz gut, daß sie viele Freunde hat, auch so berühmte Freunde. Jeder kann sich hier mit soviel Sofakissen, wie er mag, ein Nest bauen. Sie wird das sicher erlauben. Für Magelones Hände hatte das Kind ein geradezu zärtliches Empfinden. Weint ein Mensch, oder ist er krank, oder hat man ihm etwas getan, ist es gewiß sehr gut, sich daran festzuhalten, dachte sie. Sie hätte sich gefreut, wenn Magelone von Geldern sie gestreichelt hätte.

Draußen ſchellte es. Die Türe ging nach einer Weile leiſe auf, eine Hand, eine ganz merkwürdige Hand reichte durch die Türſpalte Roſen herein.

Magelone ſah lächelnd auf dieſes Phänomen. „Das kann nur, — das kann nur einer ſein, der heute wieder angekommen iſt!“ rief Magelone liebenswürdig und froh lachend.

Liſzt trat ein.

Iſebies bekam ſolch einen Schreck, als wäre der ſteinerne Gaſt ins Zimmer geritten.

„Ja, heut früh wiedergekommen,“ ſagte Liſzt.

Iſebies klang die Stimme ſehr fremdartig. Gerade in ihrer Einfachheit ſo außergewöhnlich. Magelone von Geldern fragte den fabelhaften Mann herzlich und teilnehmend und fragte auch, ob er ſeine Sachen alle wieder hübſch mitgebracht hätte.

Da lächelte er: „O, wir werden ſehen.“

„Das fürcht' ich auch, daß wir das ſehen werden,“ ſagte Magelone ſcherzhaft und etwas derb und machte ihrem Freund wirklich ein Neſt mit den weichſten Sofakiſſen zurecht. Drei bis vier ſchob ſie ihm bequem hin, und er küßte die guten, ſorgſamen, ſchönen Hände.

Magelone gab Iſebies die Roſen, damit die Jungfer ſie ins Waſſer ſtecken ſollte. Als ſie wieder eintrat, ſagte Magelone: „Das iſt die Tochter von Heinrich Eigenbrodt.“

Liſzt blickte das Kind gütig an und ſagte: „Ich habe deinen Vater oft geſehen, wir waren gute Freunde, bring' ihm meine Grüße.“ Zu Magelone gewendet, ſprach er franzöſiſch: „Ein kleines Sphinx-

geſicht. Man ſagt, das deutet auf eine lange Jugend."

„Na," meinte Magelone von Geldern kühl und ruhig, aber immer mit einem Unterton von Humor, „das möchte ich nicht ohne weiteres als Glück unterſchreiben. Gewöhnlich häufen ſich dann die Dummheiten erſt recht, denn der Menſch iſt nicht auf lange Jugend eingerichtet. Es iſt nicht einmal bon genre."

„O," ſagte Liſzt. „Un aphorisme de Magelone de Geldern."

Iſebies ging auf dem Heimweg mit beflügelten Schritten. Ganz verſtanden hatte ſie nicht, was Liſzt geſagt hatte. Schade, daß ſie im Franzöſiſchen ſo niederträchtig ſchlecht war. Jetzt ſollten ſie aber eine Erzieherin bekommen. Gott ſei Dank noch nicht gleich. Aber dann mußte alles beſſer werden.

Inzwiſchen aber lebten ſie ihr heiteres, wohl behütetes und doch freies Leben ſeelenruhig weiter.

Das Haus der kindlich Starken mit allem Darin und Darum war ein Haus voll Gutheit, Behagen, ſtolzer Abgeſchloſſenheit, Wohlhabenheit und Unſchuld. Sie lebten gute Täge in Liebe zueinander und in geſunder, ſchöner Naivität. Die Mädchen wuchſen auf, ohne daß ſich jemand Sorge darüber machte. So weit, daß Wiſſen und Erinnern ſich in die Generationen verlor, war nie ein Kind entartet, nie eins auf falſchen Wegen gegangen.

Drüben im Geſchäftshaus trieben hauptſächlich Biwi und Liſelotte ihr Weſen. Iſebies aber fand das Falzen der Zeitungen oft langweilig. Sie konnte auch die Herren im Kontor nicht recht leiden. So angebundene Mannsbilder, die nicht fort konnten, mochte ſie nicht. Die Zeitungsmädchen waren ihr zu dreckig. Die Zeitungskinder hatten immer etwas zu tun. So ſpielte ſie mehr noch wie die andern draußen vor der Türe unter den hohen Bäumen mit den Nachbarsjungen und -mädchen.

Drei brave, wohlerzogene jüdiſche Kinder ſtanden bei ihr in großer Gunſt, trotzdem dieſe Kinder ihr im Grunde überlegen waren in allem, was Vernunft betraf. Iſebies hatte ſich oft vor ihnen ſchämen müſſen, aber ſie hatten etwas, was Iſebies anzog. Die Eltern führten einen kleinen Laden mit Leinenzeug in der Nachbarſchaft und betrieben außerdem allerhand Geſchäfte, borgten auf Pfänder und vermittelten Käufe und Verkäufe. Was Iſebies anzog, mochte ſein, daß ſie eben Juden waren. Iſebies kannte nur Proteſtanten. Sie hatte auch keinen Katholiken geſehen außer Liſzt und Frau Mutters alter Köchin Regine.

Und die alte Regine war auch für Iſebies mit Geheimniſſen umfloſſen. Bei ihr in der Dachkammer hatte ſie zum erſtenmal ein Kruzifix geſchaut, — und das war nicht der Herr Jeſus Chriſtus geweſen, von dem ſie in der Religionsſtunde hörte, der ſanfte Mann, der geſagt hatte: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und den ſich Iſebies mit glattgeſcheiteltem blonden Haar in einem ſchönen Gewand mit Falten

vorſtellte, die es nur auf ſehr geduldigen Bildern geben konnte.

Das war ein ganz andrer, geheimnisvoller Chriſtus, der katholiſche am Kreuz.

Mit tiefem Schauern hatte Iſebies einmal ſeine durchbohrten Füße ganz ſanft berührt, und da waren Tränen in ihre Augen gekommen, als hätte ſie eine wirkliche Wunde berührt.

Und die alte Regine hatte ihr geſagt: „Das hat ſchon bei neun Sterbenden gelegen."

Bei neun Sterbenden, war es Iſebies durch die Seele gerauſcht, — und ſie hatte in ihren Beinen ein Gefühl des Zuſammenbrechens geſpürt. Dunkle ferne Geheimniſſe waren über ſie hingegangen wie Wogen. Uralte Worte, uralte Schmerzen hatte ſie unbewußt empfunden.

Die katholiſche Regine war ihr von da an wie ein Fremdling im Haus erſchienen, die ein Geheimnis behütet, von dem niemand weiß.

Ähnlich war es Iſebies bei ihrem erſten Zuſammentreffen mit den drei Judenkindern ergangen.

„Das ſind Judenkinder," hatten die anderen ihr zugewiſpert, „Judenkinder."

Iſebies aber dachte, als ſie mit ihnen Fangemann ſpielte: Das ſind Verwandte von Adam und Eva, von Noah, von Abraham und Iſaak, Chriſtus und Judas Iſchariot. Was in ihrem leichtſinnigen Hirn hängen geblieben war, begann zu leben. Urweltliche Geſtalten ſtiegen auf. Im Abenddunkel, beim Huſchen und Laufen unter den alten Bäumen belebten ſich geheimnisvolle Bilder in ihrer Seele,

und sie sprach mit den Kindern in befangener Scheu. Wie Königskinder aus einem alten Märchen erschienen sie ihr, ganz unwirklich und von großem Zauber umgeben. Vielleicht, dachte Isebies, haben sie die Augen von Eva und schauen einen so an wie die schaute, oder die Augen von Rebekka oder Abraham, wer weiß, wer schon so geguckt hat.

An einem stürmischen Herbstvorabend zwischen Licht und Dämmern sah sie die Kinder in der Nähe des Hauses stehen, lief zu ihnen hinab und rief ihnen zu: „Ihr steht ja so, als hätten die Hühner euch das Brot genommen? Was ist denn los? Ihr seht ja so fein aus."

Ja, und sie sahen fein aus. Der Bub stand in einem feierlichen, schwarzen Rock und die Mädchen in hellblauen Wollkleidern und hatten dreieckige Tücher, mit Rosenkanten eingewebt, um die Schultern.

„Was habt ihr? Wohin geht ihr denn?"

Das älteste Mädchen sagte: „Uns ist der Goj ausgeblieben. Wir wollen die alte Müllern holen, daß sie uns die Lichter anzündet."

„Na, könnt ihr denn keine Lichter anzünden?"

„Am Freitagabend dürfen wir das nicht."

„Kann ich sie euch anzünden?" fragte Isebies schüchtern.

„Ja, wenn du willst."

„Aber," sagte der Bub, „du darfst nicht lachen."

„Nein," sagte Isebies.

So nahmen sie das Kind mit sich.

„Wieso dürft ihr keine Lichter am Freitagabend anzünden?"

„Da ſoll niemand etwas tun.“

„Das iſt bei euch ſo? Was iſt denn ein Goj?“

Die Kinder liefen im Trab durch die ſchmalen Gaſſen. Der Wind wehte kräftig. Es roch nach Herbſt, nach fallendem Laub, nach fernem Rauch; draußen auf den Feldern brannten Kartoffelfeuer.

Iſebies rief im Laufen: „Riecht einmal, — und was iſt ein Goj?“

„Der Goj muß das Licht anzünden.“

„Bin ich ein Goj? Weshalb lauft ihr denn ſo?“

„Weil's bald dunkel wird.“

Iſebies war ſchon einmal bei Lewins geweſen, im Laden hatte es modrig gerochen, nach allen möglichen Dingen und auch nach ſtarker, guter Leinwand. Die Mutter Lewin war damals dabei geweſen, die Stiege zu putzen. Der Vater Lewin war mit einem Karren heim gekommen, auf dem er einen altmodiſchen Schreibſekretär abgeholt hatte. Er handelte auch mit Altertümern. Der Rock des Mannes hatte geglänzt und geſpiegelt vor Abnutzung. Oben im Wohnzimmer war damals alles ſehr einfach geweſen, der Tiſch ſchon zu Mittag gedeckt, Taſſen hatten darauf geſtanden. Es gab zu Mittag Kaffee und Kartoffeln in der Schale. Iſebies war ſo lange geblieben, daß ſie das Herrichten zum Eſſen noch geſehen hatte. Man aß meiſtens ſo zu Mittag in den kleinen weimariſchen Gaſſen. Iſebies kannte das Menü all ihrer guten Freunde ganz genau. Bei Lewins war es zugegangen wie überall. Iſebies hatte gemeint, noch ärmlicher. Die dunklen, feuchten, großen Augen der Kinder paßten ihr nicht zu der weimariſchen Spieß-

bürgerei. Vielleicht, dachte Iſebies, ſtammen ſie gar vom König David ab, oder von Jeſus, von Joſeph von Ägypten, wer kann das wiſſen? Heute aber ſchon beim Eintreten in das Haus kam ihr eine ganz andere Luft entgegen: Königsrauch, vermiſcht mit Bratenduft und allerlei geröſtetem Köſtlichem. Iſebies ſog den Duft neugierig und ſachverſtändig ein. Die Treppe glänzte vor Sauberkeit und war mit Wacholderzweiglein und friſchem Sand beſtreut und auch die Hausflur.

Leiſe gingen die Kinder die Treppe hinauf, und Iſebies ſah, daß an dem Pfoſten der Wohnungstür ein winziges Röllchen aus gelblichem, ſtarkem Pergament befeſtigt war. Das hatte ſie noch nicht bemerkt. Jedes der Kinder berührte das Röllchen mit den Lippen dreimal. Iſebies ſah zu und fragte den Buben leiſe: „Weshalb tut Ihr das?“

„Das muß ſo ſein,“ ſagte der.

„Steht da was drin in dem Röllchen?“

„Höre, Iſrael,“ ſagte der Bub, „der Ewige, unſer Gott, der Ewige iſt einzig.“

„Na, das iſt ja wahr,“ ſagte Iſebies.

„Weshalb ſoll's nicht wahr ſein?“

Iſebies war dunkelrot geworden.

Als die Kinder in das Zimmer traten, wußte Iſebies nicht, wohin die Augen wenden. Das war das öde Wohnzimmer nicht mehr. Große Sträuße von Georginen und Aſtern ſtanden überall, und ein langer Tiſch in der Mitte des Zimmers war gedeckt, und reich gedeckt, eine Pracht. Die Teller hatten bunte Ränder, und ein alter ſilberner Brotkorb ſtand

auf dem Tiſch, und ein ſiebenarmiger Leuchter und noch zwei Leuchter und ein großer Becher aus Kriſtall, der golden vom Wein leuchtete, der ihn erfüllte. Frau Lewin ſaß an der Tafel mit einem müden, feierlichen Ausdruck. Schwer hatte ſie geſchafft, um dieſe Herrlichkeiten zuſtande zu bringen, dies Paradies auf Erden.

Sie hielt eine geſchnitzte Büchſe in der Hand, die ſie eben aus dem Schrank genommen. Das war die alte jüdiſche Gewürzbüchſe, die auf keinem Tiſch bei frommen Juden am Sabbatvorabend fehlen durfte, die Büchſe, aus der der Duft des Paradieſes ſtrömte, das Jehova den Seinen ſchon hier auf Erden verheißen hatte. Der Duft der glückſeligen Erde, nach der die Sehnſucht aller Kreaturen ſteht, die gebückt und müde unter der Laſt des Lebens dahinziehen. —

Glückſelige, fromme Juden, die ihr in einer Büchſe den Duft der Erdenwonnen eingefangen habt und an euerem feſtlichen Vorſabbattiſche ihn reihum euch andächtig zuführen dürft!

Mit blendend weißen Tüchern bedeckt ſtanden weiße Brote vor dem Platz des Hausherrn.

Aus dem Nebenzimmer klang ſchon, als die Kinder eingetreten waren, eine ſchöne, ſingende, weiche Männerſtimme fremdartig in Wort und Melodie. Herr Lewin ſang hebräiſch, und Frau Lewin hörte andächtig zu, etwa wie eine Amſel auf dem Neſte, wenn das Männchen ſingt. Sie hatte auch den Kindern mit einer kleinen Geſte Schweigen geboten, als ſie eingetreten waren, ohne aufzuſtehen: ſo war Iſebies gar nicht bemerkt worden.

Herr Lewin ſang König Salomos „Lob der Frau“. Er ſang es hebräiſch, fremd dem Ohr ſeiner Hausfrau, denn welcher Ehemann würde es ſeiner Amſel verſtändlich am Sabbatvorabend vorſingen wollen? Er ſang aber:

„Wem ein tugendſam Weib beſchert iſt, die iſt viel edler wie die köſtlichen Perlen.

Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang.

Sie iſt wie ein Kaufmannsſchiff, das ſeine Nahrung von ferne bringt.

Sie denkt an einen Acker und kauft ihn und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

Sie gürtet ihre Lenden feſt und ſtärket ihre Arme.

Sie tuet ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre. Ihre Söhne kommen auf und preiſen ſie ſelig; ihr Mann lobt ſie.“

Herr Lewin ſang das ganze Lob zu Ende. Die rundliche Frau aber wußte wohl, was er ſang, und ſaß da wie zu ihrer Ehrenſtunde.

Ja, Herr Lewin mußte das tun, wenn er ein frommer Jude war.

Die Kinder wußten es auch, daß er jetzt gerade daran war, das Loblied zu ſingen, und ſie lächelten der Mutter zu und tuſchelten mit Iſebies: „Jetzt lobt er die Mutter,“ und ſie lächelten verſchämt und glücklich.

Ach, ſchön war es bei ihnen, und Iſebies ſchaute nur ſo. Welches Volk auf Erden hat ſolch ein

Loblied auf das Weib und läßt es den Ehemann ſingen?

„Das haſte nicht gemeint," ſagte der Junge leiſe und ſtolz. „Und ſo iſt's alle acht Tag."

„Schau," ſagte jetzt Frau Lewin zu Iſebies, „da haſte geſehen einen jüdiſchen Tiſch gedeckt, und da haſte gehört einen jüdiſchen Mann ſingen. Hat der's gefallen?"

Iſebies nickte.

Die Kinder ſagten, daß ſie Iſebies mitgebracht hätten zum Anbrennen der Leuchter.

„Biſte gekommen zum Anbrennen der Lichter, ſo ſollſte es auch tun. Gebt ihr die Schwefelhölzer! Wird ſe noch nie getan haben, was ſe jetzt tut."

Die Frau lächelte, und Iſebies zündete den ſiebenarmigen Leuchter an, und in ſeiner wunderlichen Geſtalt erſchien er ihr wie ein großes Geheimnis. Die Lichter begannen zu ſtrahlen, und die ſieben Flammen bewegten ſich wie zarte leuchtende Zungen.

Frau Lewin erſchien ihr wie eine Königin, trotzdem ſie einen ſchwarzen falſchen Scheitel trug, und die großen Augen der Kinder leuchteten wie aus einer anderen ſonnigeren Welt.

Herr Lewin begann im Nebenzimmer einen neuen freudigen Pſalmen fremdartig und ſchauererregend zu ſingen.

„Das iſt der Becher für den Propheten Elias," ſagte der Junge leiſe und wies auf den Kriſtallbecher mit dem leuchtenden goldenen Wein, „und die Türe dort bleibt angelehnt, damit der Meſſias eintreten kann."

Isebieſens Herz klopfte — — O welche Fremdheit! — Welch ein Erlebnis! Die Tafel erſchien ihr wie für Könige aus einer anderen Zeit gedeckt, und der ſiebenarmige alte Judenleuchter war alles Zaubers voll, und die ehrwürdigen heiligen Seelen und Könige ſtanden im Dämmer draußen um das Haus in der Gaſſe und warteten, um einzutreten.

Und wenn Iſebies gewußt hätte, welch rührender Gottesdienſt dieſe feſtliche Tafel war, wie ſie in Wahrheit die Paradieſesfreuden dieſer Erde darſtellen ſollte, den Troſt im harten Leben, die heilige Meſſiasſehnſucht; das verſprochene Reich Gottes auf Erden, das nie hier erſcheinen wird.

„Ja," ſagte Frau Lewin, und ihre lebendigen Augen leuchteten, „als ihr noch auf allen vieren krocht und habt Eicheln gegeſſen im Walde, da ſind wir ſchon Könige geweſen und haben geſeſſen in aller Herrlichkeit auf Erden!"

Iſebies gab ſchüchtern die Hand, um zu gehen. Frau Lewin dankte ihr, und Iſebies ſah noch, als ſie die Treppe hinabging, wie Frau Lewin aus der kleinen Küche einen duftenden Gänſebrateu brachte, und zugleich ſtrömte friſcher Königsrauchgeruch aus der Türe. Die weiche, fremdartig ſingende Stimme Herrn Lewins verſtummte, und Iſebies ſah ihre jüdiſchen Freunde im Geiſte um den golden leuchtenden Becher des Propheten Elias ſitzen, alle beſchienen vom ſiebenarmigen Leuchter mit den ſieben zarten Feuerzungen und die wundervollen weißen Brote, die Frau Lewin ſelbſt gebacken und halb verhüllt hatte mit ſchneeweißen Tüchern; und der heilige Gänſe-

braten und die geheimnisvolle Gewürzbüchse und was ihr feines Näschen sonst noch alles Gute gerochen hatte, erschien ihr so märchenhaft, daß sie auf der dunkeln, engen Gasse, an das Haus gelehnt, eine ganze Weile stehen mußte, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden. Sie empfand ganz genau: das war nicht nur so eine einfache Geschichte. Alles so außerordentlich geheimnisvoll, wahrhaft überquellend von Bedeutungen und uralten Herrlichkeiten.

Und daß Herr Lewin so fremd und weich singen konnte, so gütig hatte die Stimme geklungen.

Er hatte gewiß seinen spiegelblanken Rock dabei nicht angehabt.

Und sie selbst, — was war sie? — Ein Goj! Was würde Gomelchen sagen? Es war ihr, als wenn ihre Kleider dufteten, als wäre sie in einem fremden, uralten Lande gewesen und hätte den Duft dieses Landes in ihren Kleidern mitgebracht. Und wie kam es nur, daß ihr Herz noch immer klopfte?

Ihr Herz mußte so tief sein wie ein Brunnen. Ehe da etwas bis auf den Grund kam. Ob alle Menschen solche Herzen haben? Wie groß und wie tief ist eigentlich ein Herz? Wie groß ist eine Seele?

Ach du mein Gott! Und wie mag sie aussehen? So dummes Zeug dachte Isebies, als sie heimlief.

„Gomelchen," sagte sie, „wenn du wüßtest! Denk' dir — — Ach, das kann man gar nicht erzählen! — Denk' dir, — ich bin ein Goj!"

„Was bist du?"

„Ich darf den Juden das Licht anzünden."

„Dummes Zeug."

Und nun kam alles. Isebies sagte dann: „Heilig ist auch alles, was die Juden glauben. Heilig ist auch, was Regine glaubt. Gomelchen, ich glaube: Recht hat niemand."

„Das ist auch ganz gleich," sagte Gomelchen, „wenn sie nur gut und gütig sind."

„Aber wunderschön ist der Sabbatvorabend bei den Juden, feierlich und geheimnisvoll; aber was die Frau Lewin alle Woche für eine Arbeit hat, alles so herzurichten und so zu kochen, daß es so duftet."

„Weißt du," sagte Gomelchen, „die Juden glauben, daß Gott ihnen versprochen hat, auf Erden das Paradies zu schaffen. Du hast das Paradies gesehen, an das sie glauben. Gott, glauben sie, liebt den am meisten, dem er die meiste Freude schenkt, und die Christen glauben, Gott liebt den am meisten, dem er das meiste Leid schenkt."

„Beides ist schön," sagte Isebies. „Aber schöner noch ist der Trost, daß das Leid die größte Liebe ist."

„Ja, mein Kind," sagte Gomelchen. „Das hat Tausende von armen Herzen getröstet."

„Ach, es ist beides schön," sagte Isebies innig. „Es wird so sein: Gott liebt die, denen er Freude gibt, und liebt die, denen er Leid gibt. Ich möchte immer von Gott geliebt sein!"

Isebies war von da an, wenn es irgend anging, der Lichtanzünder beim Sabbatvorabend und erlebte wundervolle Dinge bei ihren jüdischen Freunden.

Vor einem großen jüdiſchen Feſte ging ſie mit ihnen hinunter an die Ilm und ſchüttelte Kleider und Taſchen in den guten kleinen Fluß, das heißt: alle Sünden des vergangenen Jahres aus allen Falten und Schlupfwinkeln, jedes Broſämchen, jedes Fäſerchen. Sie ſah zu, wie die Kinder von der Mutter Lewin gebenſcht, geſegnet wurden, und wie ſie einen Hahn über ihren Köpfen ſchwenkte, der alles Leid und alle Not von den Kindern nehmen ſollte. Eine ganze fremde Welt tat ſich ihr auf, und ſie ſah ſo viel Schönheit, ſo viel Innigkeit und Wärme, ſo viel Zueinandergehörigkeit eines unſagbar leidensſtarken Volkes und deſſen ganze Freuden- und Meſſias-Glückſeligkeitsſehnſucht.

Von keinem Weimaraner dachte Iſebies, daß er Königsaugen habe; aber die drei jüdiſchen ärmlichen Kinder ſahen ſie immer wieder mit den geheimnisvollen Augen König Salomos an. Sie wußte es jetzt, ſo hatte König Salomo geſchaut in aller ſeiner Herrlichkeit und niemand ſonſt.

Die Eigenbrodtſchen Kinder hatten eine lebendige Kindheit, eine Kindheit, aus der ſie Kraft fürs Leben holen konnten. Marie Sibylle und Heinrich Eigenbrodt waren Menſchen von ſtrengſter Selbſtzucht. Sie gaben beide den Kindern ein ſo unumſtößliches Beiſpiel guten, tadelloſen Betragens, daß es ein Kunſtſtück geweſen wäre, aus dem Stil des Hauſes zu fallen. Das ausgeglichene Weſen der Frau Mutter tat das Seine dazu; ſo waren die

Mädchen bei aller Freiheit, die ſie genoſſen, in die guten reinen Formen ihrer Umgebung gebannt. Alle erregten und nervös ſenſibeln Erziehungsverſuche und Künſte ſind kraftlos und müde gegen das ehrliche, am eigenen Leibe vorgelebte wortloſe Beiſpiel. Für Iſebies und die Zwillinge war das Leben der Eltern einer heiligen Handlung vergleichbar; ſie ſtanden ihren Eltern fern, wie man heiligen Perſonen fernſteht. Sie dachten nie über ſie nach. Solch ein Nachdenken wäre ihnen ſchon als ein großes Unrecht erſchienen, ja ſie ſprachen auch nicht untereinander von den Eltern; ſogar das wäre ihnen als ein Unrecht erſchienen. Sie hatten auch kein wirkliches Bild von ihnen, aber ein Gefühl des unerſchütterlich Guten. Niemand glich ihnen, und ſie ſelbſt gehörten zu ihnen. Sie waren alle miteinander „die Eigenbrodts", und alle anderen erſchienen ihnen nicht ſo recht geheuer. Das war alles unbewußt; aber ſtark und voll Liebe und Stolz und feſſelte ſie an ihr Vaterhaus.

Iſebies dachte einmal dunkel, ob ſie und die Schweſtern wohl hübſch wären oder irgend ſo etwas, — konnte ſein, konnte aber auch nicht ſein. Dann ſah ſie im Geiſte eine kleine Wendeltreppe, die von den Wirtſchaftsräumen hinauf in die Wohnräume führte. Wenn man dieſe Treppe hinaufging, bemerkte man, daß über jeder Stufe in das Holz Sterne eingeſchnitten waren. Iſebies meinte „wunderſchöne Sterne", und wenn im Raum, der ſich unter der Treppe befand, Licht brannte, leuchteten dieſe Sterne. Man ſtieg über helle Sterne in die

Höhe. Niemand ſonſt hatte ſo eine Treppe. Sie dachte darauf über ihre Frage nicht weiter nach und war beruhigt. Und ſie erlebten auch ſo ſchöne Dinge. Davon war ſie überzeugt, daß keine Kinder in ganz Weimar ſo viel Merkwürdiges kannten wie ſie, die Eigenbrodts. Wer hatte ſolch ein Druckerei, in der es ſo unendlich viel zu ſehen gab, wer durfte abends nach Herzensluſt unter den Bäumen vor der Türe ſpielen und bei den Nachbarsleuten ein- und ausgehen? Wer hatte ein Gomelchen? Wer hatte einen Exzellenzengarten? Wer war ein Goj und durfte den Juden am Sabbat das Licht anzünden? Und wer war bei Rauchfußens daheim? Bei Rauchfußens oben auf dem Ettersberg?

Das Haus der Mutterlosen

Rauchfußens gehörten gewissermaßen erb- und eigentümlich der Frau Mutter an. Die hatte schon droben im alten Gutshof als Kind gespielt, und ihre Freundin Beate lebte heute noch und war eine alte sanfte Frau, von der Frau Mutter oft sagte, Gott möge sie erhalten, der armen Kinder wegen.

Isebies wußte, daß die alte Frau oben bei Rauchfußens in ihrer Jugend „Badewännchen" genannt worden war. Frau Mutter wußte viel vom Gutshof auf dem Ettersberg zu erzählen, von der einstigen Schönheit der alten Frau, von einem wunderlichen Soldatenvater und der einsamen Kindheit des schönen Mädchens neben dem alten Griesgram, von den Tänzen und Spielen im Garten abends mit den lieben Kameraden und Freunden, die Isebies alle kannte, so genau fast wie die Frau Mutter selbst sie kannte. Die alten Stuben waren noch dieselben wie zu Frau Mutters Jugend, ja der Garten war noch fast unverändert. Der große Muskateller Birnbaum trug heute noch so reichlich wie zu Frau Mutters

Zeiten, die Linde, unter der ſich ſo viel begeben hatte, blühte noch Jahr für Jahr, als wäre ein goldenes ſchimmerndes Netz ihr über die Zweige geworfen.

Und wieder wuchs da oben ein mutterloſes Kind auf, deſſen Haar rot leuchtete, Lilly Rauchfuß. Doch war ihr Beſſeres beſchieden wie der einſtigen jungen Beate Rauchfuß, denn ſie hatte einen Bruder, und die alte Beate wachte über die junge zarte Lilly. Die Dinge wiederholten ſich droben auf eine wunderliche Weiſe.

Frau Mutter ſagte, daß ſie das junge Badewännchen nie ohne Bewegung ihrer Seele anſchauen könnte, denn ſelten geſchehe es, daß man einen Menſchen zum zweiten Male auf Erden erſcheinen ſehe. Iſebies konnte ſich freilich nicht vorſtellen, daß die alte Frau der Enkelin geglichen habe, aber Frau Mutter ſagte es. Für Iſebies war die junge Lilly oben im alten Gutshof die zweite Iſebies, der Liebling unter den Menſchen. Sie liebte ſie über alles, wie ſich ſelbſt.

Lillys um zwei Jahre älterer Bruder hieß Ottomar. Ottomar hatte das Grübleriſche, Verſonnene der Rauchfußens und die Schönheit ſeiner Mutter und deren Güte. Seine dunkeln Augen hatten etwas Weites, Tiefes. Wenn man hineinblickte, kam man an kein Ende. Wo mag ſeine Kraft liegen, dieſe endloſe, die aus den Augen ſpricht, dies Uferloſe? Die alte Frau dachte oft, wenn ſie ſich in den Anblick ihres Enkels vertiefte: Ich wünſche dir, daß dieſe Kraft Güte und Wärme iſt. Ich wünſche dir nicht uferloſen Geiſt, deine Augen würden mich er-

ſchrecken, wenn ſie das bedeuteten, du würdeſt leiden und Leiden bringen. Um dieſer Enkel willen war ſie im Haus geblieben, trotzdem ihr Schwiegerſohn ſich bald wieder verheiratet hatte. Sie mußte das Herz ihrer verſtorbenen Tochter hier vertreten.

Mit ihrem Schwiegerſohn war das ſo eine Sache. Es gab keinen redlicheren, braveren Mann, das wußte die alte Frau; aber auch keinen ſchwerfälligeren. Cäſar Rauchfuß dachte und fühlte und ging in einer geraden Linie, die über alles hinwegführte, was ſie kreuzte. Ihre Tochter war an dieſer geraden Linie eine müde Seele geworden noch in ihren Jugendjahren.

„Es iſt das unbewegliche Geſchlecht," hatte die alte Frau ſie oft getröſtet, „du mußt nichts Unmögliches von ihm verlangen." Sie kannte nur unbewegliche Männer, ihren Vater, ihren Gatten, ihren Sohn, und ihre bewegte, biegſame Tochter hatte wieder, wie die Mutter, nach dem Unbeweglichen, das die Frauen oft für Kraft und Größe halten, Verlangen getragen und war daran zu Tode müde geworden.

Cäſar Rauchfuß hatte ſich ein Jahr nach dem Tode ſeiner Frau in die neue Wirtſchafterin auf ſeinem Gute verliebt, in eine derbe, flotte Perſon.

„Weil's mir zu ruhig um mich herum iſt," hatte er der Mutter ſeiner erſten Frau geſagt, „und weil die Gertraud der Seligen ſo gleicht."

„Wieſo denn gleicht?" hatte die arme Mutter betroffen gefragt.

„Sie hat auch so ihre Flausen im Kopf, wie ein Frauenzimmer sie nun einmal haben muß, und daß sie so auf ihre Art auch ein bißchen so 'ne Gefühlswurscht ist, ist gerade recht. Ich brauch' das. Es muß was um mich herum sein."

„Gewiß," hatte die Mutter gemeint.

Der Mann war entschlossen, das hatte sie gefühlt, so entschlossen wie damals, als er um ihr liebes, schönes Kind warb. Ein stattlicher Mann, ein Ehrenmann, ein Pflichtgetreuer, ein Fels im Meer, ein heiterer Mann, ein Halt der Frau. Man hatte ihn, wie man in Weimar sagt: über den Schellenkönig gelobt. Wortlos und treuherzig, ein deutscher Mann, so nennt man so einen Menschen. Das Gut gedieh unter seinen Händen wie noch nie. Er arbeitete von früh bis in die Nacht hinein; aber er sah und hörte so wenig wie eine brave Lokomotive. Er ging wie auf Geleisen, und wenn man sich an ihn hing und mit ihm fuhr, kam man gewiß an Ort und Stelle und hatte ihn auf der Fahrt lachen und schnaufen hören. „Hoho, das haben wir gleich!"

Das leichte phantastische Gefährt aus dem Hause Rauchfuß war an ihm zerschmettert, und nun versuchte er es mit einem derberen, und so war die Wirtschaftsmamsell Herrin auf dem alten Rauchfußschen Gutshof auf dem Ettersberg geworden, eine ganz andere Art Herrin, als sie bis dahin droben üblich war. Sie brachte auch eine andere Art Kinder zur Welt, als sie bis dahin droben im alten Hof zu Hause gewesen, brachte auch andere Sitten, einen andern Schritt der Dinge. Die schwermütigen,

tapfern, träumeriſchen, ſtillen Frauen der Familie Rauchfuß waren verdrängt.

Die alte, echte Beate Rauchfuß wachte über die Enkelkinder der alten Raſſe. Aber die neue Frau Rauchfuß brachte Leben ins Haus. Vollbuſig und drall, braunäugig, lachte ſie mit ihrem Rieſen um die Wette. Er hatte nun etwas um ſich herum. Sie vertrug auch einen gehörigen Puff. Sie war die rechte Frau für ihn, zwar keine „Gefühlswurſcht", wie er ſagte, aber doch das Herz auf dem rechten Fleck. „Das Gefühl war ihr nur ſo angekommen, anfangs," meinte er. Geſchmalzen ging ihr alles von den Händen: die Arbeit, die Vergnügungen, das Kinderkriegen, das Schneidern, das Kirchengehen. Es war eine wahre Freude. Sie verſtand das Weibſein ganz vorzüglich, wie er das Mannſein. So hauſten ſie gut beieinander.

Sie war eine weitläufige Verwandte von Goethes Chriſtiane, und Frau Mutter ſagte, daß ſie dieſer ausnehmend gleiche.

Nur konnte Frau Rauchfuß ſich bei weitem beſſer ausleben als die arme Chriſtiane, die gewiß neben ihrem Geheimrat gar oft in ihrer unbezwinglichen Natur ſich gedemütigt und beeinträchtigt gefühlt hatte und gewiß manche Taktloſigkeit würde unterlaſſen haben, wenn ſie frei hätte ausſchreiten können; aber wie eine Quelle doppelt ſprudelt, wenn man ſie erſt zurückgeſtaut hat, ſo war es gewiß der armen Chriſtiane ergangen.

Frau Rauchfußens Lebensgeiſter waren hingegen vollkommen ungehemmt: ihre böſen und guten-Eigen

ſchaften hatten keinen Grund ſich aufzubäumen. Alles ging in geſundem Trab.

Der heitere Rieſe war zufrieden. Er brauchte ſo etwas. Er war zu unbeweglich, um im eigenen Sinne ſelbſt leben zu können, das heißt ſein Inneres von den Geſchehniſſen bewegen zu laſſen. Er hatte ſeine Arbeit. Wenn er aber feierte, wollte er ein bißchen Theater haben. Das Hoftheater unten in Weimar langweilte ihn. Da war ihm die „ſchnackiſche“ Frau, die immer etwas vorhatte, ganz das Richtige.

Die Fremdenzimmer wurden nie leer von Leuten, die mit Frau Rauchfuß bekannt waren und ſie bewunderten; da war ihr jeder recht, Männlein und Weiblein. Sie mußten nur mittun, jung und alt. Die Lehrer und Lehrerinnen der Kinder, Schauſpieler und arme Maler; auch die beiden alten Schweſtern von Cäſar Rauchfuß, zwei alte, ſchmächtige Dämchen, denen der Rieſenbruder ſcheinbar alles weggenommen hatte, Fleiſch und Knochen, Kraft und Wärme, die kamen alljährlich auf ein paar Monate herauf in einem alten Mietkütſchchen, mit ihren beiden alten Kofferchen und konnten ſich gar nicht genug tun in Bewunderung der Frau, der Kinder, der Wirtſchaft, des Bruders, des Eſſens und Trinkens, der Ordnung, der Milch, der Butter, des Viehs, des Wetters. Und dieſe Bewunderung gab ihnen die Berechtigung zu exiſtieren. Cäſar Rauchfuß lachte immer, wenn ſie kamen, fand kein Wort zur Begrüßung, reichte jeder ſeine große Tatze, lachte nur. Es war aber ganz klar, was das bedeuten ſollte. Da kommt nur, ihr Vogelſcheuchen! Habt wieder kein Fett angeſetzt.

Macht's euch bequem. Langt zu! Wir haben's. Die Geschwister verstanden sich aber, gottlob!, auch wortlos.

Die beiden magern Wesen waren kaum angelangt, so stimmten sie auch ihre Lobeshymnen an. Um einige Töne drückten sie den Lobgesang herab, wenn es sich um Ottomar und die kleine Lilly handelte. Die pausbackigen Schwarzköpfe aber aus zweiter Ehe brachten einen enormen Sturm von Lobgesängen bei den beiden magern Jungfrauen hervor — fast so stark, wie sie ihre Lobesgesänge zu Ehren des Jungviehs ertönen ließen, das unter Gertrauds Oberhoheit stand. Die fortgesetzten Hymnen mochten aber das überzarte Schwesternpaar anstrengen, denn man hörte sie nie miteinander reden. Sie ruhten, wenn sie allein waren, von der Strapaze aus. „Du d'r ä Duch um" („Tu dir ein Tuch um"), sagten sie zueinander auf gut Weimarisch, wenn sie sich im Garten begegneten, denn sie froren immer und hatten Mitgefühl füreinander. Sie wußten, was jede leisten mußte, um sich hier oben einzuloben. „Du d'r ä Duch um," — in diesen wenigen Worten hatten sie ihr ganzes Mitgefühl füreinander ausgepackt. Das sagt alles, daß sie froren und ein paar alte arme Schelme waren, diese beiden Lobesposaunen.

Cäsar Rauchfuß mochte es auch, wenn die Gäste bewundernd auf seine Frau schauten; an ihrer Treue zweifelte er nicht, denn Dankbarkeit gibt es noch auf Erden. Wer hatte den Mut, die Mamsell zu heiraten, ohne alles Drum und Dran, in jetzigen Zeiten, einfach „die Mamsell". Sie war ihm auch treu.

Was waren die hungrigen Maler und kleinen Schauſpieler gegen ihn, die Lehrer und Pfarrer der Umgegend gegen ihn, den Rieſen, mit dem köſtlichen Lachen, den ſchneeweißen Zähnen, den kleinen, feſten Locken, der ſtummen, gewaltigen Lebenskraft, der elementaren Liebeskraft, der ſie ſo ganz gewachſen war. Wer hätte ſo mit ihr ſpielen können und ſie mit ihm? Sie liebten ſich wie zwei wilde, ſtarke, große Katzen mitten zwiſchen Haustieren. Es war gar kein Grund zur Untreue vorhanden, gar keine Möglichkeit. Sie wußten genau, was ſie aneinander hatten, oder ſie wußten es auch nicht. Sie dachten beide nicht und lebten ihr Liebesleben, wie ſie eine ſchöne ſtarke Luft einatmeten, faſt unbewußt. Die Kinder, die ſie ihm ſchenkte, waren ganz das, was er von Kindern erwartete. Sie gefielen ihm außerordentlich. Es waren ſeine wirklichen Kinder, ganz einfache, hübſche, rotbackige „Bälger".

Keine Kinder mit uferloſen Augen. Dieſen Ausdruck hätte er freilich nie gebrauchen können, denn er lag ihm weltenfern; aber er ſpürte ſo etwas Fremdes in den Augen ſeiner beiden Älteſten, etwas, das nicht zu ihm gehörte, nicht zu ihm wollte, etwas Unheimiſches, etwas Rauchfußſches von der anderen Linie.

Die andere Linie lebte träumeriſch inmitten des ſatten Treibens des Hauſes, auch die alte Frau war auf ihre Art träumeriſch. Sie ſah allzuviel Vergangenes, nach dem niemand mehr fragte.

Die vergeſſene Mutter der beiden älteſten Kinder des Hauſes aber hatte mitten im neuen Familien-

glück zwei leidenſchaftliche ſtumme Verehrer gefunden, zwei glutvolle Anhänger. Sie war zur Heiligen geworden für zwei ſehnſüchtige Herzen.

Lilly und Ottomar ſchlichen ihrer Spur nach, die ſchon ganz vom Leben verwiſcht war. Mitten im lärmenden frohen Durcheinander des Hauſes ſahen ſich die Kinder zuweilen bedeutungsvoll an, und eines oder das andere flüſterte: „Vergiß ſie nicht.“

An den Weihnachtsabenden hatten ſie eine ſtille Sitte eingeführt. Sie bauten in einem Winkel des Gartens im Schnee einen kleinen Altar für die verſtorbene Mutter, zu dem ſie ſich nach der Beſcherung ſchlichen. Dort beteten ſie und legten der Mutter ihre Zeugniſſe ſtumm nieder und feierten eine ekſtatiſche Weihnachtsfeier tief verborgen, brachten der Toten ihre Liebe, flüſterten ihren Namen und ſagten: „Liebe, gute Mutter.“

Dieſe ſtummen Feiern verbanden ſie auf das engſte miteinander. Niemand ahnte etwas davon, ſelbſt die Großmutter nicht.

Ottomar konnte jedesmal ein glänzendes Zeugnis auf den kleinen Altar niederlegen. „Sei nicht böſe,“ ſagte er, „und auch nicht traurig, der Lilly iſt's wieder nicht recht geglückt; aber das nächſte Mal.“ Dabei faßte er Lilly an der Hand, wie um ihr beizuſtehen, und er hatte feſte Hände mit einem ſtarken Griff. „Liebe Mutter,“ ſagte er, „wie es auch wird, ängſtige dich um Lilly nicht, ich bin bei ihr, ich laſſe ihr nichts geſchehen, auch wenn es mit dem Lernen nicht beſſer werden ſollte; — aber es wird beſſer.“ Dies ſprach er zu Lilly; dann wendete er ſich wieder

zur Mutter: „Und wenn ſie dich alle vergeſſen, wir vergeſſen dich nicht.“ Das war ſo feſt und unerſchütterlich geſprochen, ſo grundehrlich. Jedes Jahr waren es ungefähr dieſelben Worte. Zwei rote Lichtchen brannten und flackerten. Damit niemand den Schein gewahr werden ſollte, beugten ſie ſich tief. Lilly hielt ihre Hände vor, da wurden die zarten Hände durchſcheinend und erglühten roſig.

„Deine Augen,“ ſagte Lilly nach einer ſolchen Feier zu ihrem Bruder, „wenn man hineinguckt, ſind wie das Meer.“

„Wann haſt du denn das Meer geſehen, dumme Gans?“ ſagte er. „Pfui, wer redet von Augen. Kein Bub ſagt ſo was.“

Lilly wurde ganz kleinlaut. Einen geheimnisvollen Schreck hatte ſie vor den Augen ihres Bruders empfunden. Wer war er denn, daß er ſo ſchaute? Ganz anders wie ſie ſelbſt. Sommer und Winter ging er ſeinen Weg in aller Herrgottsfrühe hinunter ins Gymnaſium, im Winter mit einer Stallaterne. Niemanden machte er Not; aber es bekam auch niemand außer Lilly und der Großmutter ein herzliches Wort von ihm. „Die Babies“ nannte er die Geſchwiſter und behandelte ſie immer etwas ſcheu von oben herab, beſonders die ganz kleinen mit viel Zartheit. — Am liebſten wich er ihnen aber aus. „Dummes Volk,“ ſagte er zu Lilly, „ſo, ſo — ich weiß nicht — zu dumm. Und man denkt immer, man tut ihnen was, wenn man ſie angreift. Daß der Vater ſie ſo wie Bälle in die Luft wirft und auffängt!“

Sehr gern hatte er Iſebies Eigenbrodt, die öfters

zu ihnen kam, und er nannte die beiden Mädchen: „Die Isebiese."

Es machte sich alles so ganz wie von selbst zwischen ihnen dreien. Die Zwillinge paßten nicht in den Ton, den sie miteinander anschlugen.

Über Tiere wurde geredet, über alles mögliche Viehzeug, das war ihnen am interessantesten. Menschen gehörten nicht in das Reich ihrer Unterhaltungen; und dann liebten sie, in der Erde zu graben. Sie gruben einfach Löcher und gruben und gruben. Und Ottomar sagte zu den Isebiesen: „Ich weiß nicht, ein Mensch, der nicht gern gräbt, ist für mich gar kein Mensch. Ich bin ein Erdarbeiter mit Verstand. Ich grabe natürlich nicht wie ein Unsinniger. Ihr werdet es gesehen haben, bei mir geht's immer ganz vernünftig zu, nicht wie bei euch. Ich weiß die Form des Loches immer im voraus, und ich weiß auch immer, weshalb ich grabe. In der Erde kann alles mögliche sein. Es ist der einzige Ort, wo wirklich etwas sein kann. Die Dinge liegen natürlich nicht auf der Erde umher, alles in der Erde, was man finden kann: Rüstungen und Schätze, Knochen, wundervolle Statuen. Und was in der Erde liegt, hat keinen Herrn." So gruben die drei Schatzgräber im Schweiße ihres Angesichts und waren voller Erregung und hofften auf Geheimnisvolles. Sie wurden der Arbeit nicht müde.

Lilly sagte einmal zu Isebies während des Grabens: „Unsere Mutter liegt auch in der Erde."

Etwas Traurigeres hatte Isebies nie gehört. Mit vor Mitleid glühender Seele fiel sie zuerst Lilly,

dann Ottomar um den Hals, küßte beide leidenſchaftlich und ſchluchzte: „Sag' das nicht, da müßt ihr ja ſofort ſterben, wenn ihr das ſagt."

Beide Kinder konnten Iſebies nicht ſogleich wieder beruhigen. „In dieſer ſchweren Erde," ſagte Iſebies traurig und wog mit einer rührenden Gebärde ihrer mageren Hände die Schwere der Erde vor ihren Augen gleichſam ab.

Sie gruben aber nicht weiter und gingen planlos miteinander auf dem Gutshof umher, durch die Ställe, und blieben ſchließlich bei ihren Karnickeln hängen.

„Wir müſſen noch ein Weibchen haben," meinte Lilly. „Wann iſt der nächſte Viehmarkt?"

Sie fragten den Knecht, der im Stall beſchäftigt war. Zum nächſten Viehmarkt, der in ein paar Tagen fiel, holten ſie Iſebies von daheim ab, und Ottomar führte ſie über den Rollplatz, an den Reihen von Kühen, Ochſen, Stieren und Kälbern vorüber, durch all den Dunſt und Dampf der mächtigen Tierleiber, bis ſie an den Stand kamen, auf dem das kleine Vieh feilgeboten wurde, Ziegen, Schweine, Ferkel und Karnickel. Da war auch großes Treiben, und mit Mühe würgten ſie ſich mit dem Korb, den Lilly trug, durch.

„Jetzt paßt aber auf," ſagte Ottomar, „damit wir nichts Dummes erwiſchen!" Lilly mit dem Korbe war die wichtigſte und eifrigſte Perſon. Sie hob die Deckel von den Kiſten und ſchaute hinein, wie die Haſen geduckt und breit im Stroh ſaßen. „Was wollt ihr denn?" wurden ſie gefragt.

„Wir wollen eine gute Häſin," antwortete Lilly.

„Das iſt eine gute Häſin," ſagte ein Verkäufer und hob ein graues, zappelndes Tier an den Ohren in die Höhe.

„Nein, nein," ſagte Lilly, „das iſt nichts, ſie ſoll eine Lapinhäſin ſein."

„So, ſo," rief ein anderer Verkäufer und hob eine weiße Lapinhäſin in die Höhe.

„Die wollen wir keinesfalls, die zieht Ratten an," meinte Ottomar, „dann bekommen wir langgeſchwänzte Junge, meint Jochem."

„Jawohl," rief der Verkäufer höhniſch. „Dummer Schnack. Sie iſt ſchon trächtig und nicht von Ratten."

„Wir wollen ſie aber nicht," ſagte Ottomar kurz.

Iſebies aber meinte: „Du, wenn ſie ſchon trächtig iſt, ſollten wir ſie doch nehmen."

„Nein, nein, da verlaſſ' ich mich auf Jochem."

Mittlerweile hatte Lilly eine Häſin gefunden, die ihr auch gefiel. Sie hob ſie ſelbſt an den Ohren aus dem Stroh und fragte mit voller Andacht und Gewiſſenhaftigkeit: „Wie oft hatte ſie ſchon Junge? War ihre Milch gut? Gediehen die Kinder? Biß ſie noch keinen? War ſie eine gute Mutter? Darauf kommt uns alles an. Wir wollen eine gute Mutter."

Die Bauern, die um die Kinder her ſtanden, und die Verkäufer fingen an zu lachen und machten ihre Bemerkungen, ſahen auf das hübſche Mädchen, das die Häſin hoch in die Höhe hielt und auf niemanden achtete. „Iſt es auch beſtimmt eine Häſin? Bei

Haſen iſt das gar nicht leicht zu ſagen. Betrügen Sie uns auch nicht?"

Das Lachen wurde immer ſtärker, die Leute drängten ſich um die Kinder.

Iſebies ſagte laut, ſtolz und bös: „Da iſt gar nichts zu lachen. Weshalb lachen die Leute?"

„Wir wollen die Häſin nehmen," meinte Ottomar, der vor Zorn dunkelrot war, kurz.

„Laß," ſagte Iſebies. „Da wird nichts übereilt. Schließlich haben wir die Beſcherung." Und ſie handelte und fragte weiter, bis endlich eine ſchöne, braune, ſchon trächtige Lapinhäſin ihr im Korbe ſaß und von ihr und Lilly mit Zärtlichkeit überſchüttet wurde.

Ottomar und Lilly trugen miteinander den Henkelkorb. Iſebies wollte helfen.

„Nein, laß," ſagte Ottomar, „da kommen Jungens aus meiner Schule."

„Mädchenſchlunz! Mädchenſchlanz!" rief es hinter ihnen drein.

„Wart," ſagte Ottomar, „laßt die Häſin nicht fallen." Fort war er und über die Jungen her wie der Teufel, ſo ſchien es Iſebies, und ſie hörte ihn rufen: „Wart, ich werd' euch beſchlunzen und beſchlanzen." Er trat und hieb und rüttelte und ſchüttelte, daß es eine Art hatte, und zwickte und zupfte wie eine Maſchine, die die Jungens in die Mache bekommen hatte. Er ſtieß mit ſeinem braunen Buſchelkopf nach ihnen wie ein Bock und war mit den beiden Burſchen bald fertig, die ihn mit einem Ausdruck verblüffter Hochachtung gehen ließen, eine

Weile ihm nachblickten und dann verſchwanden. Das war ein ganz überraſchender Ottomar für Iſebies, ein Kerl, ein böſes Stück Natur, das ihr fern war, das fremd ſich von ihr getrennt hatte, eine andere Welt. Sie war ſtumm, als er wieder zurückkam, und ſagte nach einer Weile: „Du biſt aber einer.“

„Freilich, du meinſt wohl, ein Bub hätte nicht die Augen offen zu haben!“

„Seid ihr alle ſo?“ fragte Iſebies.

„Alle,“ ſagte Ottomar.

„Wie die Viecher,“ meinte Lilly.

„Nein, wie Männer,“ antwortete Ottomar ſchroff.

„Aber die anderen waren nicht gerade wie Männer,“ meinte Lilly wieder.

„Sie haben die Kräfte noch nicht.“

„Du haſt ſie aber?“ fragte Iſebies.

„Das wollt' ich meinen. Ich bin der Stärkſte in meiner Klaſſe.“

Iſebies aber fühlte ſich ihrem Kameraden für einen Augenblick ganz unverſtändlich fern gerückt.

Bei Rauchfußens war eine andere Luft wie unten bei Eigenbrodts, eine Luft, in der Iſebies gern atmete. Es war ſo etwas Urkräftiges da oben. Der Regen peitſchte ganz anders, wenn er an den kahlen Flanken des Ettersbergs dahinfuhr und über den freiliegenden Gutshof zog, als unten in der

Stadt zwiſchen den Häuſern; und der Wind, — da machte man ſich unten in Weimar keinen Begriff davon, was der eigentlich konnte. Um das Gutshaus fuhr er im Herbſt und Frühling, als wenn ein Eilzug nach dem andern daran vorüber donnerte, dicht an den Fenſtern hin und ununterbrochen, und heulen konnte er mit unglaublichen Stimmen, an den Fenſterläden rüttelte er ſo unverſchämt, wie er ſich das in Weimar nie erlaubt hätte. Der Schnee fiel ſo dicht und tief, der Sturm wühlte und ſpielte darin, die Rabenzüge ſchrien ſo wild und ſeltſam, und im Frühjahr und Herbſt flogen die Starenſchwärme auf mit rauſchendem, donnerndem Getöſe, wie man ſich ſo etwas von Staren in Weimar nicht ausdenken konnte. Die Sonne brannte anders wie in der Stadt, und die Düfte und Gerüche waren ſo viel ſtärker. Nach einem Frühlingsregen dampfte und roch die Erde ganz berauſchend. Ganze Wolken von Duft ſtiegen auf, und die Kornfelder rochen, daß es ſich einem ſchwer auf die Bruſt legte. Ganze Laſten von Geruch und Wachstum waren in der Luft und immer etwas anderes und immer etwas Ungewöhnliches. Es war, als ob in Weimar alles verwäſſert ankäme.

Und es ſchien auch ſo etwas mit den Menſchen da oben zu ſein.

Bei Eigenbrodts war man doch auch luſtig und lachte oft; aber man lachte, wie man es in Weimar tut. Marie Sibylle konnte oft lachen, daß ihr die Tränen in den Augen ſtanden, und da mußten alle mitlachen, der Vater, die Frau Mutter, die Kinder,

und wenn eins der wohlerzogenen Dienſtmädchen durchs Zimmer ging, blieb dieſem gar nichts übrig, als ſich in die Lippen zu beißen.

Aber oben bei Rauchfußens war oft ein Spektakel, daß kein Menſch ſein eignes Wort hören konnte. Wenn Cäſar Rauchfuß gut aufgelegt war, und das war er ſehr oft, da gab es etwas zu hören. Der konnte wiehern, grunzen, quieken, und ſeine Frau ſtemmte dann die Arme in die Seiten und half ihm nach ihrer Art, und die war nicht ſchlecht, und die Kinder fielen ein, daß man hätte des Kuckucks werden können.

„Warum auch nicht," ſo etwas Ähnliches würde Cäſar Rauchfuß geſagt haben, wenn man ihn gefragt hätte. „Wir haben niemand über uns und niemand unter uns und niemand neben uns. Weshalb ſollen wir uns genieren?"

Und weshalb ſie lachten? Das war gar nicht zu ſagen, um was für dummes Zeug, wegen dem kein Menſch in Weimar auch nur gelächelt hätte.

Sie ſpielten manchmal abends mit ihren Gäſten. Da wurden Rätſel geraten. Der kleine, dürre Lehrer, der ſo oft bei ihnen zu Beſuch war, mußte ſich unter den Tiſch kauern, und der dicke Verwalter mußte ſich auf den Tiſch legen und tun, als wenn er ſchwämme, und das ſollte heißen: das Fett ſchwimmt oben. Über ſolche und ähnliche Sachen freuten ſie ſich ganz unbändig.

Einer mußte den Mund aufreißen und einem waren die Augen verbunden, und der mußte mit

ausgestrecktem Finger vorwärts gehen. Natürlich fuhr er mit dem Finger dem andern in den Mund. Da konnte man sich freilich vorstellen, daß dem harmlosen Riesen das Hoftheater nicht besonders gefiel.

Wenn Isebies der Frau Mutter von dieser Art Zeitvertreib bei Rauchfußens erzählte, sagte diese: „Das muß in den Wänden stecken geblieben sein. So haben sie es da oben immer getrieben. Deshalb hat auch Beate Rauchfuß damals den verrückten Menschen geheiratet, nur weil er anders war. Und was macht die alte Frau dabei?"

„Die ist gewöhnlich oben in ihrer Stube," sagte Isebies. „Die kommt fast nie herunter, wenn abends alle beieinander sind."

„Die ist dann bei ihren Heimgegangenen," meinte die Frau Mutter. „Da sind wir alten Leute am liebsten."

„Sie ist wie eine heilige Frau," sprach Isebies, „und könnte auf einem Altar stehen. Man möchte ihr die Hände küssen, wenn das nicht dumm wäre."

„Das macht," sagte die Frau Mutter, „sie ist niemals glücklich gewesen, soviel ich weiß, und diese Frauen bekommen alle ein bißchen etwas, als wären sie nicht daheim auf Erden."

„Aber du warst glücklich, mein Gomelchen?"

„Ja, das war ich, Gott sei's gedankt."

„Gott sei Dank," sagte Isebies und küßte die Frau Mutter stürmisch und freute sich heute noch ganz gewaltig über das längst vergangene Glück ihrer lieben Frau Mutter.

„Weißt du, die Dienſtleute oben, wenn ich da an unſere denke!“ ſagte Iſebies zu Frau Mutter. „Wie Exzellenzen und Miniſter ſind die unſern mit ihren weißen Schürzen und Häubchen und den Geſichtern, als wären ſie eben aus dem Ei gekrochen, aus dem die ganz braven Dienſtmädchen kriechen, ſo, als ſtünde auf ihrer Stirn geſchrieben: Wir haben nie genaſcht, wir haben nie geklatſcht, wir haben keinen Schatz, wir ſind die bravſten, brav, brav, brav.

Oben kommt die Bomberl, ſo nennt die junge Frau Rauchfuß die Mötſchen, die mit Mann und Kindern auf dem Hof wohnt und Aushilfsköchin iſt und alles mögliche natürlich noch, — die Bomberl kommt ins Zimmer mit bloßen Füßen und faſt ohne Zähne, nur zum Kauen ſo'n paar; patſch, patſch, patſch kommt ſie herein wie'n Froſch und bringt die heißen Plinſen zum Kaffee, und mit einer Gabel nimmt ſie ſie raus aus der Pfanne und klatſch, klatſch, klatſch, patſch, patſch, patſch fällt jedem ſo ein rundes Ding neben die Kaffeetaſſe und macht einen runden Fettfleck. Das ſcheuert die Bomberl am andern Tag wieder fort, ganz blank iſt's dann wieder. Das macht nix. Und dabei wollen ſie jetzt eine Kochlernerin, wie Frau Rauchfuß ſagt, nehmen.

Unſern Vater möcht' ich mal oben ſehen! Aber ſchmecken tut's! Solche Plinſen könnten wir gar nicht machen; auch wenn wir wollten. Bei uns würden es zahme Plinſen. Weißt du, es gibt zahme Gänſe und wilde Gänſe und zahme Plinſen und wilde Plinſen, und ſo iſt alles. Da oben ſind's Wildgänſe mit

wilden, feurigen Augen, und wir ſind zahme Gänſe, ganz einfach."

„Du biſt gut!" ſagte Frau Mutter. „Und wie iſt denn Herr Rauchfuß, wie kommt denn der dir vor?"

„Wie'n feuerſpeiender Berg."

„Und Frau Rauchfuß?"

„Wie 'ne Feuerkugel."

„Na, und was machen ſie denn immer, daß ſie ſo ſpeien und feuerkugeln?" fragte die Frau Mutter wohlgelaunt.

„Was ſie machen? Sie arbeiten furchtbar, und dann, wenn's damit zu Ende iſt, geht eine großartige Luſtigkeit los.

Denk dir, neulich war Frau Rauchfuß auf dem Brocken ohne Herrn Rauchfuß, mit dem Lehrer und ſeiner Frau. Dort hat ſie die Sonne aufgehen ſehen und Gott weiß was, und Frau Rauchfuß iſt furchtbar geſtiegen und hat alles herrlich gefunden und hat alles mögliche erlebt, und hat erzählt und erzählt und erzählt, hat in ihrer Freude und Aufregung Kuchen gebacken, Kuchen über Kuchen, Grießkuchen, den ich aber nicht mag, und Apfelkuchen und Napfkuchen und Kaffee gekocht, und draußen auf der Veranda, an der die Straße vorüberführt, iſt ſie dann geſtanden und hat gebügelt, und wer vorübergekommen iſt, den hat ſie hereingewunken, gewunken, ſagt Frau Rauchfuß, den Lehrer, den Pfarrer, die alte Wirtſchafterin vom Nachbargut, die Frau Kleinerten von der Marienhöhe, und dann iſt jedesmal das Kuchenеſſen losgegangen und das Kaffeetrinken und das Er-

zählen, und für den Herrn Pfarrer gab's Apfelmost, und ich glaube für den Herrn Lehrer auch, und der Herr Rauchfuß ist gekommen und hat gesagt: ‚Du ausgelassenes Fett,' und hat sie in die Backe gekniffen, daß die dunkelrot geworden ist. Und immer, wenn wer Neues gekommen ist, hat sie gemacht, als wenn die Sonne auf dem Brocken aufgehen will.

Sie haben immer Späße da oben. Und wenn irgend was ist, was Frau Rauchfuß nicht gleich versteht, sagt sie ganz einfach: ‚Unnatürlich!' Ganz besonders sagt sie das oft zu Ottomar. Ich glaube, den mag sie nicht sehr, und auch zu Lilly sagt sie oft: ‚Unnatürlich!'"

„Und wie sind nun eigentlich Ottomar und Lilly?"

„Das sind Kerle aus Gold und Edelsteinen!" rief Isebies und fiel ihrer Großmutter leidenschaftlich um den Hals.

„Und du wirst mir da oben wohl auch eine Wildgans?"

„Ich bin schon eine!" sagte Isebies. „Weiß du denn das nicht?"

Sie schüttete der Frau Mutter von Zeit zu Zeit vollkommen ihr Herz aus, und das war gut.

„Aber Bomberls Kinder, da machst du dir keine Idee, Gomelchen," fuhr sie fort. „Im Herrnhaus ist Bomberl sauber, da gibt's nix! Vom Plinsenfleck auf dem runden, weißen Tisch ist am andern Tag kaum mehr ein Schättchen da, und so alles. Hinter der Kinderfrau ist Bomberl her wie der Teufel,

wenn da was nicht ganz ſauber iſt, macht Bomberl ein Mordsgeſchrei. ‚Die Dreckliese‘ heißt's dann gleich. Aber ihre eigenen Kinder! Herr du meine Güte! Ich glaube, die hat ſie nur ſo aus Verſehen gekriegt. Gar keinen Sinn hat ſie dafür. Sie nennt ſie Krampen — Krampen! Immer hört man ſie daheim bei ſich ſo etwas rufen wie: ‚Einen Deifel muß es nich geben, ſonſt hätt' er ſchon lang' ſo etliche Hünd geholt, ſo Hünd, ſo ganz damiſche, ſo ganz damiſche.‘ — Weiß du, Herz haben ſie da oben nicht. Die Bomberl hat bei Rauchfußens viel zu viel zu tun. Das dürften die Rauchfußens nicht erlauben, daß ſie alles daheim ſo verſchlampen läßt. Sie ſtammt aus dem Heimatsdorf von Frau Rauchfuß.

Die Großmutter grämt ſich auch oft darüber und lehrt die kleinen Rotznaſen ſtricken und ſchaut öfters nach, aber die Rauchfußens haben kein Einſehen. Ottomar iſt oft ganz wütend darüber. Bei dem käme ſo etwas nicht vor.

Ottomar könnte Gottes Sohn ſein," ſchloß Iſebies, „ſo gut iſt er."

„Ach geh," erwiderte Frau Mutter, „red' nicht ſo abgeſchmackt!"

„Na," ſagte Iſebies, „wenn der Herr Jeſus ſo anſtändig mit vierzehn Jahren war wie Ottomar, da konnte Maria ſehr zufrieden ſein. Ins Gymnaſium iſt Jeſus nicht gegangen, ſeine rechte Mutter hat er gehabt, da war's nicht ſo ſchwer. Er hätte ſich gehörig umgeſchaut, wenn Gott ihm die Maria genommen und die Frau Rauchfuß dafür gegeben

hätte, — und jeden Tag punkt halb sechs Uhr, Winter wie Sommer, hinunter ins Gymnasium, — und diese Aufgaben dann, und die Luderſch von Lehrern! Und die Ungerechtigkeit von Frau Rauchfuß. Und daß ihn sein Vater immer Esel nennt!"

„Isebies!" rief Frau Mutter ganz entsetzt.

„I, was wahr ist, muß wahr bleiben."

„Nennt er seine Lehrer so?" fragte Frau Mutter.

„Könnte vorkommen, kommt aber nicht vor. Das sag' nur ich so."

„Na, dann sag's nicht."

„I was," meinte Isebies.

„Weshalb verkehrst du mit deinen Kindern, den Mädels, mit denen du Stunde hast, so ungern?"

„Weil ich bei denen immer der Hund bin."

„Wieso?"

„Weil sie mich verachten wegen des schlechten Lernens, und wenn etwas los ist, das sie spielen, soll ich immer der Hund sein. Ne. Wenn sie was untereinander haben, immer bin ich ausgeschlossen. Ottomar und Lilly halten zu mir. Wir sind ein Dreck!"

„Pfui!" rief Frau Mutter. „Wie kommst du auf so abscheuliche Worte?"

„Ich mag die schönen nicht," sagte Isebies trotzig und machte ihr Siouxindianergesicht, verschlossen, kalt, unbeweglich.

„Aber mit solchen Worten kann man mit uns nicht leben," sprach Frau Mutter ernst.

Eine heiße Röte ſtieg in Iſebieſens Geſicht auf. Tränen drangen in die Augen. Sie ſchaute um ſich, als wollte ſie davonlaufen, und Frau Mutter nahm ſie weich in die Arme.

„Arme Wildgans," ſagte Frau Mutter leiſe.

Eigenbrodts bekamen nun wirklich eine Erzieherin. Dieſe Neuigkeit machte die Runde in der ganzen Bekanntſchaft.

Und die Gefürchtete kam an einem kühlen Frühlingstag. Der neugeſetzte Ofen im Schulzimmer war zum erſtenmal angebrannt und roch ſüßlich nach Lehm, recht unausſtehlich. Iſebies war das ſehr unangenehm, daß es ſo fatal roch; und ſie pflückte im Garten ein Sträußchen Schlüſſelblumen. Biwi räucherte mit Eau de Cologne und Waſſer vermiſcht.

„Na," ſagte Iſebies.

Biwi meinte auch, die Stinkerei braucht's nicht.

Diejenige, die ankam, war ein wunderhübſches blondes Mädchen von zwanzig Jahren, trug die Zöpfe um den Kopf geſchlungen, hatte ein Geſicht flaumig und zart wie ein Pfirſich. Iſebies hatte aber ſofort den Eindruck, als wäre ſie aus zwei Figuren zuſammengeſetzt. Sie hatte zu kurze Beine und war in den Schultern zu breit, und auch die Arme waren zu kurz geraten. Sie machten Iſebies den Eindruck von Flügelchen. Ihre Naſe war aber eine feine Gemmennaſe, und ihre Augen waren außerordentlich ſchön geſchnitten und blau.

Lilly und Ottomar waren vom Ettersberg herunter gekommen, lauerten vor dem Haus, Isebies hatte schon nach ihnen ausgeschaut und kam sofort zu ihnen herunter.

„Na, was tut sie?“ fragte Lilly.

„Vorderhand verhält sie sich ruhig. Ofenecken hat sie noch keine abgebissen.“

„Benimm dich aber anständig, Isebies,“ sagte Ottomar, „daß wir dich achten können. Ich muß auch tun, was ich kann.“

Zwei Lewins kamen, während Ottomar und Lilly noch da standen, und fragten auch. Da sagte Isebies ruhig und sah auf Ottomar: „Sie scheint nett zu sein.“

„Gottlob,“ sagten die Kinder. „Wir möchten unsern Schabbesgoj holen.“

„Ja,“ sagte Isebies und freute sich darauf, der oben in der Schulstube zu sagen, wenn sie fragen würde: Wo gehst du hin?, ich stecke den Juden das Licht an.

Und wie sie es sich vorgestellt hatte, so kam es; die in der Schulstube fragte Isebies wirklich: „Wo gehst du hin?“ Und Isebies antwortete wirklich, wie sie sich vorgenommen.

Sie wurde aber rot. Sie kam sich gemein und verräterisch vor, mit solch einer heiligen Sache zu prahlen und ihre Lewins damit zu verraten.

Sie kam sich wie Judas Ischariot vor und schämte sich in die Seele hinein, lief fort, ohne etwas Näheres zu erklären, kam aber nach einer Weile zurück. Sie hatte erregt draußen vor der Haustür

geſtanden und ſich überlegt, wie ſie es wieder gut machen ſollte. Das ſchöne Mädchen ſaß an ihrem Schreibtiſch und ſchrieb und ſah traurig aus. Iſebies trat zu ihr, und weil die Fremde ſo zerſtreut aufſah, wurde ihr es ſchwer, zu beginnen.

„Ich wollte nur ſagen," kam es etwas bebend, aber wohlgeſetzt wie nie ſonſt von ihren Lippen, „daß meine jüdiſchen Freunde mir erlaubt haben, ihnen das Licht zum Sabbat anzuzünden, das dürfen ſie nicht ſelbſt tun, das muß ein Ungläubiger tun, und da ich einer bin, ſo haben ſie es mir erlaubt. Das wollte ich nur ordentlich ſagen."

Das ſchöne Mädchen ſah ganz erſtaunt auf und blickte das Kind fragend an. Die heißen Augen fielen ihr auf, die bebende Geſtalt, der Kampf in dem jungen Geſchöpf.

Was für ein eigentümliches Kind iſt das?, dachte das Mädchen. Was ſoll ich nur ſagen?

Sie war eine Paſtorentochter und kannte ihr Fach; aber die jungen, heißen Augen verwirrten ſie.

„Weshalb heißt du Iſebies?" fragte ſie.

„Weil meine Mutter Sibylle heißt und ich auch. Ich hab' mich als kleines Kind ſelbſt Iſebies genannt. Marie Sibylle werde ich erſt heißen, wenn ich groß bin. Das iſt kein Name für ein Kind."

„Nun, du biſt doch auch ſchon dreizehn Jahre?"

„Ja, leider," ſagte Iſebies. „Kind ſein iſt ſchön. Nun muß ich aber gehen, meine Freunde warten auf mich."

Das ſchöne Mädchen dachte: Das iſt ein ſonderbares Kind.

Eine Woche ſpäter ſchrieb die junge Erzieherin:

„Wir ſind nun ſchon mitten im Unterricht. Es ſteht ſchlimmer, wie ich gefürchtet habe. Die Kinder ſind ganz untrainiert im Lernen. Unbegreiflich in dieſem gehaltenen Haus. Ich verſtehe es nicht. Alle drei Kinder ſind, was man Charaktere nennen möchte; als Menſchen ſind ſie merkwürdig eigenartig; ſollte das auf Koſten ihrer Lernbegabung gegangen ſein?

Iſebies iſt aber unergründlich in ihrer Unorthographie, von Grammatik keine Spur. Nichts bleibt hängen. Sie iſt weit hinter den Schweſtern ſogar zurück. Ehre, fürchte ich, werde ich mit ihr nicht einlegen. Sie hat, wie mir ſcheint, mit ihrem Lehrer auf einem ſonderbaren Fuß geſtanden. Muß ihn unter dem Pantoffel gehabt haben, denn ſie kommt in der Stunde immer ins Schwatzen, und ich bin überzeugt, das iſt ihr Trick, den Unglücklichen, der ſie unterrichten muß, auf andere Gedanken zu bringen. Es ſind übrigens merkwürdig reizvolle Kinder alle drei.

Ich bin hier wie im Vaterhaus aufgenommen. Die liebe Frau Mutter will mich heute ſogar auf einen Ball führen. Sie ſagt, ſie werde ſchon ſorgen, daß ich neben meiner Arbeit das Jungſein nicht vergeſſe.“

Ein anderer Brief, etwas ſpäter:

„Stell' Dir vor, Iſebies hat mich gebiſſen! Liebſte, beſte Mutter, was ſoll ich tun? Soll ich von hier gehen? Ich habe hin und her geſonnen. Ich bin ratlos. Die verehrte Frau Mutter iſt krank.

Iſebies war in Verzweiflung; und wie ich mich endlich zur Stunde ſetze, das Buch aufſchlage und ihr Franzöſiſch diktieren will, ſieht ſie mich mit Augen an, die ich nie vergeſſen werde, wie ein Leopard, den man zu etwas zwingen will. ‚Kaltes Tier!‘ ruft ſie, fährt über mich her und beißt mich in die Wange. Und wie. Alle Zähne ſind zu ſehen. Ich zittere und bebe vor Schreck — und das abſcheuliche Kind auch.

Ich ſprach kein Wort und ſie keins.

Ich ſetzte mich an den Schreibtiſch und ſchreibe Dir. Mag ſie denken, was ſie will. Sie iſt ein Mädchen von bald dreizehn Jahren. Was ſoll ich mit ihr machen? Rat mir.

Sie ſteht ſtumm am Fenſter.

Jetzt iſt ſie eben fortgerannt. Ich muß es Frau Eigenbrodt ſagen, ſo ſchwer mir's wird. Ich glaube, ich kann mit dieſem Geſchöpf nicht fertig werden. Da müßte ein Bändiger her.“

Iſebies rannte ohne Hut aus dem Haus, durch die Schwanſeeſtraße, unter die großen alten Pappeln, die längs der Schwanſeewieſe ſtanden. Dort ging ſie auf und nieder mit klopfendem Herzen, mit fliegendem Atem. Sie wartete auf Ottomar, der dieſen Weg vom Gymnaſium nach Hauſe zu gehen gewohnt war. Sie wußte, daß er bald kommen mußte, und richtig, da kam er. Sie ging jetzt ruhig auf ihn zu.

Er ſah ſie erſtaunt an.

„Wo kommſt du her?“

„Die Gomel iſt krank," ſagte Iſebies mit vor Tränen erſtickter Stimme.

„Sehr krank?" fragte Ottomar erſchreckt.

„Sie hat, was ſie ſchon einmal hatte, ſo eine Entzündung und Schmerzen und Fieber. Der Doktor iſt bei ihr."

„Sie wird auch dieſes Mal wieder geſund werden, ſei ruhig, Iſebies."

Iſebies ſah düſter vor ſich hin. „Ottomar," ſagte ſie, „ich habe unſere Lehrerin gebiſſen und habe ſie abſcheulich geſchimpft, weil ſie mir diktieren wollte, trotzdem die Gomel krank iſt."

„Pfui," ſagte Ottomar. „Und weshalb kamſt du dahergelaufen, mir das zu ſagen? Ich finde, daß du und Lilly oft ganz jämmerlich ſeid! Ich wollte, ich kennte euch nicht! Du gehſt ſofort nach Haus und ſagſt's deiner Mutter. Alte Suſe! — Zu beißen! Das tun ja die Babys oben nicht. Und wenn deine Mutter dich halbtot ſchlägt, macht's nichts. Lauf nach Haus, mich geht das gar nichts an!"

„Ich mußte dir's ſagen! Du mußteſt es wiſſen," ſagte Iſebies hart. „Ich geh' auch nach Haus, ich ſag' auch alles. Du ſollteſt aber keine Stunde länger glauben, daß ich anſtändig bin."

„Lauf nur jetzt und ſag' alles; was dir geſchieht, iſt ganz egal."

Er gab Iſebies die Hand, die ſichere, feſte Hand und ging ſeines Weges weiter. Iſebies rannte nach Hauſe und flog nur ſo; trug, gebrochen und erſchüttert, die Strafe, ausgeſchloſſen zu ſein von allem, was in den ſchweren Tagen der Krankheit ſich zutrug, erlebte

auch das erſte Hoffen auf Beſſerung nicht mit den andern.

Sehr ernſt wurde ſie nach Tagen wieder zum gemeinſamen Frühſtück zugelaſſen. Niemand erwähnte ihre böſe Tat. Heinrich Eigenbrodt las das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Er las jeden Morgen einen Abſchnitt aus dem Neuen Teſtament oder eine fromme Betrachtung.

Der Unterricht wurde gehalten wie gewöhnlich. Die junge Lehrerin ſah blaß aus; auf ihrer Wange war ein runder, roter Fleck zu ſehen.

Sie ſprach mit Iſebies, als hätten ſie ſich nie geſehen, nicht unfreundlich, aber weit ſchlimmer. Sie kannte Iſebies nicht mehr.

Wortlos und unauffällig verging der Bann nach und nach, der auf ihr lag, und es wurde wie früher. — Aber ſie war doch einmal ausgeſchloſſen geweſen.

Die Menſchwerdung

Zeitlos iſt die Kindheit, und in die Zeit eintreten, iſt eine ſchwere Sache, ob es bewußt oder unbewußt geſchieht.

Iſebies, das wiſſende Kind, ließ ihre Kindheit ungern aus den Händen. Das erſte lange Kleid trug ſie mürriſch, voller Bosheit, machte lange ungeſchickte Schritte darin wie ein Bub, blieb überall hängen, weinte, ſchimpfte und machte Marie Sibylle und der Großmutter den Kopf warm. Es kniff ſie da und kniff ſie dort. Sie riß es ſich alle Naſenlang vom Leibe. Die Zwillinge lachten überlegen. Man hatte ihr auch ein kleines Miederchen gekauft, mit dem ſie ſich etwa ſo abfand wie das Fohlen mit dem erſten Gurt. Es war ein wahrer Aufruhr im Haus. Iſebies wollte nicht.

„Du kannſt doch nicht wie ein Bub herumlaufen," ſagte Frau Mutter endlich, „meſchantes Ding. Andere Mädchen freuen ſich."

„Weil ſie Gänſe ſind," ſagte Iſebies und trug das Miederchen wieder zuſammengerollt unter dem Arm. Sie hatte es immer in den Händen und zog daran und wirtſchaftete damit herum.

Am ersten Abend zeigte sie sich unten vor dem Haus den Nachbarskindern. Marie Sibylle stand am Fenster und hörte Isebies unten klagen und räsonieren. Die Mädchen, die zum Teil auch schon lange Röcke trugen, verstanden Isebies gar nicht, wie es schien, und die Buben lachten. Da hörte Marie Sibylle, wie Isebies laut und empört mit mächtiger Betonung sagte: „Ihr seid einfach Esel," ins Haus ging und die Türe hinter sich zuwarf.

Den Abend weinte sie sich in den Schlaf, und am anderen Morgen ging der Tanz mit dem Miederchen von vorn an.

Sie wird sich beruhigen, dachte Marie Sibylle. Isebies trat am Nachmittag, als Marie Sibylle und die Frau Mutter im Wohnzimmer mit einer Handarbeit beieinander saßen, ins Zimmer, als wäre es mit ihr noch keineswegs so recht richtig. Das Miederchen trug sie wieder unter dem Arm, den Rock hatte sie schief an.

Sie blieb ein Weilchen stumm stehen und zog an ihrer Taille, die ihr nicht bequem zu sitzen schien.

„Nun wollt' ich nur fragen," sagte sie, „was nun wird?"

„Was soll denn werden?" fragte Frau Mutter und schob die Brille auf die Stirn.

„Was soll ich nun in dem langen Kleid und in dem Mieder machen?"

„Dich vernünftig aufführen," sagte Frau Mutter.

Isebies hatte Tränen in den Augen und antwortete hastig: „Nun möchte ich aber auch 'ne Köchin

haben und Kinder und ein Haus," das ſtieß ſie nur ſo hervor, ſo trotzig wie möglich. „Ich merk' ſchon, die Lernerei iſt wie 'ne alte Ölmühle, die nur noch tripfelt; damit geht's zu Ende, das ſag' ich! Ich merk's wohl, daß das bißchen Gelatſch bald vollends aufhört! Dann ſitz' ich in dem langen Kleid und in dem Mieder da."

Frau Mutter ſagte: „Du biſt eine rechte Närrin, Iſebies. Mit ſechzehn Jahren hat man keine Köchin und keine Kinder und kein Haus. Du mußt jetzt deine Pflichten hier tun und zeigen, daß du ein braves Mädchen biſt."

„Jawohl," meinte Iſebies. „Du haſt doch geſagt," ſie ſprach zu Marie Sibylle, „ich ſoll jetzt die Lampen putzen und das Krankenhaus gießen," ſie zeigte auf drei mühſelige und verkümmerte Blattpflanzen, die im Nebenzimmer auf dem Fenſter ſtanden, „und mit ſolchen Kräften!" Sie riß jetzt am Miederchen und richtig, ſie riß es entzwei.

„Willſt du wohl!" rief Frau Mutter. „Jetzt kriegſt du aber 'ne Tachtel!"

Marie Sibylle hielt die kleine aufgebrachte Frau, die ihren Liebling jetzt zum erſten Male ſchlagen wollte, zurück.

„Nein, du wirſt auch noch mehr tun," ſagte ſie ruhig, „du wirſt Klavier ſpielen, du wirſt nähen, und wir werden allerlei leſen, was dich intereſſiert."

„Das iſt gar nichts," antwortete Iſebies, „das iſt kein Leben: lieber will ich Waſchfrau werden!"

„Werd' es," ſagte Marie Sibylle. „Geh' ins Waſchhaus und waſch' mit!"

„Auch nur Komödie!" meinte Isebies. „Ich wollte, du wärst die Bomberl oben bei Rauchfußens, und ich wäre eins von den Krampen und würde nun groß und wollte den ganzen Dreck mit einem Male in die Höhe bringen. Das wär' etwas!" Isebies schluchzte.

Marie Sibylle lächelte kaum, zog Isebies zu sich und sagte: „Wir stecken nun aber nicht so im Dreck, wie du sagst, und ich bin die Bomberl nicht."

„Ja, leider nicht!" sagte Isebies.

„Du stehst da, mein Kind, wo Gott dich hingestellt hat. Und ich dächte, es wär' so übel nicht. Du mußt hier deine Pflicht tun."

„Hier ist keine," meinte Isebies, „wo die Dienstmädchen wie Minister sind."

„Näh' jetzt dein Mieder," sagte Marie Sibylle. „Die Pflichten muß man nehmen, wie sie kommen. Hier setz' dich zu uns. Und es gibt nicht nur Pflichten, es gibt auch Freuden. Ich wollte dir sagen, geh' ein paar Tage hinauf zu Rauchfußens, das wollte ich dir schon gestern sagen."

„Ja." Isebies schlang den Arm um den Hals der guten Mutter und ging dann, ihr Nähzeug suchen. Während sie es suchte, sie mußte es natürlich suchen, sagte Frau Mutter zu Marie Sibylle:

„So wart ihr nicht und so waren wir nicht. Es kommt ein neuer Zug in die Menschen, wohl in die Frauen besonders."

„Ach nein," sagte Marie Sibylle, „das glaub' ich nicht. Die Zwillinge werden die ersten langen Kleider so harmlos tragen, wie wir sie trugen. Isebies ist anders."

„Aber du haſt es vortrefflich gemacht," ſagte Frau Mutter, „ich hätte ſie vor lauter Ärger, weil ſie ſo ein unbequemer Balg iſt, diesmal wirklich geſchlagen."

Oben bei Rauchfußens war große Frühlingsherrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie man ſie in Weimar nicht kannte. Auch in Weimar blühte der Flieder; aber es war ein braver bürgerlicher Flieder, der die Hausgärten und Stadtanlagen ſchmückte. Die Stare ſaßen ordentlich vor ihren Niſtkäſten und pfiffen, Tazetten und Narziſſen ſtanden wie gute Kinder auf kleinen braven Beeten und dufteten zu den Parterrefenſtern hinauf und waren an Stäbchen gebunden. Hier und da blühte ein Apfelbäumchen, wie eine liebliche Braut geſchmückt. Der blühende Goldregen tropfte etwas über den Gartenzaun; aber er war beſchnitten, damit ſein Goldtraubenregen für die Straße nicht zu außerordentlich ausſähe. Es war der Frühling einer kleinen hochgebildeten Stadt mit großen Traditionen, ein taktvoller Frühling, nicht zu laut, nicht zu anſpruchsvoll und doch ſchön und gepflegt. Alle blühenden Gewächſe gehörten angeſehenen Leuten, die etwas auf ſich hielten, das ſah man.

Oben bei Rauchfußens war die Geſchichte ganz anders. Über die kahlen Flanken des Ettersberges ſtrich der Frühling hin und fand nichts, was er ſo recht ausbündig hätte ſchmücken können. Er beſtreute die kargen Halden mit gelben Schlüſſelblumen und allerlei Frühlingskraut und Gras. Oben, wo die

Wälder angingen, hatte er freilich Arbeit die Hülle und Fülle. Da strotzte es unter dem neuen Buchenlaub, das die riesigen alten Bäume jung und weich überflog, von ganzen Nestern von Leberblumen, Anemonen und duftlosen Veilchenfamilien, da steckten Morcheln ihre spitzen schwammigen Hüte aus dem feuchten Laub, da tat alles, was es nur tun konnte; aber auf den Flanken und Halden, wenn der Frühling da nicht auf einen einsam stehenden Baum traf, den er mit Duft und Laub einhüllen konnte, oder auf einen Dornenbusch, oder auf Felder, so hätte er mit seinem Übermut nicht gewußt wohin: so aber stand der alte Gutshof im Weg mit seinem Garten. Hier konnte sich aller Übermut austoben, denn die volle Sonne half dazu und die starke unbehinderte Luft und der gute Boden. Herrgott im Himmel, blühte es da! Die alten Rotdornbäume sahen aus, als hätte man rosa Samtteppiche über sie geworfen. Der Goldregen blühte, als wäre eine Goldquelle aus der Erde gebrochen und stiege in mächtigen Fluten in die Höhe. Die Apfelbäume blühten feuriger und tiefer rosig wie unten in der Stadt, und der Flieder wußte nicht, wohin mit sich selbst. Lila, blaue und weiße duftende, mächtige Wolken lagen auf den Grasflächen, den der Löwenzahn zu einem goldenen Teppich gewirkt hatte.

Und all diese Baumblütenherrlichkeit aus dürren Besen ausgekrochen, die man ein Halbjahr nicht angeschaut! Eine ganze Wildnis uralter Tulpen-, Tazetten- und Narzissenfamilien wuchsen hier. Die Tulpen waren von jeher am Weg und am Gesträuch

hingekrochen und hatten ihre breiten blaugrünen Blätter gewälzt, die farbigen ſchweren Köpfe zur Sonne erhoben. Sie liebten es, in ihrer Pracht zu liegen, und niemand hatte ſie je geſtützt und aufgerichtet. In Rauchfußens Garten war Jahr für Jahr eine große Feſtlichkeit des Frühlings.

Und wer weiß, ob dieſe große königliche Pracht, die alle Jahre bei ihnen wiederkehrte, die Rauchfußens nicht ſeit Generationen ſchon zu wunderlichen eigenartigen Leuten gemacht haben konnte. Die Mütter hatten eine Welt von Schönheit und Kraft hier geſehen; und von dieſen Eindrücken hatten die Kinder ſchon vor der Geburt gezehrt, und es war etwas Dürſtendes, Übermütiges, Lebensſehnſüchtiges in ſie gekommen.

Soviel man ſich entſann, waren die Frauen dieſes alten eingeſeſſenen Geſchlechtes immer ſchön und reizvoll geweſen und hatten Schickſale gehabt, die mit einem Verlangen nach Glück, nach ungewöhnlichem Glück zuſammenhingen. Soviel man wußte, hatten ſie aber nie etwas Beſonderes erreicht, ſondern waren durch unkluge Heiraten zu Kreuzträgerinnen geworden, wie die alte Frau Rauchfuß und deren Mutter und wiederum die Mutter von Ottomar und Lilly.

Durch die große Pracht des alten Frühlingsgartens waren Frauen gegangen mit wundem Herzen.

Die jetzige Frau Rauchfuß machte eine Ausnahme. Die ſchnitt im Garten, was ihr gefiel, und machte Sträuße, Rieſenſträuße, die ſie hinunter nach Weimar mit dem Milchwagen ſchickte für ihre Verehrer und Verehrerinnen und auch zum Verkaufen. Und ſie tat

recht daran. Kaum sah man, daß etwas in dem Blütenmeer fehlte, und jeder bekam gern so einen Strauß und lobte dann die tüchtige Frau.

„Das haben wir nie getan," sagte, als es zum ersten Male geschah, die alte Frau Rauchfuß, „daran haben wir nie gedacht."

„Unnatürlich," antwortete die junge Frau darauf.

„Dem Pfarrer und dem Lehrer haben wir auch immer Sträuße geschickt, aber in Weimar hatten wir nicht viel zu suchen."

„Auch unnatürlich," meinte die muntere Frau.

„Ja, ja, gewiß," sagte die alte Frau nachdenklich. „Was dem einen natürlich ist, ist dem anderen unnatürlich. Wir hätten uns besser gestanden, wenn es uns natürlich gewesen wäre, Freunde mit den Blumen uns zu verbinden."

„Früher soll da oben ein rechtes Unkenleben gewesen sein, sagen alle, damit ist es nun für alle Ewigkeit vorbei!"

„Ja, wir haben sehr still gelebt," antwortete die alte Frau träumerisch; „wohl zu still."

Als Isebies durch die Felder dem Ettersberg zuging, im langen, hellen Sommerkleid und im Miederchen, war es ihr, als hörte da oben alle Pein und Not auf, und sie lief direkt in ihre Kindheit wieder zurück. Der Milchwagen sollte ihr winziges Köfferchen noch bringen, und im Köfferchen war ein brauner Kittel, auf den sie sich freute, und der in Weimar nichts mehr galt.

Ottomar und Lilly kamen ihr den Gartenzaun entlang entgegen. Sie sahen feierlich aus, so erschien es wenigstens Isebies. Lilly trug ein helles Sommerkleid, ihr goldrotes Haar war in einem Knoten aufgesteckt, und wie groß, wie schlank aufgeschossen war Ottomar! Sein lockiges, dunkles Haar stand hoch und fest über der Stirn. Isebies war ganz befangen, als sie die beiden so sah.

Sie erschienen ihr wie Engel, die vor dem Paradiese standen. Über den Zaun neigten sich in schweren Lasten die blühenden Büsche und Bäume, Rotdorn, Flieder und Goldregen.

Isebies war nicht in Weimar konfirmiert worden, sondern bei einer Pastorenfamilie auf dem Lande, bei einem frommen Dichter. Marie Sibylle hatte ihrem Sorgenkinde einen großen reinen Eindruck in dieser Zeit der ersten Jugend geben wollen. Isebies hatte also die Geschwister lange nicht gesehen und war ganz gerührt, so schön und gut sahen Ottomar und Lilly aus — und gehörten ihr. Sie waren eine Heimat, Isebies durfte sich auf sie verlassen. Lilly konnte ein Engel sein, wie sie so daherkam, und wahrlich nicht nur äußerlich. Sie verstand alles; vor ihr brauchte man sich nicht zu schämen. Sie sagte einfach: „Ja, das weiß ich, das kenne ich," und wie zärtlich sie war, wie sie einen begrüßte! Und wie sie sich kannten! Vor ihnen brauchte sich Isebies nicht zu schämen. Und daß Lilly keine Mutter hatte, gab ihr etwas so Rührendes, Einsames, und daß sie oft sehnsüchtig nach der großen Liebe ihrer toten Mutter verlangten, und daß Ottomar und Lilly dadurch so ganz anders zueinander

gehörten, wie es sonst bei Geschwistern üblich war, an all das dachte Isebies, als die Geschwister den Gartenzaun entlang auf sie zukamen.

Ja, und sie sahen heute so feierlich aus. Und Isebies nahm sich vor, Ottomar nicht mehr grüne Laus, Frosch, Eau de Cologne-Frosch und Dropsaffe zu nennen. Er kam ihr so gut und groß vor, ordentlich vornehm sah er aus, der Eau de Cologne-Frosch.

Sie nannte ihn so, weil er ein so lieber Kerl war, und ein Eau de Cologne-Frosch war er wirklich, denn er konnte all so ein Zeug wie Eau de Cologne nicht leiden, und grüne Laus nannte Isebies ihn, wenn er gar so gescheit redete.

„Na, was hast du denn?" rief Lilly, als sie einander nahe genug gekommen waren. „Du tust ja gar nicht als ob!" Und Ottomar schrie: „Sie ist aufs lange Kleid stolz!"

Isebies aber hielt die Hände um den Mund und antwortete übermütig: „Frosch, dummer, Eau de Cologne-Frosch, dummer!"

Lilly rief: „Hast du auch ein Korsett?"

„Pfui Kuckuck," rief Isebies zurück, „freilich, sie haben mir eins umgeschnallt."

„Drum bist du so steif!" rief Ottomar.

„Nein," sagte Isebies, als sie vor ihnen stand. „Ich hab nur über euch nachgedacht, weil ihr so gut seid. Deshalb war ich so steif. Denken ist schwer."

Sie gingen miteinander jetzt durch das breite Gartentor, Lilly in Ottomar eingehakt und Isebies von Lilly geführt. Sie hatten sich viel zu erzählen.

Die Tanten waren da und eine schöne junge Schauspielerin.

„Es ist alles mögliche los, wir können ganz für uns allein bleiben," sagte Ottomar auf seine ruhige warme Art, „und wir haben dir etwas ganz Feierliches heut' noch zu sagen, Isebies."

Isebies wollte es wissen.

„Heut' abend," sagte Ottomar, „eher nicht."

„Gut," meinte Isebies. Sie war nicht neugierig, nur froh, bei ihren Herzensfreunden sein zu können.

Sie gingen still durch den blühenden Garten, und sein Zauber lag voll über ihnen. So jung und unter diesen blühenden Bäumen und Büschen wandelnd, die im Überschwall ihrer Herrlichkeit wie in Ekstase standen, war schönste Lebenserfüllung. Und das Wundervollste, daß sie es gleichmütig wie ihren jungen, leichten Atem hinnahmen.

Der Tag war bewegt. Die junge Frau Rauchfuß hatte den Kaffeetisch unter den Linden decken lassen, die Bomberl kam mit einer Schüssel voll knuspriger Plinsen, spießte eine nach der anderen auf die Gabel auf und warf sie jedem vor, daß es auf der blütenweißen Ahornplatte wieder Fettflecke gab. Ein mächtiger Fliederstrauß stand auf dem Tisch. Die ganze Familie mit allen Gästen war ausgelassen, voller Behagen und Lachen. Die alte Frau saß in ihrem Stübchen still beschäftigt.

Cäsar Rauchfuß, der zum Kaffee von einem Gang durch die Felder heim kam, freute sich über die muntern Leute, scherzte mit den Kindern, tobte mit den Buben und spielte den feinen Herrn, wenn er

ſich an die hübſche Schauſpielerin wendete, überſah die Tanten und war gottsfroh, wie ſchön und laut und luſtig es bei ihm herging. Ja, ſo ein Sonntag oben bei Rauchfußens, das war etwas!

Ottomar, Lilly und Iſebies fanden, daß die hübſche Schauſpielerin eine ekelhafte Briese ſei. Ottomar ſagte zu Iſebies: „Vorderhand mag ich das Theater überhaupt nicht, beſonders die Frauenzimmer dort nicht. Die da hat letzte Woche die Eboli geſpielt und ſich ganz abſcheulich herumgewälzt, niemand benimmt ſich ſo, wenn er unglücklich und Gott weiß was iſt. Ich liebe nur Wahrheit.“

„Ja,“ ſagte Iſebies, „ich auch.“

„Ihr ſeid rechte Bauern,“ meinte Lilly. —

Am Abend, als die Tanten ſich verkrochen hatten, die Babies ſchliefen und die Rauchfußens mit den Gäſten im Wohnzimmer ſaßen, da flogen die drei jungen Herzen aus. Jetzt gehörte der Garten und die ganze Welt ihnen allein.

Die Sterne funkelten, der Mond ſchien, der Flieder duftete zum Hinſterben. Da gingen die drei die ſtillen, flimmernden Wege auf und nieder.

Ach, und ſie ſprachen, wie man ſpricht, wenn man ganz jung iſt, flüſternd, tief erregt, als wäre der Geiſt Gottes über ſie gekommen. Sie ſprachen ſo rein, ſo gut, ſo hilflos, ſo nichtwiſſend, wiſſend auf der Schwelle des Lebens.

„Ich glaube nicht an den Tod,“ ſagte Iſebies nach kurzem Wandeln in der duftenden Schönheit und hielt Ottomars Hand gefaßt. „Elias fuhr auch zum Himmel und ſtarb nicht.“

„Weißt du, du haſt niemanden durch den Tod verloren," meinte Ottomar.

„Aber ſolche Kräfte!" antwortete Iſebies. „Wenn du meinen kleinen Finger anfaßt, wirſt du fühlen, daß er alles kann. Einen Schnellzug kann er aufhalten. Das fühlſt du natürlich nicht. Du denkſt, das iſt einfach ein kleiner Finger. Ich fühle es aber. Aber ſage mir, Ottomar, was ſoll ich mit dieſen Kräften tun?"

„Brav ſein," antwortete Ottomar.

„Das ſagen ſie zu Hauſe auch."

„Ja, es gibt nichts weiter, keinen Schritt vom Weg."

„Aber welchen Weg?"

„Den du gehen mußt," antwortete er.

„Grüne Laus, du biſt ein kühler Froſch!" rief Iſebies. „Das iſt doch nicht alles ſo einfach."

„Das iſt ſehr einfach."

„Ich ſoll alſo zum Beiſpiel alle Kraft nur dazu anwenden, um mein langes Kleid mir anzugewöhnen und das Korſett?"

„Ja, wenn das ſein muß, natürlich, was bleibt dir denn übrig?"

„Aber ich könnte mit meinen Kräften Wundervolles tun!"

„Fragt ſich," ſagte Ottomar. „Und es gibt nichts Wundervolles zu tun. Glaubſt du, Latein und Griechiſch lernen iſt wundervoll? Es iſt ekelhaft, ſcheußlich. Ich glaube, man hat ſeine Kräfte, um meiſt Ekelhaftes zu tun."

„Geh weg!" ſagte Lilly ärgerlich.

„Nun, und wenn ich nun mein Korsett endlich mag, was dann?“

„Dann gibt es wieder etwas anderes. Ich glaube, es ist ganz gleich, was man tut.“

„Du machst einen ganz traurig, grüne Laus,“ sagte Isebies. „Glücklich soll man doch sein.“

„Was werdet ihr nur ohne mich machen?“ Jetzt sagte Ottomar das Geheimnisvolle, was er und Lilly Isebies schon vordem angekündigt hatten.

Sie wollten mit Isebies das heilige Abendmahl zusammen nehmen als Bündnis fürs Leben. Sie wollten beim Abschied etwas tun, was sie für alle Zeiten miteinander verbände.

Schauer bewegten Isebies. Das heilige, geheimnisvolle Abendmahl mit Ottomar und Lilly! Es war ihr, als sollten sie alle drei miteinander Unaussprechliches erleben, die dunkeln, schweren Worte, die sie schon einmal gehört, rauschten im Geiste wie einst vor ihr auf, Worte, die auf unaussprechliche Weise mit dem Ewigen verbinden, mit sich reißen über Tod und Leben hinaus.

Und das wollten Ottomar und Lilly mit ihr zusammen erleben!

Wer in Weimar würde an so etwas gedacht haben? Wie anders waren sie wie alle andern! Wie groß war ihre Liebe zueinander!

„Und das wollt ihr mit mir?“ sagte sie, nachdem sie geschwiegen und gesonnen hatte.

Ottomar antwortete ganz trocken und fest, wie es seine Art war: „Ja, das haben wir so vor. Wenn

wir jetzt miteinander den Fauſt leſen würden, oder Homer, das wäre gar nichts. Wir würden dieſe Stunde vergeſſen. Aber weit über allem, was je die Menſchen ſchufen, ſteht der Gedanke des heiligen Abendmahls, ſchöner iſt's und größer und geheimnisvoller iſt's wie alles andere. Nur das bleibt in der Todesſtunde, wenn alles zu nichts geworden iſt. Eins mit Gott werden. Nur das iſt der Sinn des Lebens."

Die junge Lilly ſagte leiſe: „Das Geliebtwerden iſt ebenſo ſchön, und wer wird's vergeſſen? Und auch in der Todesſtunde nicht. Wenn du fort biſt, Ottomar, werde ich hier vergehen."

„Ich bin bei dir," ſagte Iſebies und ſchlang den Arm um ſie.

„Du biſt unten in Weimar. Mir iſt, als könnte man nur leben und ſterben, wenn jemand einen an der Hand hält. Ich fürchte mich allein."

Eine wundervolle Nacht. Die jungen Herzen waren bewegt von aller Schönheit, vom Duft der Blütenwolken und des friſchen Graſes und des jungen Birkenlaubes. Sie gingen in den ſüßen Opfergerüchen der Erde, waren ganz eingehüllt in Schönheit und lebendige Reinheit der erſten Jugend.

Und wie ſie es ſich vorgenommen, ſo geſchah es. Sie feierten an einem köſtlichen Maienmorgen das heilige Abendmahl miteinander in der alten Dorfkirche, in der Ottomar und Lilly konfirmiert worden waren.

Eine ſtarke Zuſammengehörigkeit folgte dieſem Tage. Es war, als hätten ſie einen Bund fürs Leben geſchloſſen. Die alte Frau Rauchfuß wußte von dem Vorhaben der drei guten Kinder und ſchützte ſie an dem geheiligten Tag vor den Einflüſſen des allzu lebendigen Hauſes. Iſebies hatte es auch ihrer Mutter geſagt und ſie gebeten, daß es nur das Gomelchen wiſſen dürfe, und ſo war es auch geſchehen.

Während dieſes Aufenthalts bei Rauchfußens geſchah es, daß Iſebies in das Schlafzimmerchen der kleinen, hübſchen Schauſpielerin eingedrungen war und ſich darin umgeſchaut hatte. Das Puder- und Schminkgerät war für ſie ſehr anziehend, denn Lilly und Iſebies hatten längſt bemerkt, daß die kleine Perſon gründlich ihrer Hübſchheit mit allerlei nachhalf.

Iſebies verſuchte es auch, puderte ſich mit großer Andacht und unternahm noch allerlei, und wirklich, ſie fand, daß das eine luſtige Sache ſei. So verſchönt mit einem zarten, weißen Flaum über dem Geſicht wie der Blütenſtaub, der über der Mehlprimel liegt, wandelte Iſebies im Bewußtſein ihrer ſehr gehobenen Schönheit befriedigt unten im Hofe auf und nieder.

Da kam ihr Ottomar entgegen, es war die Zeit, wo er aus der Schule kommen mußte. Er ſchwenkte die Mütze und ſchwenkte die Büchermappe, als er ſie von weitem ſah. Wie er ihr aber die Hand entgegenſtreckte, fuhr er zurück. „Pfui Teufel," ſchrie er faſt auf. „Ekelhaft! Was haſt du denn gemacht!" Die

Büchertaſche warf er zur Seite, packte Iſebieſens Kopf mit beiden Händen und leckte ihr übers Geſicht, und leckte eifrig und wütend, bis kein Stäubchen mehr zu ſehen war. „Ekelhaft, ekelhaft!“ ſchrie er dazwiſchen.

Iſebies wehrte ſich.

„Pfui!“ rief ſie. „Du!“

Der alte Knecht hatte zugeſchaut und ſchmunzelte und ſagte: „Siehſte, jetzt is die ſchene Malerei fortgewoſchen. Siehſte, Iſebies, ſo geht's! Ne, du biſt aber ä forſcher Junge, Ottomar. Ich habe wohl geſehn, was ſe gemacht hat, die Iſebies. Das konnte ja eens auf zwee Stunden ſehn.“

„Marſch, fort!“ rief Ottomar. „Nun lauf an den Brunnen und waſch dich!“

Er ſelbſt ging mit ſeiner Büchermappe, ohne Iſebies mehr eines Blickes zu würdigen, dem Hauſe zu.

Und Iſebies lief zum Brunnen und wuſch ſich und weinte.

Ottomar beachtete ſie den ganzen Tag nicht und ſagte am Abend: „Du kannſt dich zuſammennehmen und etwas gründlich Anſtändiges tun, ſonſt haſt du verſpielt.“

Was aber ſollte ſie tun? Sie war wütend auf Ottomar und doch beſchämt und grämte ſich, daß er nichts mehr von ihr hielt.

Da kam eines Tages eine alte Bettlerin auf den Hof, bettelte und klagte, daß ſie ſich einen Dorn in die Fußſohle geſtochen habe. Die Bomberl machte ſich darüber und ſagte: „Zeig' her den Knorz.“ Iſebies, Ottomar und Lilly kamen gerade dazu. Die

Bomberl war in ſo was wohl geübt. „Nur ſtillechen, bei den Krampen kommt ſo was aller Naſenlang vor.“

Sie arbeitete und wirtſchaftete an dem armen alten ſchmutzigen Fuß nicht ſchlecht mit ihrem Taſchenmeſſer.

„Deine Hand is nich aus Samt,“ meinte die Alte, „Sakrament och!“

„Dei Knorz och nich,“ meinte Bomberl und arbeitete und ſtach und arbeitete weiter. „Jetzt ſchau her, jetzt ſieht man den Splitter ſchon, jetzt wenn ich ä Zängelchen hätt'!“

„Bomberl, laß mich's tun!“ ſagte Iſebies und war bleich bis in die Lippen.

„Meinetwegen,“ meinte Bomberl und machte Iſebies Platz. „Haſte ä Zängelchen?“

Iſebies kniete ſich nieder und preßte ihren Mund an die ſchmutzige, ſchrundige Fußſohle der alten Bettlerin, und mit den Zähnen packte ſie den Dorn und zog ihn heraus.

Schneeweiß ſtand ſie auf und hielt das blutige Ding zwiſchen den Lippen. Einen Augenblick war ſie bewegungslos, dann nahm ſie den Dorn und gab ihn der alten Frau in die Hand.

„Das is d'r ſauer angekommen, Kindchen,“ ſagte die Alte, „Gott vergelt's.“

„Ich hab' es gern getan,“ antwortete die bleiche Iſebies ſchmerzlich lächelnd.

Ottomar nahm Iſebies bei der Hand und ſagte, als ſie niemand mehr hören konnte: „Gottlob, daß du's gekonnt haſt.“

Er führte ſie an eine kleine Quelle im Garten,

ſammelte den feinen Strahl in ſeiner hohlen Hand und wuſch ihr die Lippen rein. Und ſie weinte, den Kopf vor Erregung an ſeiner Bruſt verſteckt.

Der Abſchied von Ottomar war das erſte große Weh, die erſte Erdenöde. Er hatte wenig Worte gehabt. „Iſebies, verlaß meine Schweſter nicht. Halte zu ihr, als wären wir drei beieinander.“

Als Lilly ihn zum Abſchied küßte, hatte Iſebies ihn auch weinend geküßt, und ſie hatten ihm nachgeblickt, wie er die Landſtraße hinunterſchritt, die vom Ettersberg zum Bahnhof führte.

Beide waren wie verwaiſt, und Iſebies erſchrak faſt vor den Tränenfluten ihrer Kameradin. Es war, als ob kein Halt in ihr ſei, als wenn ſie ſich in Tränen auflöſte, als hätte der Bruder all ihre Kraft mit ſich genommen.

„Hier oben ſterb' ich, wenn er nicht da iſt. Hier oben geh' ich zugrund'.“

Iſebies erſchrak. Das war das lachende, ſchöne, gütige Mädchen nicht mehr, das ſie kannte. Das war ein fremdes verzweifeltes Geſchöpf. Das war der gute ſanfte Engel nicht. Etwas ſo Wildes und Verzweifeltes lag in dieſen Tränen, eine Glut ſondergleichen, ein verzweifeltes Wollen.

Iſebies ſagte: „Er kommt zurück. Du ſiehſt ihn zu Weihnachten wieder!“

„Nie kommt das! Ich kann nicht leben, wenn er mich nicht liebt, wenn er nicht da iſt!“

Iſebies ſah zum erſten Male eine Seele leiden,

ganz ausgefüllt ſein von Leid, ganz gebeugt von der Laſt des Leidens.

„Er kommt zurück," ſagte ſie immer wieder. „Hörſt du mich nicht? Er liebt uns. Ich fühle, wie er uns liebt, auch wenn er nicht da iſt."

„Das iſt kein Troſt!"

Iſebieſens Herz, das der Abſchied auch ſchwer bedrängte, faßte angeſichts dieſes leidenſchaftlichen Schmerzes Mut. Eine ſüße Vornehmheit hielt es befangen und ſtärkte es.

Sie brachte Lilly zur alten Frau Rauchfuß und übergab ihr das weinende, verzweifelte Mädchen. Sie ſelbſt ging im Garten auf und nieder und hatte ein Gefühl, als hätte ihr Herz eine Laſt verſchwiegen zu tragen, die ihm außerordentlich ſchwer deuchte. Das war der Schmerz, und doch wunderte ſie ſich über Lillys haltloſe Tränen. Hat ſie denn das Gefühl nicht, daß ſie ſtärker ſei als dieſer Schmerz? In Iſebies quoll wie eine friſche, klare Quelle zwiſchen allem Abſchiedsweh ein Glückſeligkeitsgefühl, daß Ottomar überhaupt da war, und daß ſie ſelbſt ſo ſtark und freudig fühlte, und ſie wurde voller Hoffnung und Zuverſicht, und durch alle Ferne fühlte ſie, wie Ottomars Kraft und Freudigkeit auf ſie ſtrömte. Sie ſagte leiſe vor ſich hin: „Du lieber, lieber Menſch. Ich danke dir, daß du mich immer lieb hatteſt, und ich will werden wie du es wünſchſt."

Sie war dankbar, daß ſie nicht überwältigt wurde wie Lilly, aber Lilly war hier oben auch unſäglich einſam. Iſebies erſchrak, wenn ſie daran dachte, und ſie hörte Lilly im Geiſte ſagen wie da-

mals, als sie im blühenden Garten miteinander gingen: „Wenn du fort bist, Ottomar, werde ich hier vergehen. Mir ist, als könnte man nur leben und sterben, wenn einen jemand immer an der Hand hält."

Und da fühlte Isebies ein Mitleid sondergleichen, und auch ihr drangen die heißen Tränen in die Augen, und sie schlang die Arme um einen Baum im goldenen Herbstschmuck und weinte bitterlich.

In diesem Winter starb die alte Frau Rauchfuß und ließ ihr sehnsüchtiges Enkelkind allein in dem Hause zurück, in dem niemand mehr an die Generation der nach Leben und Liebe dürstenden Frauen des Rauchfußschen Geschlechtes erinnerte als Lilly.

In der Zeit der Erkrankung und des Todes der alten Frau Rauchfuß waren Eigenbrodts mit allen Kindern und Angelika Vogel, der Erzieherin, in Oberitalien, und der verzweifelten Isebies wurde nicht gestattet, nach Weimar zurückzukehren, um ihre arme Freundin zu trösten.

Sie fand sie fremd, scheu, niedergedrückt wieder, als rechte Hand ihrer Stiefmutter und als Hüterin der jüngeren Geschwister.

Isebies schrieb an Ottomar, der in Berlin studierte: „Wie fehlt uns Deine Weisheit, wie fehlst Du uns. Lilly ist brav, aber es ist die liebe frohe Lilly nicht.

Glaub' mir, ſie iſt ein armes Kerlchen. Die wilde Familie fährt über ſie hin wie ein Sturmwind. Die Mädchen werden alle Frau Rauchfußens und die Jungens Vater Rauchfußens, oder ſie ſind ein Gemiſch; aber auch das Gemiſch brauſt und ziſcht. Ein anderes Bild: Deine Schweſter blüht wie eine Feuerlilie unter Kartoffeln und Puffbohnen. Die liebe alte Frau, die die ſchöne Feuerlilie pflegte, iſt nun nicht mehr. In ihrem verlaſſenen Stübchen wohnt jetzt Lilly. Dafür, daß ſie ſo gerne ausgelaſſen war, iſt ſie jetzt viel zu fleißig und gut.

Du fehlſt uns beiden auf Schritt und Tritt. Drei war eine gute Zahl. Zwei iſt eine ſehnſüchtige Zahl. Uns iſt nicht wohl allein. Siehſt Du, zu niemand bin ich ſo offen wie zu Dir, denn Du biſt mit mir aufgewachſen. Wir haben miteinander in der Erde gegraben. Du kennſt alle meine Schlechtigkeit und Gutheit. Was ſagſt Du aber dazu, daß ich gar nicht ſo recht glücklich bin? Ich habe alles, was ich mir nur wünſchen kann. Ich liebe alle, die um mich ſind. Wie ich ſie liebe! Alle ſind gut, gut, gut zu mir. Aber ich rannte früher abends unten auf dem Karlsplatz unter den alten Bäumen und ſpielte mit den Gaſſenkindern und war ihr Anführer; ich rannte zu Lewins und zündete die Sabbatlichter an, ich rannte zu Euch, und bei Euch war eine ganz gewaltig gute Luft. Man hätte immer jauchzen können. Der Ettersberg war doch nicht gar ſo hoch; aber der Wind dort oben! Und unſere Spiele und unſere Geſpräche! Ich war immer ganz erfüllt, immer in einem ſchönen Saus, das Leben ſchien mir ſo gut.

Du haſt mich nicht verſtanden, als ich Dir ſagte: Ich bin im kleinen Finger ſo ſtark, daß ich einen Eiſenbahnzug aufhalten kann, und ich glaube nicht an den Tod. Du ſagteſt mir damals: Gewöhn' Dich einfach an dein Mieder, oder was du ſonſt etwa zu tun haſt.

Nun ſage ich Dir aber, daß ich mich an mein Mieder noch immer nicht gewöhnt habe, daß es mich drückt und beengt, daß mich oft alles beengt, und daß in meinem kleinen Finger noch immer dieſelbe Kraft iſt. Ach, grüne Laus, ich habe Deine Weisheit nicht!

Mich hat das Leben in eine fix und fertige Welt geſetzt.

Da kann man freilich in einem Mieder drin ſtecken und nur halb ſchnaufen; aber ich bin ein Mädchen mit ſtarken Kräften, ich möchte arbeiten! Ich möchte, wir hätten einen Garten, der eine Urwildnis wäre. Ich möchte, ich wäre eine Bauerndirne; eine Krankenſchweſter könnte ich werden, weshalb nicht? Das würde ich dürfen; aber die weißen Häubchen, die miezekatzigen grauen Kleider, die leiſen Schritte, die frommen Hände und die ſtillen Augen, ſag' ſelbſt, das wäre zu ſchwer für mich.

Ich weiß einfach noch nicht, was mit mir anfangen.

Sie haben mich auf einen Ball geführt: roſa Roſenkranz, roſa Kleid, ſo à la Fee. Schön ſah ich aus in dem Kranz, ich ſchob ihn mir tief in die Stirn, wie man es mit einem Kranz tut, daß die Augen darunter vorleuchten in Lebensfreude; aber

er ſollte oben ſitzen, weil's ſo Mode iſt. Man ſetzt doch einen Kranz aus Freude auf und ſonſt aus keinem Grund. Und tief in die Stirn muß er gedrückt ſein.

Nun kannſt Du Dir gar nicht vorſtellen, wie es auf dieſem Ball zuging.

Die ſogenannten Herren kommen mir vor wie fein lackierte und polierte ſchwarze Salonmöbel. Im Anfang dachte ich, vielleicht kann ich da plaudern wie mit Dir. Jawohl! So ein Salonmöbel und Du! Sehr bald begriff ich: Schnabel halten! Dieſe polierten Möbel verſtehen gar nichts, einfach gar nichts, was unſereinen freut. Die Offiziere verwechſelte ich immer, als wären ſie Bleiſoldaten, machte in der Française Dummheiten, weil ich immer dachte: Dem haſt du doch eben erſt die Hand gegeben. Ich entſchuldigte mich dann und ſagte, daß ich ſie nicht voneinander unterſcheiden könnte. Als ich drei, vier Tänze getanzt hatte und meine Tanzkarte voll war, lief ich davon und ging zu Hauſe ins Bett, las die Namen auf der Karte durch und dachte: Wer ſeid ihr — wer ſeid ihr eigentlich?

Mein liebes Gomelchen und die liebſte Mutter waren beide böſe auf mich. Gomelchen ſagte: ‚Du haſt uns in eine ſchöne Bredouille gebracht.' Dieſe Tante hatte das gehört, was ich geſagt, und jene hatte auch was gehört. Und wie ich fortgelaufen war, das hatte Angelika Vogel geſehen. Kurz, ich ſcheine für einen Ball nicht recht zu paſſen.

Es hat ſich, wie Du ſiehſt, nichts eingeſtellt, was die ſtarke lebendige Luſt droben bei Euch mir er-

ſetzen könnte. Ich träume oft von Armut, daß die Eigenbrodts arme Leute würden. Dann ſollten ſie ſehn!

Und ganz im Vertrauen geſagt: Mir war's immer auf jenem Balle, als wäre da etwas nicht ſo ganz ſauber; weißt Du, nicht ſo ſauber, wie das iſt, was ich ſauber nenne, und was Ihr, Du und Lilly, ſauber nennt. Ich kann es nicht ſo ſagen. Vielleicht irre ich mich. Aber mir war's mit einem Male, als wären wir dummen Mädel ſo etwas zweckvoll herausgeputzt. Na, es wird ja nicht ſo ſein.

Daß Du mich damals abgeleckt haſt, war ſehr gut von Dir, und ich danke Dir noch dafür, ſo bös ich damals auf Dich war. Recht hatteſt Du.

Sag' mir, was kann ein Mädchen tun? Ich möchte kein Faulpelz ſein; aber Du weißt, ich bin nicht klug. Ich habe nichts Rechtes gelernt. Klavierſpielen tue ich miſerabel, Nähen iſt auch nichts. Zeichnen? Ich zeichne bei dem alten Preller und der ſagt: ‚Komm, Iſebieschen, trink mit mir Kaffee, da kommt mehr dabei heraus, komm, ſchwätz ä bißchen.' Er hat mich ein wenig gern, der alte herrliche Mann, wie ſo ein berühmter Menſch ein dummes Mädchen gern haben kann. Ich darf neben ihm ſitzen, wenn er ſeine wundervollen Zeichnungen betrachtet, und da ſind wir beide ganz ſtill. Er weiß aber, daß ich mit in ſeine Mappen gucke. Manchmal fragte er: ‚Biſte fertig, Iſebieschen?'

Oft denke ich ſo etwas, als ſäße ich neben dem lieben Gott, der Sonntags nachmittags ſeine Welt anſchaut. Er ſieht auch aus wie der liebe Gott, Du

kennſt ihn ja: langer, grauer Bart, ſchöne, weiſe Augen. Und die Studienmappen ſind ſeine Welt. Und was darin ſteht, iſt lauter Herrlichkeit und Schönheit, und ſein Geſicht iſt, wenn er ganz vertieft iſt, das Geſicht eines Schöpfers, auf dem der Frieden eines Schöpfers leuchtet.

‚Ach,‘ ſagte ich leiſe einmal zu ihm, ‚ich möchte auch ſo ein Menſch werden, ich möchte auch ſo was Wundervolles tun dürfen.‘

‚Mit Zeechnen wird's niſcht bei dir, Iſebieschen,‘ ſagte er und ſtreichelte mir über die Wangen. ‚Damit wird's niſcht, aber was braucht denn ſo ä Frauenzimmerchen auch viel zu tun? Mach' dir keene dummen Gedanken, Iſebieschen, die Kunſt iſt für euch Frauenzimmer niſcht. Hand weg, ſag' ich. Die Sache iſt zu ernſt.‘

‚Dann aber,‘ ſagte ich, ‚rühre ich auch keinen Bleiſtift wieder an.‘

‚Recht haſte, Iſebieschen!‘ Und ich weinte und ſchämte mich, und er tröſtete mich und nahm ſein großes buntſeidenes Taſchentuch und trocknete mir die Augen.

‚Laß nur,‘ ſagte er. ‚Du wirſcht ſchon noch lachen. Die Kunſt is eigentlich jetzt och nich für die Mannsbilder. Sieh' dir doch die Kleckſer an. Fahr' doch mit der Bahn durch Deutſchland an tauſend Dörfern vorbei un an tauſend Städten. Wo ſitzt denn eener, der wirklich was kann?

Siehſte, Iſebieschen, die Kunſt nimmt eenen Menſchen her un verlangt Leib und Seele von ihm un jeden Tropfen Blut un jeden Atemzug, un dann

nimmt ſie ihn und lädt die Welt auf ſeine Schulter, ſoviel er davon tragen kann. Nun ſuch' dir mal eenen, der Sack un Pack nich balde abwirft, oder der ſich nich irgendwie bequem dermit hinhockt.

Die die Welt auf der Schulter tragen, ſind gar wenige, gar wenige. Un wo ſe die Kräfte hernehmen, das weeß keen Menſch.'

‚Sie ſind ſo einer,' ſagte ich leiſe.

‚Ich, ich? Iſebieschen. Hingehockt hab' ich mich nich dermit, das is wahr, das kann ich ſagen; aber ich trug immer nur ä kleenes Stückchen. Ich trug ſo ä paar immergrüne Eichen auf der Schulter, die mir keene Ruh' ließen, un ä paar wundervolle Wolkenhimmel un ä paar wundervolle Menſchen aus einer beſſern Welt, un Wellenſpiel un Sturm un Felſen, un das hab' ich weiß Gott ehrlich geſchleppt.'

Lieber Ottomar, wenn ich alt bin, möchte ich auch ſagen wie der alte Preller: ‚Hingehockt hab' ich mich nich dermit, das is wahr.' Ich möchte auch ehrlich ſchleppen!

Schreib' an Lilly.

Oben bei Euch iſt ein Menſch, den ich nicht mag, wie ſo eine ſüße Leberwurſcht iſt er zu Lilly. Er ſpielt da oben die erſte Geige, weißt Du. Er verſteht Frau Rauchfuß zu ſchmeicheln, und er iſt ſüß mit Lilly, das kann ich nicht leiden.

Weißt Du, ich wünſche mich nicht einmal zu verheiraten, wie die Mädchen das gewöhnlich tun. Wenn ich denke, ich ſoll meinen Mann ums Wirtſchaftsgeld bitten, und er macht ein Geſicht; oder ich kaufe mir einen Hut, und er macht einen dummen

Witz, wie sie immer in den ‚Fliegenden Blättern' stehn, von Ohnmacht und einem Sommerhütchen! In mir ist etwas, etwas so Starkes, so Lebendiges. Oft ist mir, ich fliege unsere Treppe hinunter, so lebendig bin ich, und wenn ich hinauflaufe, springe ich über soviel Stufen, daß es eine wahre Kunst ist.

Ja, solche Künste kann ich!

Nun leb' wohl!

Deine treue Isebies"

Marie Sibylle las diesen Brief zufällig und zeigte ihn der Frau Mutter. „Darf sie das so an den Ottomar Rauchfuß schreiben? Ich weiß nicht recht?"

„Freilich darf sie das. Es ist viel besser, sie vertraut sich einem Kameraden an," sagte Frau Mutter.

„Aber: ‚Deine treue Isebies'?"

„Ach was, freilich ist sie eine treue Isebies und eine unschuldige. So haben wir mit unsern Kameraden verkehrt, und ich wüßte nicht, daß irgend etwas vorgekommen wäre, an das wir nicht gern zurückdächten. Nur waren wir viel einfacher."

„Aber abgeleckt. Er hat sie abgeleckt?"

„Ja," sagte Frau Mutter, „das verstehe ich selbst nicht, da werde ich sie einmal fragen."

Und Frau Mutter fragte Isebies und sagte ihr ganz einfach, daß sie den Brief gelesen habe.

„So? Das macht nichts," sagte Isebies und erzählte, wie Ottomar ihr die Schminke der hübschen Schauspielerin wieder vom Gesicht geleckt hatte.

„Das klingt eklig," sagte Isebies, „nicht wahr, Gomelchen? Und mir war's auch zuerst eklig; aber

er hat es so gut gemeint, daß kein Mensch ihm darum bös sein konnte, und recht hat er gehabt. Ich war auch zu albern, wie ich da im Hof herumlief. Der alte Knecht Jochen hat's mit angesehn."

Über Isebies kam etwas im Herbst, nachdem sich die Abreise Ottomars vom Gutshof gejährt hatte, etwas, was zu der Harmlosigkeit ihres lebendigen Wesens nicht paßte. Es war, als ob eine unheimliche Hand nach ihr langte, als käme über ihr drängendes junges Leben, das von der Welt nichts wußte, ein Schauer, ein Maienfrost.

Man saß um den Familientisch zur Mittagsstunde, friedlich und im vollen Eigenbrodtschen Behagen. Da sagte Heinrich Eigenbrodt: „Daß mir Isebies mit keinem Schritt wieder hinauf zu Rauchfußens auf den Ettersberg geht. Damit ist's ein für allemal zu Ende. Mir tut es leid, daß diese Menschen eins unserer Kinder jemals bei sich gesehen haben."

Isebies ließ vor Überraschung die Hände sinken und schaute wie erstarrt auf ihren Vater.

„Ja, Heinrich, was ist denn das?" sagte Frau Mutter. „Wer kann gegen Rauchfußens denn ernstlich etwas sagen?"

„Ich wiederhole hiermit meinen Befehl," antwortete Heinrich Eigenbrodt, „daß Isebies das Haus auf dem Ettersberg von heute ab zu meiden hat."

Isebies erblaßte.

„Ich habe keinen Grund, mich hier näher zu

erklären. Iſebies hat es gehört und wird danach handeln."

Auf Iſebieſens Geſicht lag banger, fremder Schreck. Noch nie hatte ſie ihren Vater ſo ſchroff geſehen. Sie wagte nicht zu fragen.

Niemand fragte.

Schweigend wurde weiter gegeſſen. Eine dumpfe, ſchwere Stimmung lag über allen.

Nach Tiſch ging Marie Sibylle mit ihrem Mann in ſeine Bibliothek, wo er den Kaffee zu trinken gewohnt war. Iſebies ſaß draußen auf den Stufen der Veranda, die Füße waren ihr ſo ſchwer. Der ſchöne Herbſttag drückte auf ihre ahnungsloſe Seele.

Aber da war etwas. Wie das ſo hart und ſchwer geklungen hatte ...

Als Marie Sibylle aus dem Zimmer ihres Gatten wieder heraustrat, lag auch auf ihrer Stirn tiefer Ernſt. Sie trat zu Iſebies hinaus und ſagte: „Ja, Iſebies, es iſt ſo, wie der Vater ſagte, du darfſt mit keinem Schritte wieder hinauf zu Rauchfußens, und wir müſſen unſerem Kinde vollkommen vertrauen. Es iſt ganz unmöglich, daß du jemals wieder hinaufgehſt. Dieſe unglücklichen Menſchen müſſen für immer aus deinem Leben geſtrichen ſein."

Iſebies war aufgeſchnellt und ſtieß hervor: „Sag' mir, was es iſt! Ängſtige mich nicht ſo!" Wie ein Angſtſchrei war das. Das blaſſe, erſchreckte Kind ſtand eng an die Hauswand gedrückt.

Sibylle ſah die ſchmerzvolle, zarte Geſtalt, die mit großen, leidvollen Augen wie auf einen Schlag wartete.

„Du darfſt nicht mehr hinauf. Ich kann dir auch nichts weiter ſagen.“

„Du mußt,“ ſagte Iſebies hart. „Es ſind meine treueſten Freunde. Wir gehören zueinander bis in den Tod.“

„O mein Kind,“ ſagte Marie Sibylle. „Du darfſt nicht ſo überſchwenglich ſein, ſo kommſt du mit dem Leben nicht aus. Du haſt dich in Lilly geirrt.“

„Nein!“ ſchrie Iſebies wild auf.

„Doch.“

„Nein!“

„Liebes Kind, es gibt Dinge, über die wir jetzt nicht reden können, die dir fern liegen und fern liegen müſſen.“

„Lilly,“ ſagte Iſebies hart, „iſt rein und gut wie ein Engel. Sie iſt beſſer wie alle, die ich kenne. Sie iſt die einzige!“

„Nein,“ ſagte die Mutter. „Du irrſt dich. Lilly hat ſchlecht, unausſprechlich ſchlecht gehandelt.“

„Nein,“ ſagte Iſebies wieder hart. „Nein!“

„Du wirſt mich nicht zwingen, dir zu ſagen, um was es ſich handelt. Du haſt mir zu glauben.“

„Ich glaube dir nicht!“

„Marie Sibylle, weshalb glaubſt du mir nicht?“ Zum erſten Male nannte die Mutter ihre Tochter bei ihrem eigentlichen Namen. Da ſchaute Iſebies bang auf. „Hab’ ich dich je belogen?“

Iſebies ſchwieg.

„Sag’ mir, habe ich dich je belogen?“

„Nein.“

„Also glaube mir.“

„Du mußt mir sagen, was Lilly getan haben soll. Ich kann nicht treulos sein, und wenn ich dir so ohne weiteres glaubte, wär' ich's. Du selbst könntest mich nicht achten.“

„Gut.“ Marie Sibylle sagte: „Sie hat das Schlechteste getan, was ein Mädchen tun kann. Sie hat Schande über ihre Angehörigen gebracht.“

„Sie ist unschuldig,“ antwortete Isebies tiefernst. „Sie kann nur unschuldig sein. Und wenn die ganze Welt an ihr zweifelt, ich glaube an sie.

Ich kann es mir denken, was geschehen ist, denn ich bin kein Kind mehr. Aber das ist unmöglich. Du kannst mir alles sagen, ich verstehe alles. Was wird aus ihr? Was tut man mit ihr?“

„Niemand fragt nach ihr,“ sagte Marie Sibylle. „Du darfst nicht nach ihr fragen. Hier kannst und darfst du nicht helfen.“

Isebies war bleich bis an die Lippen, müde ging sie ins Haus zurück, schloß sich in ihr Zimmer ein, warf sich vor ihrem Bett in die Knie und betete unzusammenhängende Worte in der Angst ihres Herzens.

Sie betete, daß Gott ihr helfen möge, wenn sie doch zu Lilly ginge. Niemand konnte wissen, wie sehr sie sich alle drei liebten und wieviel Liebe sie von Bruder und Schwester genossen hatte. Niemand würde von ihr verlangen, daß sie ehrlos und undankbar sei und eisigen Herzens.

Sie wollte hingehen und dann sagen, daß sie bei Lilly war, und ruhig die Strafe tragen.

Anders durfte ſie nicht handeln.

Aber Lilly? Wie war alles möglich? Undenkbar! Welch ein Geheimnis! Es war nur eine Möglichkeit! Eine Mörderin war Lilly nicht, eine Diebin auch nicht. Ja, auch Iſebies war innerlich ſtumm. Sie wollte nicht glauben.

An einem dunkeln, ſtürmiſchen Herbſtabend ſtand Iſebies, eingehüllt in Reginens graues Schaltuch, in demſelben, in dem Frau Mutter ſie vor Jahren für ein kleines Bettelmädchen gehalten hatte, vor Rauchfußens großer niederer Gartentür. Über die öden Felder brauſte der Wind, der letzte Dämmerſchein war am Vergehen. Grau lag die Einöde um ſie her.

Iſebies wartete, daß Lilly käme. Die Nebel und Wolken jagten. Im Garten rauſchten die Bäume.

Das Herz war dem jungen Geſchöpf ſchwer wie Blei. Sie hatte Lilly geſchrieben und glaubte, daß ſie durch den Garten kommen würde; aber ſie wartete und wartete, kein Schritt war zu hören. Rabenzüge flogen, und ein Zug Wildgänſe zog durch die Luft, freie, wilde, geheimnisvolle Schreie und Rufe ausſtoßend.

Iſebies dachte an die Nacht im Mai, als ſie zu dritt im Garten miteinander gewandelt waren, daran, daß Lilly ohne Liebe nicht leben konnte. O, wer kann das! Und Lilly ganz Sehnſucht, ſolange ſie ſie kannte, nach ihrer Mutter, und jetzt nach Ottomar

und der lieben alten Frau Rauchfuß. Und da nahm ſie die ſchlechte Liebe.

Wie die Nebel zogen! Weimar war ganz verſchleiert, und von überall wob es heran. Nebel und Dunkelheit.

Waren das nicht Schritte? Aber nicht vom Garten her? An der Hofmauer hin. Im Garten war's ſchaurig, da hatte ſie ſich wohl nicht getraut hindurchzugehen. In den Bäumen rauſchte es ſo, und ſie ſchüttelten die Häupter.

Ja, es kam da etwas. War ſie es? Iſebies bewegte ſich langſam, zögernd vorwärts. Eine ſchmale Geſtalt, ein Schatten. Kein Laut. War ſie es? Iſebies blieb ſtehen, auch der zarte Schatten blieb ſtehen. Es kam ſo weſenlos. Die Nebel umzogen Himmel und Erde.

War das die traute Mauer vor dem geliebten Rauchfußſchen Hof? War das Lilly? So ſtumm? Wie hatten ſich ſich ſonſt immer zugerufen, wenn ſie einander kommen ſahen.

Iſebies wollte rufen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Ein rieſelndes, lähmendes Grauſen ließ ſie kaum atmen.

Das war kein lebendiges Weſen, dem ſie ſo entgegen ging. Ohne Bewegung ſchien es zu gleiten, ohne Laut, ohne Traulichkeit — unbekannt und ſtumm. Ihr eigner Schatten, dem ſie zulief?

Jetzt bewegt ſie den Arm wie zur Abwehr, und das Gleitende, Schattenhafte bewegt ihn auch. Jetzt blieb ſie ſtehen. Da ſtand es auch. Es zögerte wie ſie ſelbſt. Jetzt nahm Iſebies alle Kraft zuſammen

und rief bebend zärtlich: „Biſt du's, meine Iſebies?“ Sie rief im Gedenken an Ottomar, der ſie und Lilly die Iſebieſe nannte.

„Ja,“ kam es undeutlich, unbekannt zurück, eine fremde, ſchwebende Stimme.

Iſebies konnte nicht vorwärts gehen, eine grenzenloſes Grauen hielt ſie feſt.

„Sag', wer du biſt?“ rang es ſich wieder los. Und da war es ihr nah, und ein weiches, verhaltenes Schluchzen drang an ihr Ohr, ſo weich, ſo unhörbar faſt und ſo bekannt.

Da breitete Iſebies die Arme aus, und wie eine laue Welle aus lauter Zärtlichkeit hüllte ſie den armen Schatten ganz ein, zog ihn zu ſich, bedeckte das weiche, feuchte Geſicht mit Küſſen.

Die viel Geſcholtene, die allen Überläſtige fühlte ſich in ein ganzes Meer von Wärme, Mitleid und Zärtlichkeit verſunken. Ihre Tränen brachen gewaltſam hervor. Iſebies zog ſie zu ſich nieder auf den Raſenrain am Weg, zog ſie auf ihren Schoß. „Damit du warm biſt,“ ſagte ſie, „meine Seele wird immer bei dir ſein.“

Iſebies wollte mit Worten, mit Tönen, mit Streicheln, mit Anſchmiegen ihr ſoviel an Liebe geben, wie die Menſchen ihr an Mißachtung gaben. Iſebies war wie ein treuer Hund, der nicht weiß wohin vor Liebe und Treue.

„Wenn er nicht ganz grenzenlos gut mit dir iſt, laß ihn. Bleib allein! Ich werde mich ſchon zu dir durchringen. Ich werde ſo lange den Menſchen ſagen, daß du ein Engel biſt, bis ſie's glauben. Du

ſiehſt ja ſchon wie ein Engel aus. Sie glauben das Böſe und glauben das Gute. Ich werde ein Licht anbrennen und immer leuchten, bis das Licht auf dich fällt. Für dein Kindchen werde ich arbeiten. Du brauchſt ihn nicht! Ich ſchwöre, daß er nicht gut iſt! Wie ſollte er denn gut ſein!"

Da ſagte das zarte Mädchen: „Gut, gut, gut iſt er und unendlich groß und herrlich. Ich bin ſeiner in nichts wert." Sie ſprach das in traumverlorener Ekſtaſe.

„Ach geh," ſagte Iſebies ganz betroffen. „Das kann ich mir gar nicht denken. Wie ſollte er gut ſein?"

„Nein! Nein! Um Himmels willen nicht!" ſchrie das arme Geſchöpf faſt auf. „Du ahnſt ja nicht!"

„Aber wie hat er dann ... Mein Gott, ich weiß nicht! ... Ich kann mir's nicht vorſtellen ... Ich verſteh' nur Liebe, die ... aber ſolche Liebe doch nicht?" Iſebies weinte.

„Ach, aber ſie werden dir ſchon Kluges und Böſes genug geſagt haben."

Iſebies ſprach wie in einem Fieber von Zärtlichkeit, Mitleiden und Liebe. „Ich werde arbeiten. Glaub' mir's nur, wenn ſie dich alle verlaſſen, auch er — ich nie!"

„Und wenn er mich verließe, ſo wüßte er weshalb, ich zürnte ihm nicht!"

„Sei nur nicht gar ſo ergeben und bete ihn nicht ſo an, das verdient kein Menſch — und gar ſo ein böſer Mann," ſagte Iſebies kühl. „Das gefällt mir

nicht. Ich hab' niemand geſehen, den ich anbeten möchte. Gomelchen mag ſo etwas auch nicht leiden."

„Er iſt nicht bös!" ſagte das arme Ding rührend. „Wenn ich dir alles ſo ſagen könnte!"

„Verſprich mir, daß du ihn wenigſtens nicht anbeteſt, das iſt ſo dumm, mir tut's weh!

Ach, ich wollt', ich wäre deine Mutter! Dann würde ich wie mit einem feurigen Schwerte daſtehen und dich beſchützen, da käme kein hartes Wort von meinen Lippen, und niemand täte dir etwas. Aber das iſt alles nichts, ich bin ein junger, elender Balg, und ich werde heute abend noch womöglich geſchlagen werden; gar nicht unmöglich."

„Du?" ſchluchzte Lilly.

Iſebies lachte auf. „Das ſchadet mir gar nichts. Das iſt auch ganz in der Ordnung. Sie wollen das Beſte, und ich muß gegen ſie handeln."

„Wegen mir!"

„Herrgott noch einmal, wegen dir laſſ' ich mich halb tot, auch ganz tot ſchlagen. Überhaupt — überhaupt! Nicht nur wegen dir. Wenn ich irgend jemand liebte, dem es ſchlecht ging. Du wirſt ſchon ſehen, dein Kindchen bekommt etwas von mir. Sag' mir, wenn ich ſo ſpreche, fühlſt du einen kleinen Troſt?"

„Einen großen, Iſebies."

Sie hockten beieinander eng umſchlungen. „Lach'! Lach'!" ſagte Iſebies. „Du bekommſt ein wunderſchönes Kindchen, das dich über alles lieben wird. Du haſt jetzt ſchon einen Menſchen, der dich und deinen Kummer über alles liebt!" Da wurde Lilly

wieder geküßt, ſo wie eine Mutter ihr krankes Kind küßt, überſtrömend vom Helfen- und Tröſtenwollen.

Auf dem einſamen Ettersberg, über dem die Dunkelheit lagerte, über dem die ſchwarzen Wolken hingen und der Wind ſtrich, regte ſich auf der kühlen Erde ein einziger Punkt in der großen, toten, ſchwarzen Stille, der ſo lebendig an Leid und Liebe war, daß er hätte leuchten müſſen wie ein Stern. Dieſe beiden jungen, zuſammengehockten Menſchentierchen in weiter, nächtlicher Öde.

Iſebies erfuhr nur wenig Tatſächliches. Er wollte ſie ſpäter heiraten. Sie mußte jetzt fort. Ottomar wußte noch nichts.

„Ich ſchreib's ihm," ſagte Iſebies. „Sie ſollen ihn nicht erſchrecken. Ach, ich wollte, ich wäre der liebe Gott und er liebte euch ſo, wie ich euch liebe, da ſolltet ihr einmal ſehen!"

Sie ſtreifte ein Ringelchen vom Finger und ſteckte es Lilly an, ohne ein Wort zu ſagen. Nun brachte ſie Lilly noch an die Hoftür und küßte ſie und ſprach ihr Mut ein und ſagte: „Ich werde ſo lebendige Worte finden und werde ſie ſchreiben zum Troſt für dich und das Kindchen, du wirſt ſehen. Der alte Preller ſagt, die Kunſt nimmt einen Menſchen her und verlangt Leib und Seele von ihm und jeden Tropfen Blut, und dann nimmt ſie ihn und lädt die Welt auf ſeine Schultern, ſoviel er davon tragen kann. Wenn ſie mir nur einen einzigen Sack voll wirklicher Erde auflüde, ich will ihn ſchon ſchleppen, ohne mich müde hinzuhocken. Du weißt doch, wie wir in der ſchweren, ſchweren Erde gruben, die auf

den Toten liegt. Ich will eine Kunſt finden, für dich und für mich. Sag' mir, daß es dir beſſer iſt, ſag' mir, daß du mutiger biſt!"

„Ja," ſagte Lilly leiſe, „ich fühle deine Liebe."

„Dann iſt's gut. Wenn ein Menſch ſich geliebt fühlt, iſt's gut. Und ich will arbeiten. Zu mir ſollſt du um Hilfe kommen, zu niemand ſonſt."

Wie eine Flamme lief Iſebies nach heißem Abſchied die gerade Landſtraße hinab. Der Mond begann zu ſcheinen und ließ den hellen Kalkboden leuchten, und Iſebies lief und lief. Ihre Seele flammte vor Liebe und Mitleid und ungeheuren Hoffnungen auf. Sie wußte gar nicht, wie ihr war. Sie hatte ſich entflammt am tiefen Menſchenleide. Es war ihr, als würde irgend etwas in ihr wach, ein Heimatgefühl in ihr ſelbſt, eine Kraft, die etwas wollte und zu können glaubte, eine große, wache Seligkeit, die faſt zu mächtig für den jungen Leib war. Und ſie wußte, ſie lief einem böſen Empfang entgegen.

Und es kam, wie ſie vorausgeſehen.

Die Zwillinge waren ſchon zu Bett. Die Eltern und Frau Mutter ſaßen ganz beſorgt im Wohnzimmer und warteten.

„Unbegreiflich, wo Iſebies ſo lange bleibt, unerhört!"

Sie trat atemlos ein: „Ich war bei Lilly. Kein Menſch iſt da, der ſie tröſtet."

Heinrich Eigenbrodt erhob ſich. „Wärſt du ein Kind, würde ich dich ſchlagen. Du haſt ehrlos gehandelt."

„Ehrlos nicht, aber ungehorſam," ſagte Iſebies.

Da ſaß der Schlag. Heinrich Eigenbrodt hatte ſeine Erregung nicht meiſtern können. „Ich verlange, daß meine Tochter mir gehorcht!" ſagte er kalt, um ſeine eigene Erregung zu verbergen.

Iſebies tat es weh, den Vater ſo erzürnt zu haben. Sie nahm ſeine Hand und küßte ſie. Dann ſagte ſie allen Gutenacht und ging ſchlafen.

In ihrer Seele aber klangen ganz wunderliche Dinge. Es war ihr heute, als wäre ſie zum erſten Male erwacht; aber ſie wußte nicht recht die tiefe Erregung ihrer Seele zu deuten. —

Iſebies ſchrieb noch in dieſer Nacht an Ottomar.

„Ottomar, wir lieben beide Lilly über alles. Wir drei gehören zueinander fürs Leben und über das Leben hinaus. Wir finden einander wieder, auch wenn wir geſtorben ſind. Das weiß ich und glaube ich. Wir gehören viel inniger zueinander, als wir es ſelbſt wiſſen. Vor uns ſind Geheimniſſe, und wenn wir uns umſchauen, ſind Geheimniſſe, auch von allen Seiten ſind Geheimniſſe. Wenn Dinge geſchehen, die uns erſchrecken oder zum Erſchrecken erfreuen, ſo kommen ſie eigentlich ganz einfach und ruhig daher, nur daß wir den Weg nicht überſehen können, den ſie gekommen. Wir würden uns nie erſtaunen, wenn wir alles überſehen könnten, es iſt alles ganz ſelbſtverſtändlich. Das weißt Du ſo gut und beſſer wie ich.

Die einſame Lilly oben in Eurem Haus, in dem niemand mehr wohnt, der ſie liebt, erwartet ein Kindchen. — Du wirſt erſchrecken. Niemand wagte, es

Dir zu ſchreiben; aber ich bitte Dich, erſchrick nicht, ſondern werde ganz zu Liebe, laß auch die kleinſte Kraft zu nichts anderem werden als zu Liebe. Erſchreck Dich nicht, ich bitte Dich, fürchte die Menſchen nicht. Es ſind ihrer ſo viele, die auf die arme Lilly böſe ſind, und wir ſind nur zwei, die ſie lieben können. Ich war gegen den Willen der Eltern oben bei ihr. Du weißt es ja, wie kann ſie etwas Böſes tun? Wenn die Menſchen wüßten, wie gut ſie iſt und wie rein ihre Seele iſt, niemand würde ihr zürnen, Du und ich wiſſen es. Ich bitte Dich nur noch einmal, erſchrick nicht, ſondern werde ganz zu Liebe und Güte.

Ich liebe Euch beide über alles auf Erden. Ich denke nur, wie ich helfen kann. Es werden Kräfte kommen. Ich bin ganz voll Freudigkeit. Ottomar, ſei Du's auch, der Welt zum Trotz — nein, nicht zum Trotz der Welt, zum hellen Licht.

Immer Deine Iſebies."

Iſebies ſagte ihrer Mutter, daß ſie an Ottomar geſchrieben habe. Marie Sibylle nahm ihr das Verſprechen ab, ſich jetzt ruhig zu verhalten, nicht mit Lilly zuſammenzukommen, nicht wieder an Ottomar zu ſchreiben und den Dingen jetzt ihren Lauf zu laſſen.

„Dieſe Menſchen müſſen ſich jetzt in ihrer traurigen Lage ſelbſt zurechtfinden," meinte Marie Sibylle ruhig.

Ottomar ſchrieb an Iſebies:

„Deinen Brief erhielt ich. Jeder trage es wie er kann. Von Dir verlange ich: Du gehſt mit keinem Schritt auf den Ettersberg. Du ſchreibſt keine Zeile an Lilly. Du ſchreibſt keine Zeile wieder an mich,

keinen Schritt vom Weg. Daß ich Lilly nie und unter keinen Umſtänden verlaſſe, daß ich ihr Schutz auf Erden bin, weißt Du. Wir brauchen keine Worte, wir kennen einander. Sei tapfer und brav, das verlange ich von Dir. Ich vergeſſe nicht, daß Du den blutigen Dorn, den Du der Alten aus dem Fuße zogſt, zwiſchen den Lippen hielteſt. So ſehe ich Dich oft. Das tröſtet mich, daß Du das konnteſt.

Denke aber immer, daß Du alles, was Du auch tuſt, mir ſollteſt ſagen können.

Sieh mir in die Augen, wie ich Dir in die Augen ſehe.

Ottomar."

Das Haus der Fremden

Isebies, das nachdenkliche Kind, stand mitten im Leben, ehe sie es sich versah. Schmerz und Sehnsucht hatten schon bei ihr angeklopft. Das treueste, bravste Herz war ihr schon entrückt. Sorgen um andere trug sie im Herzen, und sie erfuhr auch schon, daß Kummer schweigsam macht, daß der kummervolle Mensch einsam ist.

Gomelchen strich ihr manchmal übers Haar und sagte leise und zart: „Na, meine Alte." Das hieß soviel wie: ich weiß, ich weiß. Ach aber, was wußte sie! Kannte sie Ottomars Augen, die ganz anders schauen konnten wie anderer Menschen Augen, so, als wenn er dem Sommer und der ganzen Natur näher verwandt wäre wie andere Menschen? Und seine Stimme kam so mitten aus dem Herzen, so warm und unmittelbar. Und Lilly mit ihrem Engelsgesicht und ihrer süßen Begrüßung und ihrer sehnsüchtigen liebevollen Nähe, sehnsüchtig auch, wenn man bei ihr war.

Ach, solches alles hatte sie verloren, die junge Isebies mit den großen, übermächtigen Kräften ihres Wesens.

Heinrich Eigenbrodt hatte ſeit kurzer Zeit Bekannte, mit denen er von Frau Mutter und Marie Sibylle hin und wieder geneckt wurde, denn ſie ſagten, daß er ſie geheim hielte.

„Nein, keineswegs," meinte er auf dieſe Anſchuldigung. „Es war ein rein literariſches Intereſſe, was dieſe Leute nach mir ſich umtun ließ, und iſt es heute noch. Als er mir und noch einigen einen Akt ſeines Stückes vorlas, vielmehr die Frau las, war es auf einen Verkehr mit uns gar nicht abgeſehen."

Heinrich Eigenbrodt aber war nach dieſer Vorleſung ganz erregt heimgekommen. Er hatte immer wieder von dieſen Menſchen geſprochen, wußte das Drama nicht genug zu rühmen, die Häuslichkeit und das eigentümliche Ehepaar.

Man hatte Heinrich Eigenbrodt ſelten von Menſchen ſo hingenommen reden hören, kein Wunder, daß dies die Neugier aller im Hauſe erregte. Aber niemand bekam ſeine neuen Bekannten zu ſehen.

Während des Mittagmahls, nach dem Abend der Vorleſung, hatte er den Seinigen aber ausführlich von ſeinen Erlebniſſen erzählt.

„Es iſt alſo ſo etwas, ſagen wir, ruſſiſche Wirtſchaft, mit Zigaretten auf allen Tiſchen und Tiſchchen, und mir war, als hätte ich mitten in aller Eleganz ein zerriſſenes Sofa bemerkt, das ſich nicht im geringſten zu genieren ſchien, und es war ſogar blauſeiden, ich hab ſogar darauf geſeſſen. ‚Unſere weimariſchen Sofas,' dachte ich, ‚ſind ſehr ſchamhaft gegen dieſes eingewanderte.' Es ſagte gewiſſermaßen:

Mir macht das gar nichts. Gerade ſo etwas liegt im Betragen des Herrn dieſes Sofas. Ich glaube, er hat ſogar noch nie bemerkt, daß ſein Sofa überhaupt zerriſſen iſt, und mir kommt es vor, als wäre auch ihr dieſe Tatſache fernliegend, denn ſie wies mir mit der reizendſten Liebenswürdigkeit meinen Platz gerade auf der allerzerriſſenſten Stelle an, und ich mußte annehmen, daß ſie dies zweifellos für einen Ehrenplatz hielt, denn ſie ſah auf mich und das Sofa mit Befriedigung mit ihren großen ſchönen Feldherrnaugen, die unter der ſchmalen Stirn wie Edelſteine leuchten. Außerdem war ſie von der Arbeit ihres Mannes ſo ganz erfüllt, die geborene Frau des berühmten Mannes, die Gnaden und Ungnaden verteilt, die den Ruhm des Mannes in Werte umſetzt. Wenn es ihr nur mit ihm glückt! Trotz allen ſeinen Talenten war er gar nicht ſo bei der Sache wie ſeine kleine, ſtahlharte, funkelnde Frau.

Statt vernünftig mit dem Intendanten zu reden, erzählte er ihm Dummejungenſtreiche, die er mit ſeinen Vettern in dem einſamen Sommerhaus ſeiner Mutter mitten in den ruſſiſchen Wäldern ausgeführt hatte, und von Bootfahrten und Entdeckungen, und daß er neunmal an einem Tag ins Waſſer gefallen ſei. Er überlegte nicht im geringſten, daß dies alles dem Intendanten höchſt egal war. Mittlerweile mühte ſich die Frau mit dem Regiſſeur ab.

Na ja, wollen einmal ſehen, ob's ihr glückt," ſagte Heinrich Eigenbrodt nachdenklich. „Das kleine Souper war aber vortrefflich, einfach, tadellos, der Wein gut und jedes Glas auf dem Tiſch vom andern

verſchieden, lauter ſchöne Nachahmungen alter Gläſer. Das war nun wieder ſeine Idee geweſen.

Sie haben auch Kinder, von denen aber nicht geſprochen wurde. Sie ſahen übrigens beide nicht nach Kindern aus. Ich hätte ſie für kinderlos gehalten, wenn der Regiſſeur mir nicht geſagt hätte, ſein Töchterchen ging mit dieſen ſcheinbar nicht vorhandenen Kindern in die Schule.

Es ſchaute auch einmal ein reizendes Dingelchen zur Tür herein.

Der Intendant ſagte mir: ‚Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie finden das Ehepaar im Salon ſich montierend, Konverſation machend. Eine anſtrengende Ehe, weiß Gott!‘ Sein Stück iſt gut,“ meinte Heinrich Eigenbrodt. „Ich möchte aber nur wiſſen, wann er ſein Geſchäft führt, wieſo er bereits fünf goldene Medaillen mit dem alten Wrack von Geſchäft erlangt hat. Er hat das Ding, das nicht leben und nicht ſterben konnte, wirklich in die Höhe gebracht. Alle Achtung.

Im Hauſe iſt gewiſſermaßen ein wehmütiger, etwas beängſtigender Duft nach Einſamkeit. Seine Unbeholfenheit ſtammt, glaube ich, auch aus Weltfremdheit, und ſie montieren ſich gegenſeitig und machen Konverſation miteinander auch jedenfalls aus dieſem Grunde, denn mit ſeiner Frau iſt's doch ſchön, nach getaner Arbeit gemütlich zu ſchweigen, wenn nicht gerade geredet ſein muß.

Auf dem Nachhauſewege dankte ich Gott und ſprach zu mir: ‚Ich danke dir, daß du mich haſt werden laſſen gerade ſo wie andere Leute auch ſind. Amen.‘“

Ja, man beſchäftigte ſich im Hauſe der Eigenbrodts nach dieſer Erzählung öfters mit dem Abenteuer des Vaters. Der angeſtammte, wenig wechſelnde Verkehr des Hauſes machte ſolche Neugier ganz begreiflich.

Da geſchah es, daß Angelika Vogel, die Erzieherin, irgendwie mit Heinrich Eigenbrodts neuer Bekanntſchaft zuſammenkam und zu ihnen eingeladen wurde.

An dem Abend, an dem Angelika Vogel zu ihnen gegangen war, ſtand Iſebies in dem ſtillen Schulzimmer am offenen Fenſter und ſchaute auf die ſchwerlaubigen Baumwipfel, die in Junipracht wie ein grünes Meer ſich vor ihr ausbreiteten. Der Himmel war von einer hellen, matt leuchtenden Wolkenſchicht vollkommen überdeckt. Iſebies dachte: Er ſieht aus wie ſaure Milch, in der etwas herumgerührt worden iſt. Noch nie hatte ſie ſolch eine Wolkenbildung bemerkt. Das grüne volle Blätterdach unter ihr, das Weg und Platz ganz verdeckte, die mattweißliche, weich zerſtückelte Wolkendecke über ihr, das war ſo ganz einfach und ruhig, nicht gerade bedrückend; aber die Seele machte Anſtalten, in dieſer Stille und Sanftheit der Umgebung zu erwachen, zu wünſchen, ſich unbeſtimmt zu ſehnen, zu erinnern. Iſebies hätte Angelika Vogel gar zu gern in das fremde Haus begleitet. Fern ſchaute der Ettersberg mit ſeinem Waldkamm über die Dächer, ein heißes Sehnen nach verlorenen Tagen und Menſchen ſchlich ſich in ihr Herz, und als ſie müde ward und die Tränen ihr faſt unmerklich über die Wangen getropft waren, be-

wegte ein wunderliches Verlangen ihr Herz. Es war ihr, als ſchliche ſie leiſe Angelika Vogel nach, um zu ſehen, wie die geheimnisvollen fremden Menſchen ſich mit dieſer vertrugen.

Dann dachte ſie daran, daß Angelika Vogel bald das Eigenbrodtſche Haus verlaſſen würde, und Wehmut überkam ſie, wie ſie ſie ähnlich niemals noch empfunden: die Vergänglichkeit, das Kommen und Gehen der Dinge. Es verſank Schönes und Wundervolles — und Neues, ſo war es ihr, hob das Haupt, tauchte auf und ängſtigte in ſeiner Unbeſtimmtheit.

Angelika Vogel kam, wie Heinrich Eigenbrodt, leicht erregt und ganz befangen von den Fremden am Abend zurück.

„Na, ſind ſie denn wirklich ſo aparte Vögel?“ frug Frau Mutter beim Abendeſſen.

„Die ſind ſchon ſehr eigentümlich. Vater würde fragen: ‚Sind's gute Menſchen?‘ Und ich glaube, es ſind gute Menſchen,“ ſagte die junge Erzieherin. „Er hat entſchieden etwas Kindliches bei aller ſeiner Geſcheitheit. Sie haben z. B. gebeten, ob ich mit meinen Schülerinnen am Sonntag im Rödchen mit ihnen die Sonne aufgehen ſehen wollte.“

„Das iſt wenigſtens eine ſehr harmloſe Einladung,“ meinte Frau Mutter.

„Ja, dürfen wir?“ fragte Angelika Vogel erregt.

Heinrich Eigenbrodt war leicht verſtimmt. „Höchſt

unnötig," ſagte er. Er gab keine direkte Erwiderung auf die Frage der Erzieherin.

„Wir danken!" ſagte die kleine Weltdame. „Zu verrückt!"

„Mir kommt's vor," meinte Biwi, „als hätten uns dieſe fremden Leute eingeladen, bei der Gomel mit uns zuſammen nach dem Rühren die Biskuittortenſchüſſel auszulecken. Nee! Da muß mer ſich ſchon ſehr gut kennen zu ſo was."

„Nein," ſagte Frau Mutter, „ſo übel ſind ich das nun gar nicht, wie oft haben wir einſt da oben im Rödchen die Sonne aufgehen ſehen in luſtiger Geſellſchaft. Jetzt reiſen die Leute auf den Rigi, um dasſelbe zu ſehen. Wir machten das billiger: Jung und alt zog aufs Rödchen mit ganzen Körben voll Kuchen, im Wirtshaus wurde dann fröhlich gefrühſtückt. Aber wie kommen dieſe Leute auf die altmodiſche Idee?" Gomelchen bewegte leiſe wehmütig den Kopf.

Früh um drei Uhr, in der grauen zarten Lichtſtunde, wanderte das Ehepaar Dohrn mit den beiden jungen Mädchen, Lehrerin und Schülerin, dem Ettersberg, dem alten Rödchen zu.

Iſebies ſah zum erſten Male die Menſchen, von denen ſie in der letzten Zeit oft hatte ſprechen hören. Iſebies war ſehr befangen und bewunderte Angelika Vogel, die ganz ohne Scheu ſprach. Die Frau trug einen grauen, ungewöhnlich langen Reiſeſchleier um einen kleinen Hut. Die langen Enden waren um

den Hals geſchlungen und rahmten ihr feines, blaſſes Geſicht wie mit einer grauen Wolke ein. Ihre Augen leuchteten wirklich wie durchſichtige Edelſteine aus dieſer grau umhüllten Bleichheit. Sie war ſehr gut gekleidet, in einer Art Reiſetoilette. Ihr Mann glich ihr. Sie waren einander ähnlich. Er hatte faſt dieſelben durchſichtigen Augen, aber das Edelſteinharte fehlte. Sein Geſicht war ſo ſchmal und bleich wie das ihre, faſt bartlos; nur waren ihre Züge kleiner und feſter. Zwei ſchöne Menſchen.

Angelika Vogel war ſchon ſehr vertraut mit ihnen, ſo ſchien es Iſebies.

Sie ſprach mit beiden über Dinge, über die Iſebies niemals hätte ſprechen können. Sie ſprachen über die Aufführung des Stückes, die im November ſtattfinden ſollte. Angelika Vogel war ſchon ganz eingeweiht und gebrauchte allerlei Ausdrücke Sachverſtändiger, die Iſebies gar nicht verſtand. Sie bekam Achtung vor ihr und begriff nicht, woher ſie eigentlich den Mut genommen hatte, ſie früher ſo zu quälen.

Jetzt ging die Lernerei bei Iſebies viel beſſer, denn ſie wollte vorwärts kommen. Iſebies betete auch jeden Abend um eine gute Orthographie, das mochte ſie ihrer Bildung ſchuldig ſein.

So aufgeſchoſſen Iſebies war, hatte ſie noch etwas ſehr Kindliches im Betragen und Ausſehen, unter Freunden etwas undurchdringlich Schüchternes.

Auf dem Weg zum Ettersberg, den Iſebies ſo gut kannte, verließen ſie die wehmütigen Gedanken an ihre Kameraden nicht. Ach, es ging diesmal nicht

dem geliebten Rauchfußſchen Gutshof zu. Sie wanderte die Landſtraße, die Ottomar täglich gegangen war, und hatte das wehmütige Empfinden, als träte ſie in ſeine Fußſtapfen.

Ehe ſie zum Rödchen einbogen, kam ihnen ein einſpänniges Kütſchchen entgegen, und Iſebies erkannte Frau Rauchfuß, die ſtolz und in ihrer ganzen Drallheit lebendig wie ein geſunder Spiegelkarpfen in dem Wägelchen ſaß, mit dem Koffer auf dem Bock. Sie erkannte Iſebies ſofort, rief ſie zu ſich heran und ſagte laut: „Na, Iſebies, wohin ſo früh? Ich fahre zu Lilly. Weißt du auch, daß Lilly jetzt glücklich verheiratet iſt, ein vornehmer, braver Mann iſt er doch! Du kannſt es allen ſagen. Sie hat ein Kindchen und die Geſchichte hat ſich gehoben!“

„Und Ottomar?“ frug Iſebies.

„Der ſtudiert, wird auch was Rechtes!“

Sie ſchien eine ſehr ſtolze Stief- und Schwiegermutter geworden zu ſein.

„Sag's nur allen, Iſebies!“ lachte Frau Rauchfuß mit ihrem wohlgemuten Lachen. Jochen klatſchte mit der Peitſche, und das Kütſchchen ſetzte ſich in Bewegung.

Iſebies ſtand ganz erſchüttert mit Tränen in den Augen.

„Iſebies,“ rief Angelika Vogel mit einem etwas gouvernantenhaften Unterton in der weichen Stimme. Sie wußte ſehr wohl, daß Iſebies mit nichts Rauchfußiſchem mehr verkehren ſollte, und dachte: Sie muß auch wirklich allen Dingen in den Rachen laufen.

„Laſſen wir ſie,“ ſagte Angelika zu dem Ehepaar,

„gehen wir voraus," denn ſie kannte Iſebies und wußte, wie ſchwer es ihr wurde, ihrer Bewegung Herr zu werden. Sie war dabei geweſen, als Heinrich Eigenbrodt ſein Kind geſtraft hatte, weil es nachts oben im Gutshof geweſen war, und wie Iſebies ihm die Hand geküßt.

„Iſebies hat einen Kummer mit Freunden gehabt," ſagte Angelika zur Erklärung.

„Das junge Ding?" meinte die eigentümlich ſchöne Frau und lächelte. „Sie hat merkwürdige Augen, das Kind. Sie iſt die älteſte Tochter von Eigenbrodt, nicht wahr?"

„Marie Sibylle, die Iſebies, iſt ein ſeltſames Geſchöpf," ſagte Angelika Vogel. „Sie macht uns manche Not, kann rührend gut und liebenswürdig ſein und dann wieder ſo ſchweigſam und verſchloſſen wie ein Buch mit ſieben Siegeln. Man könnte ſich ordentlich vor ihrer Güte und Weichheit fürchten, wenn man denkt, daß ſie einmal wie andere Leute in der Welt ſtehen muß."

„Sie ſollten ihr eine Beſchäftigung geben, die ſie intereſſiert," meinte Alexander Dohrn.

„Ja, aber ſie iſt ganz lernunbegabt. Das große Mädel ſchreibt heute noch eine Orthographie wie ein kleines Schulkind, und dabei iſt ſie jetzt voll guten Willens, was früher nicht der Fall war."

Die Morgenſtunde wurde lichter und lichter, die Lerchen hatten ſchon lange im blaſſen Dämmerlicht geſchmettert, das Gras war tauſchwer und weißgrau beperlt, die Wege feucht, der Himmel voll ungeheurer Ruhe über der totenſtillen Erde hingewölbt. Als

man am Rand des Rödchengehölzes ſtand, ging wirklich die Sonne auf, ſchaute wie ein glühender, ſprühender Punkt über die flachen, langgeſtreckten, hügeligen Felder, ließ die Morgenwolken roſa aufleuchten und ſtrahlen und war dann da in ihrer Herrlichkeit. Das hatte Iſebies noch nie geſehen.

Wunderlich, daß dieſe Menſchen mir die Sonne gezeigt haben, dachte ſie. Wer ſind ſie denn und was wollen ſie denn?

Mit Lilly und Ottomar ſind ſie natürlich nicht zu vergleichen, ſie ſind ganz anders und ſo viel, viel älter: aber wie die anderen Menſchen ſind ſie auch nicht.

Wer von ihnen beiden iſt auf dieſen Gedanken gekommen? fragt ſie ſich und beobachtet. Sie nicht, kam Iſebies ſehr bald zum Schluß, denn Frau Dohrn ſprach über alles mögliche mit Angelika, als gerade die Sonne ſich hob. Sie ſagte, daß der dritte Akt nach ihrem Dafürhalten der bei weitem beſte ſei. Da ſtand die Sonne in voller Glorie, und es war, als wenn ein Freudenton über Erde und Himmel ging. Er, der Mann, ſchwieg, als dies geſchah. Kurz darauf beugte er ſich nieder, pflückte einige blühende Gräſer und ſagte zu Iſebies gewendet: „Dafür ſollten Sie ſich intereſſieren, die Gräſer und Mooſe ſind eine ganze Welt für ſich, und man könnte ſteinalt werden, ehe man ſie ergründet hätte."

Iſebies ſagte: „Nein, das könnte ich — glaube ich — nicht, mich beſonders für Gräſer und Mooſe intereſſieren."

„Lieber," ſagte er, „tauſendmal lieber, als ſich

etwa für literariſches oder künſtleriſches Zeug der Menſchen zu intereſſieren. So wenig, ſo wenig iſt da vollendet, und hier! — Ein paar Gedichte Goethes, ein paar göttliche Zeilen Shakeſpeares, ein paar hinreißende Töne in einem Muſikwerk. Im höchſten Menſchenwerke immer nur ein Götterblitz oder einige, die das Ganze erhellen. Alles andere im Grunde Mühſeligkeit und in der Natur alles vollendet! Sehen Sie nur dieſe Grasblüte an! Da iſt Vollendung der Idee. Wir Menſchen ſind Stümper, auch die herrlichſten von uns. Leſen Sie den Fauſt, der iſt von allen, was mir bekannt iſt, das harmoniſchſte Menſchenwerk, durch und durch geſund und ſchön. Glückſeliger Kerl! die alte weimariſche Exzellenz. Dafür hat er aber auch Bände und Bände geſchrieben, die er einfach hätte ſein laſſen können. Menſchenſchickſal."

Darauf erzählte er Iſebies dasſelbe, was er dem Intendanten erzählt hatte, Dummejungenſtreiche aus ſeiner Jugendzeit, und daß er an einem Tag neunmal ins Waſſer gefallen ſei.

Da mußte Iſebies lächeln. Es ſchien ihm dies das Wichtigſte aus ſeinem Leben zu ſein. Eine wunderliche Weiſe hatte er, ganz unvermittelt zu ſeufzen, als wenn er tief unglücklich wäre, ließ ſich aber von dieſen Seufzern und Ausrufen durchaus nicht ſtören, mit beſtem Appetit ſeinen Kaffee im Nödchen zu trinken und ſoviel Butterbrot und Kuchen wie ein Junge zu eſſen. Das beruhigte Iſebies, die ſchon geglaubt hatte, er ſei krank.

Die Frau war an dieſes Seufzen auch gewöhnt,

wie es ſchien, und ließ ſich dadurch keineswegs aus ihrem Gleichmut bringen.

Iſebies war ganz erſtaunt, dieſe Menſchen bald über Liebe, bald über Shakeſpeare, bald über Gut und Böſe reden zu hören. Sie hatten immer etwas zu beſprechen und verſenkten ſich beide eifrig und feurig in jedes Thema. Das war ſie von zu Hauſe nicht gewöhnt. Man beſprach da nur die nächſtliegenden Dinge. Es wurde hin und wieder über ein Theaterſtück geſprochen, über etwas, das in der Zeitung geſtanden hatte, ſonſt beſprach man, was der Tag brachte, und das war immer allerlei und genug. Niemand langweilte ſich dabei. Über Liebe aber war noch nie geſprochen worden. Das Wort Liebe hatte Iſebies noch nie ausſprechen hören.

Daß ſie über Liebe redeten, kam ihr wie ein großes Unrecht vor. Niemals hätte Marie Sibylle, ihre Mutter, dies getan, und nie hätte dies ihr Vater getan. Sie ſprachen ſo anders wie andere Menſchen, mit einem beſonderen Wohllaut der Stimme. Es hörte ſich beiden gut zu. Ja, und Iſebies kam ſich ungeheuer dumm vor, wie vor den Kopf geſchlagen. Sie konnte eigentlich nur nein und ja ſagen.

Es gab alſo eine Kunſt des Sprechens und des Unterhaltens, des Plauderns. Das hatte ſie gar nicht gewußt.

Angelika Vogel hingegen konnte ganz gut mittun.

„Nun, was wollen wir denn eigentlich?“ frug Frau Eliſe Dohrn mit einmal unvermittelt während des Frühſtücks im Rödchen. „Wollen wir tanzen und herumſchmetterlingen bis zum Tage, an dem ſich der

Allerliebſte einſtellt?" Sie hatte ſich der ſtillen Iſebies zugewendet. „Oder ſoll irgend etwas geleiſtet werden? Arme Kinder unterrichten oder Porzellan malen, ſo etwas, um das Zwiſchenreich zu überbrücken?"

Iſebies wurde dunkelrot. Zwiſchenreich? War ſie im Zwiſchenreich? So hatte ſie noch niemand gefragt. Waren das Menſchen, die ihr helfen konnten? Sie wollte ja etwas, heißen Herzens wollte ſie etwas! So, ſie war alſo im Zwiſchenreich. Es war alſo ganz recht, daß ſie nach Arbeit für ihre Kräfte verlangte. Und ſo ſagte ſie leiſe und ſchüchtern: „Ja, wenn ich wüßte, ich möchte ſchon was tun; aber nicht Krankenſchweſter werden." Da lachte Alexander Dohrn und die eigentümlich ſchöne Frau.

„Nun, was wollen wir dem Fräulein Iſebies lehren?" ſagte ſie.

Angelika Vogel aber meinte übermütig: „Ich könnte ſie verraten, wenn ich wollte. In ihren Heften ſteht wunderliches Zeug mit vielen Fehlern. Ich glaube, ſie dichtet."

Kaum aber war das ausgeſprochen, beugte Iſebies den Kopf tief und preßte das Geſicht wie ein Kind auf die Arme, die ſie auf dem Tiſch ineinander verſchränkt hielt, und ihre Geſtalt war von leidenſchaftlichem Schluchzen erſchüttert.

„Iſebies!" rief Angelika ganz beſtürzt. „Meine Iſebies! Das war ja nicht bös gemeint."

Iſebies aber blieb verborgen, ganz verſteckt, und als ſie den Kopf hob, hatte ſie ihr verſchloſſenes Siouxindianergeſicht, wie es Heinrich Eigenbrodt nannte.

„Wenn Sie etwas dichten," ſagte Alexander Dohrn, „müſſen Sie es von ganzer Seele tun, mit allen Kräften, wie die Natur ihre Dinge tut; aber das werden Sie nicht können und auch gar nicht wollen."

„Doch," ſagte Iſebies kurz.

„Beſchreiben Sie für uns den Spaziergang, den wir heute machten."

„Ich kann das nicht tun, was man mir ſo ſagt," antwortete Iſebies kurz. „Deshalb hab' ich auch nichts lernen können."

„Sie haben nichts gelernt, trotz ihrer liebenswürdigen Lehrerin?" lachte Frau Dohrn.

„Nein, ich habe nichts gelernt," ſagte Iſebies wieder kurz.

„Iſebies, übertreibe nicht, wir haben doch ſo manches miteinander fertig gebracht?"

„So gut wie nichts," war die ernſte Erwiderung.

„Sie iſt unbeſtechlich," ſagte Frau Dohrn.

Das arme ernſte Kind ſaß wortlos und verſchloſſen da und war bös auf Angelika Vogels Verrat.

Alexander Dohrn aber wußte Iſebies auf eine gütige und freundliche Art bald auf andere Gedanken zu bringen, ſo daß ſie ihm auf dem Heimweg ein wenig ihr Vertrauen ſchenkte.

Am Nachmittag dieſes Tages war Iſebies im Hauſe des alten Preller und ſaß mit ihm im Garten, und Dohrns kamen zufällig vorüber, erkannten Iſebies und grüßten ſie.

„Mit denen," ſagte ſie zu ihrem guten Freunde, „habe ich heut morgen die Sonne aufgehen ſehen."

„J, der tauſend," meinte der alte Preller, „was du nicht ſagſt. Die Menſchen ſtehen der Natur ſo fern in unſerer Zeit, daß man ſich fragen muß, wie kommt ihr denn darauf, die Sonne aufgehen zu ſehen?"

„Herr Dohrn iſt in ſeiner Jugend jeden Sommer von Anfang bis zu Ende in den ruſſiſchen Wäldern geweſen in einem kleinen Dorf, nah und weit keine Menſchen, und da ſagte er mir: ‚Die Sehnſucht nach dieſer Stille ließ ihn manchmal ſo früh aufſtehen und hinausgehen. Vor Sonnenaufgang ſei auch bei uns, wo doch alle zehn Minuten ein Wirtshaus ſteht, dieſelbe Stille.'"

„Hat recht.

Ich kenne ſie auch, dieſe Stille, habe ſie auch aufgeſucht in meiner Jugend oben in Norwegen und dann unten in Sizilien, und jetzt hab' ich ſie in mir ſelbſt gefunden. Merk' dir's, Iſebieschen. Die Jungen ſuchen das außen in der Welt, was die Alten in ſich ſelbſt finden.

Es iſt eine ſchöne Welt, und ich freue mich, daß ich voll Dankbarkeit ihre Schönheit ſo tief hab' in mir aufnehmen dürfen."

Es war ein guter Tag, dieſer Sonnenaufgangstag mit dieſem Abend im Glanze des ſchönſten Sonnenuntergangs eines großen reinen Menſchen und Künſtlers.

Als Dohrns und Iſebies ſich wieder trafen, war es im Eigenbrodtſchen Hauſe, in einer kleinen Geſellſchaft. Iſebies ſtand nachdenklich an der offenen Gartentür. Sie hatte ſich eben vorgeſtellt, wie viel ſchöner es damals war, als ſie in der Kinderſtube alle drei auf das Stimmengewirr der Geſellſchaften ihrer Eltern gelauſcht hatten, auf das Meeres- und Windbrauſen und die Glocken, die großen und die kleinen, und als es ihnen ſo erſchienen war, Gott Vater käme zu Adam und Eva und all ihren Tieren. Ach, das war geheimnisvoll, ſo verheißungsvoll, ſo unergründlich geweſen.

Alexander Dohrn trat auf Iſebies zu und ſagte: „In Oberweimar, auf einer Bauernhochzeit, tanzte neulich der Paſtor, ſiebzig Jahre alt, tanzte und drehte ſich, daß es eine Pracht war. Ich trat zu ihm, als er verſchnaufte und ſagte: ‚Na, Herr Paſtor, ich denke, die Welt iſt ein Jammertal.‘

‚Ach was, Jammertal!‘ Da wiſchte er ſich mit ſeinem blauen Schnupftuch den Schweiß von der Stirn und drehte ſich weiter.

‚So iſt’s recht, Herr Paſtor.‘ — Na, und Sie?“

„Ich?“ fragte Iſebies.

„Sie haben’s viel zu gut! Unverdient genug, ſo eine kleine Kröte!“

„Verdient iſt’s freilich nicht,“ ſagte Iſebies.

„So, weiß man das? Merkwürdig, merkwürdig, wenn man überhaupt irgend etwas weiß, außer, daß man der Mittelpunkt der Welt iſt! Eine ſchöne Welt, in der es nur Mittelpunkte gibt, eine ſchöne Wirt-

ſchaft. Und jeder Mittelpunkt ein Maul, ein gefräßiges Maul. Was folgt daraus?"

„Streit," ſagte Iſebies befangen wie in der Schule.

„Bravo!

Einen Preis demjenigen, der eine Welt auf fürchterlicheren Grundlagen denkt als die ſind, auf denen unſere liebe Erde ruht; auf Freſſen und Gefreſſen werden, auf Gier und Todesangſt. Die Nahrung lebt und liebt, kein Gott und kein Teufel wird ſich finden, der dieſen Preis gewinnt."

„Ja," ſagte Iſebies wieder.

„So — einfach ja! Sie machen's ſich leicht."

„Es iſt ſo," ſagte Iſebies leiſe, kaum hörbar. „Aber man ſpricht in Weimar nicht darüber."

Iſebies lächelte. „Wenn Sie hier heimiſch werden wollen, dürfen ſie nicht ſo ſprechen. Jeder will ſeine Seelenruhe."

„Ja, ich möchte heimiſch werden, und wär's hier in Weimar!"

„Da fangen Sie's aber nicht richtig an, wenn Sie ſo etwas wollen. Sie erſchrecken die Leute." Iſebies lächelte wieder, faſt mütterlich. „Hat Ihnen denn das Ihre Mutter nicht gelehrt? Das verſtehen doch Mütter ſonſt ſehr gut?"

„Meine Mutter, o heiliger Gott, das war eine echte Orientalin. Mein Vater freilich, das war ein guter Deutſcher, der hätte ſich ſogar in Weimar behaupten können. Selbſt habe ich ihn nie gekannt. Ich bin von dem Stück Fremde, das er aus dem Orient mitgebracht hatte, erzogen worden. Eine Katze

hätte es ebenſogut und beſſer gemacht. Goethe ſagt irgendwo: Gottlob, daß alle Erziehung nichts nützt. Dann ſchadet ſie vielleicht auch nichts."

Frau Eigenbrodt rief nach Iſebies, die von den ſonderbaren Worten, die ſie ſo unvermittelt gehört hatte, ganz erregt war.

Dohrns hatten an dieſem Abend bei Eigenbrodts nicht feſten Fuß gefaßt. Sie waren für Heinrich Eigenbrodt entſchieden die rechten Leute nicht, die er regelmäßig in ſeinem Hauſe zu ſehen wünſchte, auch ohne daß er Alexander Dohrns Unterhaltung mit Iſebies gehört hatte. Auch Frau Eigenbrodt konnte ſich in das Sprunghafte, in Dohrns Art zu ſprechen, nicht gewöhnen. Sie meinte: Der Mann hat etwas Jungenhaftes, und die Frau war Marie Sibylle zu ſonderbar, ihre Toilette, die etwas Fließendes, wie aus grauen Schleiern Beſtehendes hatte, ihre Art zu ſprechen, ihr überlegenes, fremdartiges Lächeln, wenn über Haushalt oder Kinder geſprochen wurde.

„Und dabei kennt ſie unſere eingeſtammten Geſchäftsleute faſt beſſer wie wir," ſagte Frau Eigenbrodt. „Als ſie aber von einer Macbethaufführung ſprach, war mir's, als wäre Lady Macbeth ihre allernächſte Anverwandte, da wachte ſie auf, da leuchteten die Feldherrn-Edelſteinaugen, wie Heinrich ſagt, da wurde ſie endlich warm, als ob es ſie zum erſten Male ſelbſt anginge. Ungemütlich."

Angelika Vogel und Iſebies waren anderer Meinung. Sie hatten nichts an Dohrns zu kritiſieren und konnten von einem zum andern Mal gar nicht erwarten, ſie wiederzuſehen.

Und sie sahen sie oft, sie begegneten ihnen auf der Straße, sie huschten miteinander nach dem Unterricht zu ihnen hin. Sie fühlten sich dort sehr wohl in der eigentümlichen Umgebung, in der ein so feiner, außergewöhnlicher Geschmack, verbunden mit einer gewissen Nachlässigkeit, herrschte.

Das blauseidene, zerrissene Sofa thronte stolz mit vollem Selbstbewußtsein im Salon, Vergangenheit und Gegenwart ignorierend.

Ein wundervolles strahlend grünes Malachitschreibzeug von großem Wert stand auf einem Tischchen davor, es steckten aber Bonbons in der Tintenschale und keine Tinte, und zwar sehr gute Bonbons, von denen Dohrns bei jeder Gelegenheit sich eins zulangten. Es fanden sich übrigens überall Bonbons in den verschiedensten Behältnissen. Isebies dachte darüber nach, wer wohl den Salon immer von neuem damit versorgte. Jedenfalls doch Frau Dohrn, und ob sie diese guten Sachen immer wie Ostereier versteckte, oder ob sie nach und nach überall hin vertragen wurden. Das schien beinah so, denn auch hinter dem Spiegel steckte eine vergessene Tüte und guckte nur ein wenig hervor. Überall lagen Zigaretten, offen und in allen Arten eleganten Etuis, eine Puderschachtel mit Puderquaste hatte ihren Platz auf einem Büchergestell, und woher der Staub, der meist auf demselben lag, kam, wußte man nicht. Frau Dohrn ging oftmals, wenn sie erregt sprach, an dies Pudergestell und puderte ihr bleiches Gesicht, trotzdem es des Puderns gar nicht bedurfte, es war so eine Angewohnheit und schien ihr wohl zu tun. Während

der Unterhaltung liebten beide Dohrns ſich mit Bonboneſſen und mit Teetrinken zu beſchäftigen, es wurde endlos Tee getrunken. Sie wollten die weimariſchen Dienſtmädchen gern daran gewöhnen, den Tee nicht draußen in der Küche aufzugießen. Sie wünſchten ihren Samowar im Zimmer zu haben, um den Tee ſich ſelbſt zuzubereiten, bekamen ihn aber höchſt ſelten, denn dieſes fremdländiſche Weſen verſtand keine weimariſche Köchin zu behandeln. Der Samowar wurde die Urſache von Unruhen, Verzweiflungen, Dienſtentlaſſungen und Mißhelligkeiten aller Art im Haushalt. Sie bekamen ihn einfach nicht, den Samowar, und wenn ſie ihn bekamen, nur im deſolateſten Zuſtande. Das blanke Meſſing mit den verzweiflungsvollen Fingerabdrücken der zornigen Köchin geſchmückt, die Kohlen am Ausgehen oder ſo im Brand, daß ſie das ganze Zimmer ausräucherten.

Der Samowar war ſchuld, daß Dohrns ſchon zweimal gerichtlich verklagt worden waren, einmal wegen fahrläſſigen Brandſchadens vom Hausherrn, und einmal hatte Frau Dohrn ſich an der Köchin vergriffen und hatte dieſer eine Ohrfeige gegeben. Und doch war ſie keine Ruſſin, war in Deutſchland aufgewachſen, mochte aber ruſſiſche Traditionen im Blute haben.

Beide Dohrns ſprachen ein reines weiches Deutſch, nur Alexander Dohrn hatte das rollende R, weil er in ſeiner Kindheit zuerſt Ruſſiſch geſprochen. Er war aber in die deutſche Schule in Petersburg gegangen.

Das Ehepaar hatte etwas Kühles, Eigentüm-

liches im Verkehr miteinander. Sie wurden aber warm, wenn es sich um Kunst, Literatur und allerlei Ergründungen handelte. Die Kinder kamen manchmal in den Salon, zwei reizende Mädchen und ein kleiner Bub. Es war ein sehr liebenswürdiger höflicher Ton zwischen ihnen und den Eltern. Sie bekamen eine kleine, geistige Anregung vom Vater, eine kleine, liebenswürdige Ermahnung von der Mutter, ein Lächeln, ein Streicheln über die Wange. Sie unterhielten sich auch sehr wohlgesittet ein Viertelstündchen im Salon, die Unterhaltung wurde dann für kindliche Gemüter gestimmt.

Die ganze Familie aber hatte, in Gegenwart von Fremden wenigstens, kein scherzhaftes Wort füreinander. Sie lachten aber alle gern mit denen, die sie zum Lachen anregten. Das Lachen aber war etwas, was sie untereinander nicht hervorbringen konnten.

Isebies sagte zu Angelika Vogel: „Ich möchte wissen, ob sie ein Kind durchwichsen können, ob sie sich ordentlich satt essen, ob sie einen Spaß miteinander machen. Sie haben kein Nest.

Ich möchte wissen, ob sie sich wirklich einmal einen gemütlichen Kuß geben, wie Mama und Papa morgens beim Kaffee. Am Sonntag ist auch gar nichts bei ihnen los, nicht das Geringste.

Und Kind möchte ich nicht bei ihnen sein, das wär' mir zu anders."

„Ach," sagte Angelika Vogel und dachte an vergangene Zeiten, „meinst du, überall müssen die Kinder so unverschämt ungezogen sein, wie ihr wart, als ich zu euch kam."

Nach dem Gespräch beim Sonnenaufgang hatte man Isebies doch eine Aufgabe gegeben. Sie sollte etwas beschreiben, und zwar ein Weihnachtsfest in Weimar, bei sich zu Hause oder bei andern, ganz wie sie wollte. Alexander Dohrn hatte gesagt: „Wir wollen doch einmal sehen, was sie zustande bringt. Auf Orthographie kommt's nicht an, aber sie soll alles so klar als möglich zu sagen versuchen."

Isebies war tief erregt, als ihr diese Aufgabe, die wohl gar nicht so ernst gemeint war, gegeben wurde. Eine Dankbarkeit sondergleichen erfüllte ihr Herz. Es war, als gäbe ihr jemand die Hand, um ihr zu helfen.

Sie saß zu Hause und träumte und grübelte und verwarf. Es kamen andere Gedanken, die sie viel mehr anzogen. Ihr ganzes Herz begann zu leben und zu blühen. Sie träumte nachts Wundervolles, und es war ihr, als wenn sie nur nach den Dingen greifen dürfte, damit sie ihr gehörten. Es war ihr, als wenn sie große herrliche Worte sagen konnte. Sie lebte vom Kopf bis zu den Füßen.

Ihre Seele war wie eine Flamme, aber sie entschloß sich nicht, ein einziges Wort niederzuschreiben. Alle Schönheit war dann fort, alles Leben ausgelöscht. Sie lief allein durch die Felder auf dem Horn, sie dachte an Lilly und Ottomar, und ihre Gedanken wurden zu Sehnsucht. Wenn es ihr schien, als hätte sie etwas Wundervolles empfunden, war es bei Licht besehen nur Sehnsucht nach ihren lieben beiden Kameraden. — So kam nichts zustande.

„Nun, wie ſteht's?“ wurde ſie bei Dohrns gefragt. „Sind Sie wirklich eine ſo unfolgſame Schülerin?“

Da ſchaute Iſebies auf, wurde dunkelrot, und Angelika Vogel ſagte: „Ja, geben Sie ihr nur einen Aufſatz! Da werden Sie was erleben!“

„Aufſatz? Soll das ein Aufſatz ſein?“ fragte Iſebies hart. „Dann mach' ich ihn nicht!“

„Nein,“ antwortete Alexander Dohrn, „das ſoll kein Aufſatz, das ſoll eine Dichtung ſein!“

„Pfui!“ rief Iſebies. „Dann tue ich's auch nicht!“ Sie war zornig, ging in das andere Zimmer und ſah durch die Scheiben. Alexander Dohrn trat ein. „Sie nennen alles ſo beim Namen, das iſt zum fürchten.“

Iſebies verabſchiedete ſich bei allen und lief draußen in dem alten Weimar durch die ſtillen, ſpätherbſtlichen Straßen.

Im November kam die Zeit, daß Alexander Dohrns Stück aufgeführt werden ſollte.

Sie waren ſehr erregt und beſchäftigt, und wenn Iſebies und Angelika zu ihnen kamen, roch es nach Baldriantinktur.

Als endlich der Tag der Aufführung kam, hatte Iſebies wie ein Neufundländer erſchnuppert, daß Alexander Dohrn die Baldrianflaſche bei ſich trug, und wie ein Neufundländer wollte ſie ihn ſchützen und ſagte bellig: „Ach, laſſen Sie die zu Haus! Jeder

kennt Baldrian. Weshalb ſollen denn die Leute alles wiſſen?"

Iſebies war dieſen Abend mit klopfendem Herzen in Frau Mutters liebem Theater; die roten Seidendamaſtwände leuchteten. Die Weimaraner waren gerade ſo behaglich wie an jedem Abend, die Sorgen waren hinter den Logentüren zurückgeblieben. Frau Mutter ſaß auch gemütlich in ihrem Seſſel und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Alle Eigenbrodts waren da; aber Iſebies ſchien der trauliche, tief rot leuchtende Raum wie ausgewechſelt. Das waren keine harmloſen Geſichter, die da um ſie her ſaßen, Geſichter, die nur zum Lachen da waren und ein bißchen zum Weinen, Geſichter, die man ſich nur bei harmloſer, gutartiger Beſchäftigung vorſtellen konnte und bei guten netten Mahlzeiten. Ganz gleichmäßig ſchienen ſie zu Richtergeſichtern geworden zu ſein, zu kühlen, gleichgültigen Richtergeſichtern, vor denen man ſich fürchten mußte.

Wie ſchrecklich, dachte Iſebies, es könnten ebenſo böſe Hunde da ſitzen. Sie ſind zum Fürchten.

Ein Mitleid ſondergleichen überkam ſie mit Dohrns. Niemanden hatten ſie doch eigentlich als Angelika und die dumme Iſebies. Und gelinde geſagt: Dieſe beiden waren ſoviel wie nichts, eigentlich kein Verkehr für Dohrns. Zwei Gänſe, dachte Iſebies. Eine Gans hat der andern nicht einmal das bißchen Orthographie beibringen können. Du lieber Gott. Sie hätte Dohrns ein ganzes Regiment ſtarker braver Freunde gewünſcht. Auf Eigenbrodts war auch nicht zu zählen — gar nicht.

Isebies hörte jedes Wort von der Bühne, als der Vorhang aufgegangen war, mit tiefem Mitleiden, und es war alles so schön, so ergreifend. Und o Wunder! Keiner von den bösen Hunden rings umher zerrte an seiner Kette und wollte beißen, als der Vorhang fiel. Es ging alles ganz ordentlich. Es wurde applaudiert wie bei andern Stücken auch. Sie waren ganz ruhig, es geschah nichts Schreckliches.

Isebies warf einen Blick der Erleichterung in die kleine dunkle Loge, in der Dohrns saßen. Ihre Gesichter schimmerten bleich und unbestimmt hervor. Es waren dieselben länglichen Umrisse. Wie sie einander gleichen, dachte sie. Sie wußte es ja, das Stück war wunderschön. Wie gut kannte sie es!

Bei jedem Akt wurde mehr oder weniger geklatscht. In den Zwischenakten war eine rege Unterhaltung. Und zuletzt wurde Dohrn hervorgerufen. Er kam auf die Bühne, verbeugte sich dankend, sah bleich aus. Man sah ihm an, er litt. In Isebies regte sich wieder ein tiefes Mitleiden, daß er da auf der Bühne stehen und vor den fremden Leuten seine Verbeugung machen mußte.

Die waren schon längst mit ihrem Eindruck fertig, als sie sich draußen in der Garderobe ihre Mäntel umtaten, und dachten an ihr Abendbrot.

Von dem Abend nach der Vorstellung hatte sich Isebies ein wundervolles Bild gemacht! Blumen, Champagner, Händedrücke, Glückwünsche, Künstler, Schauspieler, Reden, ein Rausch, ein herrlicher Rausch, und sie hatte gedacht: Jetzt wird er einmal ganz herzhaft vergnügt sein, ganz außer dem Häuschen und wird seiner Frau einen Kuß geben und sagen: „Siehst du, wer hat mir dazu verholfen? Wer hat mir so treu und gut beigestanden? Du! Nur du!"

In dieser erwartungsvollen Stimmung, wie vor einem großen Ereignis, stieg sie die Treppe zu Dohrns hinauf. Aber als sie eintrat — — Alles wie sonst!

Keine Gäste! Kein Fest!

Ein einfaches Abendessen, wie immer hübsch hergerichtet. Der Samowar aber roch auch heute leider nach nicht ausgebrannten Holzkohlen.

Die ratlosen Griffe der Köchin waren auch heute auf dem blanken Messing in verzweiflungsvollen Fingerspuren zu sehen, den ganzen Gemütszustand des aufgeregten Wesens verratend.

Ein Gast nur schien anwesend, und ein steinerner dazu, und das war Alexander Dohrn, der Dichter, der während des Abendessens keinen Bissen anrührte, eine Tasse Tee nach der andern verlangte und sonst kein Lebenszeichen von sich gab.

Isebies schaute ängstlich und mitleidsvoll auf Frau Dohrn.

Angelika Vogel plauderte etwas gezwungen, und schwerfällig wagten sich ihre kleinen Bemerkungen

hervor, und es kam eine Unterhaltung zuſtande wie in einem Sterbehaus.

Sie erzählte, wie ſehr das Stück Frau Eigenbrodt gefallen habe, und wie dieſe ſofort die zwei Verſe, die der Regiſſeur eingeſchoben hatte, bemerkt habe. Sie wußte lobende Urteile von allerhand Leuten. „Man kann ſehr zufrieden ſein," ſagte ſie mehrmals.

Frau Dohrn ſah ihren Mann mit großen glanzvollen Augen an, ihre Blicke hingen an ihm. Es war, als wenn dieſe Blicke ſagten: „So trägſt du es alſo? Weshalb, mein Freund?"

Alexander Dohrn erhob ſich, trank ſtehend ſeine Taſſe Tee, unruhig ging er im Zimmer auf und nieder.

„Das war das erſte und das letztemal!" ſagte er kurz und kühl.

Da ſchaute ſeine Frau wieder wunderlich auf.

„Ich will nicht unter die Stümper gehen," das ſprach er hart. „Wenn von der Bühne aus eine gewaltige Erregung über die Menſchheit kommt, ſie fortreißt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, — wer ſolch ein Feuer anfachte, mag ſich berufen fühlen. Große Herrlichkeit! ich hab' vielleicht ein paar gelangweilten Frauenzimmern und ein paar Kartoffelbauern das Gähnen vertrieben. Gebrandmarkt! — Wenn du ehrgeizig ſein willſt, ſei's für dich allein!" wendete er ſich an ſeine Frau. „Sonntags ſtehe ich nicht gern am Pranger, ſagt das alte Weib."

„Wenn du ein uralt nordiſches Königsdrama ſchreibſt," antwortete Frau Dohrn, vollkommen ge-

faßt und Herr ihrer ſelbſt, „dann erwarte doch nicht einen Weltenbrand. Greif' in das heutige Leben hinein! Nimm die wundeſte Stelle!"

„Stümpere," unterbrach er ſie, „daran herum! Wenn du wüßteſt, was ich weiß! Was ich von Kunſt weiß! Hände weg! Heut' lebt keiner, der ſich daran wagen ſoll mit gutem Gewiſſen. Ekelhaft alles, alles, was ſie heute Kunſt nennen, Theaterkunſt! Wenn ſie den rechten göttlichen Ekel hätten, den heiligen Ekel, würde endlich das große Schweigen eintreten und ein paar wundervolle, längſt geſchaffene Dinge würden allein aus dem Meer der Mittelmäßigkeit auftauchen, und man wüßte, was Kunſt iſt. Dann vielleicht, dann vielleicht fände ſich wieder einer."

„Dann müßte man ja die Theater ſchließen," ſagte Angelika Vogel.

„Für die Abonnenten wäre das fatal," lachte Alexander Dohrn. „Einmal und nicht wieder, das gelobe ich!"

Eine ganz eigentümliche Kraft und Schönheit lag über dieſem Menſchen, der mit ſich und ſeiner Kunſt ſo ſtreng ins Gericht ging.

In dem faſt bartloſen, großgeſchnittenen Geſicht leuchteten die Augen, die Züge ſchienen ſchärfer und noch reiner wie ſonſt.

„Ich könnte mir eins denken: Eine Zelle und einen Mönch, der ſein Lebtag über einem Werke brütet, zeitlos, wie die alten Inder, einen Geiſt, der wie ein Kriſtall an ſich ſelbſt, d. i. an ſeinem Werke ſchafft, ruhmlos, ungekannt, ſtill." Er ſtand ganz in ſich

verſunken. Niemand wagte ein Wort. „Schäbige Hanswurſtſtimmung!“ rief er heftig. „Gut, ich ſchreibe noch ein Stück — und noch eins — und noch eins — und noch eins! — Ich mache eine widerliche Gewohnheit daraus, ich bombardiere die Theater. Ich bin zäh und unabſchüttelbar — fruchtbar wie ein Karnickel — immer ein neuer Wurf, der Ruhm der zudringlichen Ausdauer, der ſo wohlverdiente Ruhm bleibt nicht aus! Wer immer am Markte ſteht mit neuer Ware, von dem wird gekauft. Selbſtverſtändlich! — Pfui Teufel!“

„So,“ ſagte Frau Dohrn, „da wären wir ja am Ende. Herr Dohrn verſteht's mit einem Wort, einen Felsblock ins Haus zu ſtellen, den abzutragen fünfzig Jahre nicht reichen.

Ich erinnere dich an deine Doktorarbeit.“

„Es iſt dasſelbe.“

Die Züge der eigentümlich ſchönen Frau bekamen etwas Undurchdringliches. Die Edelſteinaugen wurden wie blind, und es war, als wenn ſie ihren Blick nach innen und in die Vergangenheit richteten.

„Wir könnten ja,“ wendete ſie ſich wie geiſtesabweſend zu Angelika Vogel, „mit dem Abtragen des Felsblockes immerhin dennoch beginnen.“

„Bemüh' dich nicht,“ ſagte er kurz. „Ich wollte freilich, ich wäre auch einer von denen, die den Ekel vor Mittelmäßigkeit nicht kennen und eigene Mittelmäßigkeit zärtlich lieben und verehren. Frau Dohrn würde viel mehr Vergnügen haben.“

Alexander Dohrn war von größter Unruhe an dieſem Abend, ging von einem Zimmer ins andere,

rief einmal nach Iſebies. „Kommen Sie, ſehen Sie!“ Er ſtand an der offenen Türe des Kinderſchlafzimmers. „Haben Sie je ſo etwas Gutes geſehen?“ Er zeigte auf die Betten der ſchlafenden Kinder. Die lagen roſig warm und blond im ſüßeſten Schlaf. „Das iſt noch Frieden; ſehen Sie nur! Wollte Gott, ſie wären brave Bauernkinder. Die Erde iſt unſer gutes Recht, die wirkliche, ſchwere, fruchtbare Erde, unſer Anfang und unſer Ende. Wie ſchön, ſein Lebtag mit ihr nah verbunden zu ſein. Haben Sie einmal geſehen, wie urvornehm ſo ein alter rechter Bauer iſt und ſo eine alte rechte Bauersfrau.

Die Renner nach Ruhm und Geld haben mit der ſchweren fruchtbaren Erde nichts zu ſchaffen, ſind heimatlos und unruhig.

Senkt einer ſeine Wurzeln in die Herzen der andern, das iſt auch gut — iſt auch Erdenwachstum. So haben die Weiber zumeiſt ein gutes Leben; aber die Geldjagd, die Ruhmesjagd!

Gott hat mich davor behütet, der Ekel iſt zu groß, zu widerlich! Nein, niemals! Frau Dohrn möchte mich anders, ich weiß es; aber mein Gott, niemand kann aus ſich ſelbſt heraus.“

Angelika ſagte auf dem Heimweg zu Iſebies: „War das nun eine Urſache, die Flinte ſo ins Korn zu werfen? Er hat, was man einen ſchönen Erfolg nennt; eine Sünde, ſich ſo auf dem Abſatz herumzudrehen und der ganzen Geſchichte den Rücken zu drehen. Die Frau dauert mich. Und wie wundervoll hat ſie das Stück wieder und wieder geleſen, iſt ganz darin aufgegangen. Heute hätte er mir geſtohlen werden können.“

„Heute hat er mir zum erstenmal gefallen," sagte Isebies. „Liebenswürdig fand ich ihn auch nicht. Er ist aber durch und durch ehrlich und unbestechlich."

„Mir tut die Frau leid," dabei blieb Angelika Vogel. „Hast du die angstvollen, trostlosen Augen bemerkt, mit denen sie ihn ansah?"

„Ja," sagte Isebies, „sie ist ehrgeizig."

Von der Aufführung des Stückes wurde bei Dohrns, trotz den ausgezeichneten Kritiken und trotzdem es auch über die Stadt hinaus verlautete, daß ein gutes Stück geschrieben worden sei, kaum wieder gesprochen.

Nur wenn Alexander Dohrn nicht zugegen war, sprach die zarte Frau mit derselben Hingabe und Leidenschaftlichkeit wie früher davon und hatte einen neuen Plan, zu dem sie ihn geneigt machen wollte. Sie nahm Angelika das Versprechen ab, ihr beizustehen.

Angelika aber verließ wenige Monate nach der Aufführung das Eigenbrodtsche Haus unter heißen Tränen. Isebies hatte eine gute Kameradin verloren, und in der Stunde, als diese abgereist war, um eine neue Stelle anzutreten, hockte sie sich in Angelikas leeren Kleiderschrank und weinte bitterlich.

Sie wurde jetzt daheim Sibylle genannt, wenigstens hin und wieder, um den Kindernamen zu überwinden. Dohrns waren nach Angelikas Ab-

reiſe gewiſſermaßen erſt auf Iſebies aufmerkſam geworden, beſonders Frau Dohrn. Sie lebten jetzt in einer ganz lebendigen Geſelligkeit. Durch die Aufführung waren ſie bekannt geworden, und dadurch, daß er ſein Stück von der Bühne zurückgezogen hatte, wurden ſie beredet, denn die vom zweiten Abonnement waren auf die Aufführung neugierig und wurden enttäuſcht. Auch die vorzüglichen Beſprechungen taten das ihre.

Trotzdem aber alle möglichen Menſchen jetzt bei ihnen verkehrten, Adel, Bürgerliche und Künſtler, auch Liſzt beſuchte ihre Montagabende, ſtanden ſie doch niemandem nahe.

Zu Dohrns an dieſen offenen Abenden zu gehen, hatte Heinrich Eigenbrodt ſeiner Tochter unterſagt. Deſto mehr aber hockte ſie, wie ſie es nannte, an den ſtillen Tagen bei ihnen. Die Kinder waren auch ganz zutraulich geworden.

In ruhigen Stunden daheim verſuchte Iſebies die einſt von Alexander Dohrn ihr gegebene Idee auszuführen. Was ein anderer uns vorlebt, leben wir nicht ſelbſt. Trotzdem Alexander Dohrn ſeine ſchöne Schaffensflamme zertrat, weil ſie ihm nicht rein und groß genug erſchien, ſtürmten und wirbelten in Iſebies die Funken, und ſie ſchrieb, trotzdem ſie lieber etwas anderes geſchrieben hätte, einen Weihnachtsabend in Weimar und nannte ihn wunderlicherweiſe: „Herzgeſichts Weihnachtsabend.“

Ängſtlich brachte ſie ihre Blätter in das Haus, von dem ſie ſicher war, daß dieſe dort wie eine gute Gabe begrüßt würden. Sie brachte ſie verſchiedene Male mit,

ohne den Mut zu finden, davon zu reden. Wie bangte ihr vor dem Mann, der mit sich selbst so streng verfuhr.

Wer Alexander Dohrn um eine Gefälligkeit bat, war fast sicher, daß er sie mit Herz und Seele erfüllte, wie die meisten einsamen Menschen, die froh sind, wenn sie von anderen aus ihrer entrückten Lage in das Leben gerufen werden.

Isebies Sibylle fand also auch das wärmste und bereitwilligste Entgegenkommen.

„Das ist gut! Das ist im Grunde genommen gut!" rief er erstaunt, als das Mädchen mit bebenden Lippen las. „Aber um Himmels willen, haben Sie denn auch die Kraft zu arbeiten?" fragte er wieder. „So ist's natürlich nichts! Denn wer hätte die Geduld, aus diesem Durcheinander den lebendigen Funken zu finden, der mitten darin steckt. — Wollen Sie arbeiten? So ein dummes Mädel! Verzeihen Sie! Das wird Ihnen natürlich gerade einfallen!"

„Ich will arbeiten," sagte Isebies Sibylle mit heißen Wangen.

„Arbeiten bis zum höchsten Maß der Kraftanstrengung, unerbittlich, unermüdlich wie die Natur, und wenn schließlich nichts als eine Gänseblume herauskommt?"

„Ja," sagte das junge Geschöpf in voller Kraft und Freude.

Nun ging Alexander Dohrn mit ihr streng ins Gericht und zeigte ihr die Unzulänglichkeit ihres armen kleinen Werkes. Er war unnachsichtlich. Ihr traten die bitteren Tränen in die Augen. Sie hätte

ihm die Blätter aus den Händen reißen können. Er fand jede Zeile unmöglich, und wie unmöglich! „Entweder — oder. Aushalten oder nicht aushalten. Bringen Sie mir die Arbeit in acht Tagen wieder. Ganz neu, ganz neu."

„Ja, mein Fräuleinchen," meinte Eliſe Dohrn und lächelte ihr Lächeln nach innen.

Iſebies arbeitete daheim wie eine arme Seele. Las wieder mit bebenden Lippen und wurde wieder abgewieſen.

„Meine liebe Natur," ſagte er, „das iſt keine richtige Gänſeblume. Eine Roſe auch nicht, ein Veilchen ebenſowenig. Streng, ſtreng, unerbittlich ſtreng gegen ſich ſelbſt ſein."

So arbeitete das arme ungeſchickte Kind zwölfmal ihr Werklein, erſt beim elften Male, nach einem halben Jahr, ſagte er: „Jetzt iſt's die Knoſpe einer kleinen Blüte. Ich glaube ein echtes Veilchen ſogar. In Ihnen ſteckt ein kleines Stück ſchaffender Natur. Das nächſtemal laſſen Sie Ihre Blume aufblühen; aber wehe Ihnen, wenn Staubfäden, Stempel und alles, was ein Veilchen haben muß, nicht in Ordnung ſind."

Sibylle war voller Dankbarkeit und Seligkeit, war ſo liebenswürdig, wie ein glücklicher Menſch es iſt.

„Wie kann ich danken? Frau Dohrnchen, wie kann ich danken?"

„Kommen Sie ſo oft als möglich," ſagte dieſe lächelnd, „und bringen Sie uns Fröhlichkeit mit. Helfen Sie mir ein wenig, nur lachen helfen Sie mir!"

„Ihnen helfen? Ich?“ ſagte Iſebies Sibylle. „Was fehlt Ihnen?“

„O — o — o,“ ſagte Alexander Dohrn, „wie ſie fragt! Nicht wahr, es iſt auf dieſer Welt alles immer vollkommen in Ordnung? So ein Kind aus gutem Haus ſitzt wie in einem Vogelbauer.“

„Es tun ſich manchmal mitten auf dem Wege Abgründe auf, mein liebes Sibyllchen Iſebieschen, in die es nicht gut hineinſchauen iſt,“ antwortete Frau Dohrn.

„Sie ſprechen rätſelhaft,“ meinte Sibylle leiſe.

Frau Dohrn lachte grell auf.

Hatten Dohrns Sorgen? Was war das? Beider Geſichter ſahen oft ſo ſorgenvoll und angeſtrengt aus, dachte das junge Mädchen, und fühlte ſich ſonderbar erſchauern wie vor nahem Unheil.

Gleich darauf kam der Tee, und es wurde geplaudert. Literatur und Kunſt, Zigaretten und tiefſte Fragen des menſchlichen Daſeins!

Hin und wieder fielen Worte von merkwürdiger Prägung, aus der Tiefe leidenſchaftlichen Erkennens.

Niegehörtes für Iſebies.

Alexander Dohrn liebte, wie es ſchien, in ſolch unbürgerlicher Art zu denken.

Wie ſchwer mußte ihm ſein geſchäftliches Leben fallen, und dennoch ſprachen ſeine Erfolge für eine ſtarke Begabung zu dieſem Beruf.

In der Art, wie die beiden Menſchen ſich zu jeder freien Zeit faſt angeſtrengt unterhielten, lag etwas, als ſuchten ſie Quälendes zu vergeſſen.

Dieſen Eindruck hatte Iſebies jetzt faſt immer.

Eines Tages ſagte Frau Dohrn flüſternd zu ihr: „Herr Dohrn iſt heute wieder einmal ſähr nervös, ſchwär krank.“

Sie ſprach manchmal ganz unvermittelt mit einer merkwürdigen Betonung und Ausſprache, als genügte ihr die gewöhnliche Sprechweiſe nicht.

In demſelben Augenblicke ertönte über die Stadt hin die Sturmglocke.

Es brannte irgendwo.

Der Mann, der ſich vor jeder Zugluft hütete und wirklich oft und beſonders heute ſehr angegriffen und überarbeitet ausſah, riß das Fenſter auf, um hinauszuhören. Die Sturmglocken klangen gewaltig und ſchaurig. Alles lief und rannte draußen.

„Hä! Hä!“ ſchrie Alexander Dohrn in das Gerenn und Gelauf. „Wo brennt's?“

„Unten die Burgmühle!“

„Eine Mühle!“ ſagte er lebhaft, ſtürzte aus der Türe, kam mit Hut und Mantel wieder. „Ich gehe hin. Warte nicht auf mich!“ und fort war er.

Sein Betragen war das eines unbezwinglichen Jungen geweſen, der nicht aufzuhalten iſt. Das ſchmale Geſicht, das oft ſo müde und nervös ausſah, war ſtraff und voll Energie.

„Vordem alles gelöſcht iſt, kommt er nicht zurück!“ Wieder das ſeltſam nach innen gekehrte Lächeln der Frau, bei dem es Sibylle nie ganz wohl zumute war. Soviel Frau Dohrn auch plauderte, hatte ſie dennoch etwas Unperſönliches, Schleierhaftes.

„Ach,“ ſagte ſie, „Iſebieschen,“ dabei ſtreckte ſie die zierliche Geſtalt auf dem zerriſſenen, blauſeidenen

Sofa aus. „Was für ein Kindchen Sie noch ſind. So klein.“ Sie zeigte eine winzige Größe an ihrem Finger, trotzdem Sibylle ſie bei weitem überragte. „Ob Sie wohl jemand pflegen könnten, ſo pflegen wie eine junge Mutter ihr Kind, dann möchte ich von Ihnen gepflegt werden, das müßte ausruhen! Im Schoß der Erde ruht ſich's wohl, wohl auch im Arm der Liebe,“ ſummte ſie halb ſingend.

„Wann bringen Sie Ihre Arbeit nun zum letztenmal?“

„Bald,“ ſagte Sibylle.

„Fürchteten Sie ſich, wenn Sie mit mir auch zur Mühle gingen?“

Die Sturmglocken hatten wieder zu läuten begonnen, und ſchaurig klang es durch die dunkle Herbſtnacht.

„Nein,“ ſagte das Mädchen, „fürchten gibt's nicht.“

„Könnten Sie für Dohrns etwas tun?“ fragte die Frau, ſo etwas ſpieleriſch verwöhnt. „Wenn Dohrns nun Sorgen hätten, denken Sie mal, würden Sie verſuchen, Troſt zu bringen? Würden Sie ein Engel ſein und oft kommen, um zu zerſtreuen?“

„Ja, gewiß. Aber was für Sorgen haben Sie?“

„Sorgen?“ Frau Dohrn wiegte den Kopf. „Sorgen? Ein weiter Begriff. Denken Sie einmal für Dohrns, wie Sie für Ihre Kinderchen denken würden?“

Das war etwas viel verlangt von Iſebies Sibylle.

„Dohrns ſind müde — müde. Ach, was wiſſen

Sie vom Leben? Aber nun voran, wenn Sie wirklich mit mir zur Mühle wollen."

Sie war in Angſt um ihn, das fühlte Iſebies. Trotzdem ſie nach Hauſe hätte gehen müſſen, ging ſie mit Frau Dohrn zur brennenden Mühle.

Der Feuerſchein am Himmel glühte, Stimmen und Laute, Praſſeln, Toben, Läuten, Trompetenſignale wurden greller und lauter, je näher ſie kamen.

Frau Dohrn ging bebend an Iſebieſens Arm, die leicht dahinſchritt.

Jetzt ſahen ſie die Feuersbrunſt vor ſich, die uralte Mühle brannte lichterloh. Der ſteinerne Giebel ragte ſtarr aus dem Flammenneſte, ſonſt war alles Bewegung, Raſen, Glut und Rauch. Die Mehlvorräte ſtoben wie glühende Funkenſtröme in die Höhe. Und das ungeheure Sturmläuten ſetzte wieder ein.

„Nun iſt er natürlich mitten darin, wo es am tollſten zugeht. Wir können ihn gar nicht finden. Wo er iſt, dürfen wir nicht hin," ſagte Frau Dohrn.

Und wahrhaftig, er war bei den Spritzen, er arbeitete mit. Iſebies bemerkte ihn.

„Das kenne ich," ſagte Frau Dohrn. „Er ſucht Leben, Leben unter Menſchen."

„Aber Sie haben ja jetzt Menſchen," meinte Sibylle.

„So, ſo," murmelte ſie, „ein paar Neugierige. Ich weiß es ganz genau, was ihn hierhertreibt. Und doch — doch — Er iſt unmöglich für die Gemeinſamkeit. Er kommt aus Einſamkeit und zieht ſich und die zu ihm gehören in Einſamkeit hinein. — Schickſal! Schickſal! Er denkt anders wie andere.

Er handelt anders, weltfremd! Unheilbar weltfremd. — Und nicht zu verbinden mit Welt."

Frau Dohrn hing ängſtlich an des jungen Mädchens Arm, ängſtlich und doch feſt und ſicher. Iſebieſens Herz ſchlug. Sie hätte durchaus nach Hauſe gemußt, ſie wußte, wie unliebſam ein Zuſpätkommen daheim empfunden wurde. Frau Dohrn wollte aber hier bleiben und nicht allein bleiben.

Das Mädchen verſuchte einigemale zaghaft loszukommen. „Ei, Iſebieschen, ich denke, ich denke, ein gewiſſer Jemand will Dohrns helfen?"

„Ja, aber was tun wir hier? Wir können doch hier nicht helfen?"

„Dann freilich müſſen wir gehen." In Frau Dohrns Stimme lag ein ſolches Gekränktſein, daß es Sibylle ganz wirblig im Kopf wurde. Weshalb war Frau Dohrn gekränkt? Was dachte ſie ſich denn? Sibylle blieb. So erging es ihr in nächſter Zeit oft. Ihr Gewiſſen trieb ſie klar und deutlich nach Hauſe. Frau Dohrns ſehnſüchtiges Verlangen und ihr eigener Wunſch hielten ſie zurück.

Unruhe zog in ihre Seele ein. Die zwölfte, letzte Umarbeitung ihrer kleinen Arbeit beſchäftigte ſie. Niemand ſollte davon wiſſen.

Zu Hauſe wollte ſie gut und brav ſein. Sie wollte auch liebenswürdig ſein. Alle waren es daheim. Die Zwillinge blühten in ſüßer Heiterkeit. Frau Mutter wurde mehr und mehr einem heitern, guten Geiſte gleich, den nichts mehr trübte, und Marie

Sibylle, die Mutter, war so gut und besorgt, so ganz für alle lebend, sich selbst vergessend, und wenn der Vater ins Wohnhaus kam, wollte er volle Harmonie. Er verlangte von seiner Familie, daß sie ihn wie ein laues, sanftes Bad nach schwerer Arbeit umgab.

Und alles war, wie er wünschte.

Sibyllens Seele aber blieb geteilt. In Dohrns Haus hatte sie Pflichten übernommen. Dohrns waren gequälte Menschen, trotzdem Sibylle noch nicht sah, wo die Qual lag. Isebies Sibylle arbeitete, wie sie als Kind gespielt hatte, sah und hörte nicht vor Eifer. Da es am Tage selten möglich war, arbeitete sie nachts mit brennenden Wangen, und sie vollendete zu Alexander Dohrns Zufriedenheit ihr kleines Werk. Er lobte sie und sagte: „Der erste, der allererste Anfang ist gemacht." Isebies Sibylle ging leicht, wie auf Wolken, vor Seligkeit, und sie dachte: Wer weiß, ist auch meine Seele ein Stückchen Erde, in der etwas wächst.

Sie ging, ohne es zu ahnen, den schweren Gang des Weibes, das nach geistiger Arbeit sich sehnt, nach geistigen Kräften und Gluten. Aber diese Sehnsucht des Weibes ist wie eine große Liebe, die kein Dach und kein Heim und keinen Herd hat. Verstohlen wie ein Dieb in der Nacht muß sie ihren Glückseligkeiten leben, fast außer Raum und Zeit. Mitten im Pflichtgewirr begann die erste ernste Arbeit. Bei Eigenbrodts hatte sie sich in ein schönes, ruhiges Ganzes still und heiter einzufügen mit vollem Behagen, bei Dohrns ein sorgenvolles, mühseliges, beunruhigendes, noch in Dunkel gehülltes Leben zu erheitern, zu zerstreuen, zu

ermuntern, zu beruhigen, — etwas, das ſie nicht kannte, das niemand nannte.

Sie fühlte aber ein Meer von Kräften, das ſie trug, leicht und ſchwebend trug. Ihre Jugend war wie ein Rauſch und ihre Seele wie eine Flamme. Dabei war ſie die Iſebies noch immer, von der ihre Mutter geſagt hatte: „Sie iſt ein ganzes Dorf braver und ungezogener Kinder.“ Ihr Betragen war oft ſehr überraſchend, beſonders in Geſellſchaften blickten die Zwillinge etwas beſorgt, was Iſebies Sibylle anzuſtellen beliebte; da war ſie oft launiſch und unberechenbar. Es ſteckte immer noch das böſe Kind in ihr, das den Leuten Zettelchen mit allerhand Dummheiten an die Kleider ſteckte.

Hier nun Sibyllens kleine Geſchichte, in der Frau Rauchfuß als Goethens Schatz Chriſtiane vorkommt, in der ihr Onkel als Goethe erſcheint und allerlei, was Gomelchen erzählt hatte, und die voller orthographiſcher Fehler ſteckte und voller Unzulänglichkeiten, die Alexander Dohrn ihr nachſah. Doch zeigt dieſe kleine Geſchichte wohl auch, daß Iſebies Sibyllens Seele tief wie ein Brunnen iſt: Wehe, wenn ſolch ein tiefer Brunnen von Leid überquillt, und wehe auch, wenn ſolch ein Brunnen von Freude überquillt. Die Seelenbrunnen dieſer Erde ſollen nicht zu tief ſein.

Herzgesichts Weihnachtsabend

Es lebte einmal in einer hübschen kleinen Stadt vor einer Reihe von Jahren eine junge Person, und es war Weihnachten.

Die junge Person war ein schlankes Mädchen und hatte eine etwas breite Stirn und ein zartes schmales Kinnchen.

Die Schwestern sagten früher, als sie noch Kinder waren: Sie hat ein Gesicht wie ein Herz, und zeichneten sie, während sie ihre Schularbeiten machten, auf das Löschblatt, was dem Mädchen immer ein rechter Ärger gewesen war, denn wozu sollte sie gerade ein Herzgesicht haben.

Der Mann, der sie liebte, sagte es dann später den Schwestern nach und nannte sie auch manchmal „Herzgesicht". Das deuchte ihr aber aus seinem Munde ein sehr lieblicher Ausdruck, und sie hörte es nur zu gern — und hätte die Welt darum gegeben und noch einen Stern dazu, hätte der geliebte Mann heute, an diesem heiligen Tag, es wieder zu ihr sagen können. Das hatte aber gute Wege. Ihre Seele trug eine Wunde, die Entsagung geschlagen. Wer solch eine Wunde an sich selbst erlitten hat, wird mit Wehmut, ja mit Ehrfurcht von der jungen Person hören.

Sie war am Morgen des Heiligen Abends erwacht und hatte geträumt; ein schöner Garten, den sie gar wohl kannte, der die süßeste Liebe gesehen, flammende Worte gehört hatte, wäre öde und schaurig

verwandelt worden. Die Rosen und die Sommerblumen braun und tot zur Erde gesunken und Zweige und Zweiglein beladen mit hellen gefrorenen Tränentropfen. Ein trauriger, toter Garten, nicht auszudenken wie traurig, und eingehüllt in einen weißlichgrauen kalten Nebel und bedeckt mit Schnee. Eine Welt für arme, in Sehnsucht irrende Geister.

Und als sie sich auf ihren Traum besann, war's Wirklichkeit. Als der Schlaf und die Traumbefangenheit ganz von ihr abfielen, war's Wahrheit, der sie nicht entrinnen konnte, bange, schwere Wahrheit. Der Garten lag wirklich kalt und tot vor ihrem Fenster.

„Wie ist denn die Welt?" dachte das arme Herzgesicht. „Wie kann man denn in solch einer Welt leben, in der starre Tränen an den Zweigen hängen, und in der das Herz so weh' tut?"

Früher hatte sie diese Welt zu dieser Zeit ganz anders gefühlt. Diese Welt hatte nach gebratenen Äpfeln gerochen, der weiße, kalte Nebel hatte wie eine Decke über lieblichen Geheimnissen gelegen, das Herz war erfüllt gewesen von all dem seligen Tummeln in frischer, lebendiger Kälte, von Schneeballwerfen und Winterwonne. Wer hätte da an Rosen denken mögen! Und wer an Geliebtwerden, an tödliche Sehnsucht nach den Liebesworten eines Menschen — Unsinn!

O du seelenfreie Welt, die du nach gebratenen Äpfeln und beseligender Winterkälte dufteteſt. Und nach frischgebackenen Weihnachtsstollen. Und welch ein Huschen, Rennen, Laufen war damals in dieser

Welt! Wie Glucken unter den Flügeln hatten sie alle etwas geheimnisvoll Ausgebrütetes!

Die jungen Lungen tranken Tannenduft, der sich aus freien Wäldern ins Haus gedrängt hatte, der eigentlich nicht ins Haus gehörte. Fremd und geheimnisreich berauscht er die Herzen, die das ganze Jahr über durch nichts anderes wieder so zu erwecken waren.

Ja, und weshalb war denn nicht alles so wie einst? Es lief und rannte doch auch heute, was Beine hatte, in einer süßen, warmen Duftwolke, die von den frischgebackenen Stollen ausgeströmt wurde und bis in die schneebleichen Straßen hinausdrang. Und benahmen sie sich zu Hause nicht alle wieder wie Glucken, die etwas geheimnisvoll Ausgebrütetes unter den Flügeln bargen — und dufteten nicht auch die Tannen und erweckten Seligkeiten, die sonst das ganze Jahr hindurch schliefen?

Mag sein, daß alles so war, — aber nicht für das Herzgesicht und für alle jene nicht, die eine Entsagungswunde im Herzen tragen, und für die Armen, Müden, Kranken und Sterbenden nicht. Unsere Erde ist für jeden, der da lebt, eine andere Erde.

So kam es auch, daß die junge Person das duftende helle Haus verließ, in dem alles so wichtig und selig dem Abend entgegengluckte, und daß sie hinaus in die kalte Dämmerung des schneeigen Winternachmittags flüchtete, und sie ging, wie die von neuem Schmerze berührten gehen, wie die ohne Hoffnung, die in ihrem Herzen beten: Laß mich nicht den

allzu Glücklichen begegnen, führe mich zu den Armen, — führe mich in meine Heimat.

So ging ſie durch die hübſche, kleine Stadt, zwiſchen den geſchäftigen Leuten hin, an den hellen Läden vorüber, deren Lichter heute ſchon früh wie zarte, breite Strahlen in den dämmerigen Nebel fielen.

Die kleine hübſche Stadt war aber keine gewöhnliche Stadt, wie ſo viele Abertauſende in Deutſchland, in denen die Generationen leben und ſterben wie die Pflanzen im Walde.

Das Herzgeſicht ging durch die Stadt der großen Toten, durch die Stadt, in der die Toten leben, durch dieſe einzige Stadt, in der die Toten lebendiger ſind als die Lebenden, in der ſie auf der Straße zu gehen ſcheinen, in der jeder Fremde, der die Stadt beſucht, zuerſt nach den verlaſſenen Häuſern derer, die längſt verſtorben ſind, fragt.

Das ſtille Mädchen wußte gar wohl, in welcher wunderlichen Stadt es lebte.

In den anderen Städten nimmt jede Generation ihre Erinnerungen mit ins Grab, die vorhergehende Menſchenwelt ſtirbt noch einmal mit. Alles geht ſchlafen. Hier aber war eine Generation lebendig geblieben, war noch in aller Erinnerung.

Der Weg führte das Mädchen in ein kleines, niederes Haus, durch ein verſchneites Gärtchen. Der Schnee lag ſo ſchwer und dicht auf den halbwüchſigen Tannen, die längs des Gartenpfades ſtanden, daß dieſe ſich tief geneigt hatten. Mit Mühe bog ſie die Zweige zurück, um durch den ſtäubenden Schnee vorwärts zu kommen. Nicht viele mochten dieſen Weg

vor ihr gegangen ſein. Welche Stille und Schneeeinſamkeit im heimlichen Garten.

In dem kleinen Haus, auf das der faſt verſchneite Pfad zuführte, brannte ein einſames trübes Licht und leuchtete einer armen vergeſſenen Seele, die in einem uralten Häutchen wohnte und wie eine Maus aus den beiden Augenguckklöchern in die Welt ſchaute. Und das arme verſchrumpfte Häutchen war das einzige Überbleibſel jener großen vergangenen Menſchenzeit, die längſt vorübergerauſcht war. Und das arme Häutchen lag auf einem ſchmalen Bett, und die kleinen Mäuſeaugen lebten und funkelten. Ja, ſie funkelten wirklich in aller Einſamkeit und Unbeweglichkeit.

Das Mädchen trat ein. Nichts regte ſich. Nur ein helles dünnes Stimmchen rief: „Was kommt denn da?"

„Ich bin's nur."

„Wer iſt das Ich?"

Da ſtand das Mädchen vor dem Bett.

„Du biſt's — gutes Kind?" ſagte das helle Stimmchen matt — nach einem Weilchen — „daß ich deinen Namen immer wieder vergeſſe und die anderen Namen auch — und du biſt ſo gut!"

„Nenn' mich Herzgeſicht," war die Antwort, — ſie wollte das Wort ausſprechen, als ſpräche es der, den ſie liebte, — ſie wollte es hören. „Wie geht's denn?"

„Wie es einem geht, den der liebe Gott zu holen vergaß."

„Heute iſt Weihnachten", ſagte das Mädchen...

„So — ſo — ich weiß, ich weiß —" Ganz matt: „Was ihr ſo Weihnachten nennt —"

Da nahm das Mädchen unter ihrem Mantel ein

Sträußchen von Maiblumen und Veilchen hervor und legte es dem armen Häutchen in die welken, kühlen Finger und eine Tüte mit allerlei Frischgebackenem auf das Deckbett.

„Wir hatten keine frischen Blumen damals — nein, — das gab's nicht. — Wenn's Winter war, — war's Winter," sagte das Stimmchen zitterig, kaum hörbar. — „Aber sonst — sonst, — da hatten wir mehr als ihr —"

Der Strauß fiel der kleinen Alten aus der Hand — „Alle waren sie schon hier — alle. Wo sollen sie denn auch hin? Die Ehr' ist freilich zu groß; — aber die einzige bin nun doch einmal ich, — die noch da ist."

„Wer war hier?" fragte das Herzgesicht. — Sie wußte ja wer dagewesen war. Sie hatte es in ihrer hoffnungslosen Sehnsucht nicht unter den robust Lebendigen aushalten können und war zu der uralten gelähmten Träumerin gegangen, die jeden Tag den lieben Tod zu kommen bat. Zu der, die nur mit Toten verkehrte, die die Namen der Lebendigen nicht behalten konnte, die die Lebendigen verachtete wie etwas, was sich unverschämt eingedrängt hatte, was nichts verstand und konnte, alles falsch anfaßte, Unnötiges trieb — und die Alte mit Neuerungen ärgerte. Das alte Häutchen war eine weitläufige Verwandte von Christiane Vulpius. Und alles lebte noch heute in ihr, — aller Ärger jener Zeit, — und alle Freude und Ehre und Schande und aller Hof- und Stadtklatsch.

Sie hatte die Ehrfurcht vor dem Goetheschen

Haus, nicht die literariſche, ſondern die wirklich menſchliche, urwüchſige der entfernten Verwandten. Sie hatte den Ärger noch heute auf Frau von Stein und ließ an ihr keinen guten Biſſen. Sie kannte alles und wußte alles.

Sie erzählte unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit Klatſch und Geheimniſſe, über die mancher Goethekenner ſchon ſeine Doktorarbeit gemacht hatte. Sie war eine kleine Flamme, die von dem großen Feuer jener Tage übrig geblieben war, und die heute den armen Falter angezogen hatte durch ihr ſehnſüchtiges Flackern nach Tod und Vergangenheit.

„Die Schüttchen, die ſie jetzt dumm genug Stollen nennen," liſpelte das Stimmchen, „waren zu meiner Zeit gerad' noch einmal ſo groß wie jetzt. Die Müllern drüben hat mir die ihren heuer gezeigt, als ſie vom Bäcker kamen. 's war aber rein gar niſcht! — Das hätt'n wir mal verſuchen ſollen, die Schüttchen unnötig 'rumzuſchleppen! Wenigſtens Frau Geheimderat Goethe ihre hätten ſie nicht nur ſo zum Herzeigen zu mir 'reintragen können. Wenn eins wegen Schüttchen berühmt werden könnte, ſo wär' 's die Tante Chriſtiane geworden. Überhaupt, wer da zuerſcht kommt! — Sie oder Er? Natürlich, Exzellenz wäre ſie wegen der Schüttchen nicht geworden; aber ich habe immer geſagt: Die beſte Frau für ihn, das war die Tante Chriſtiane. Du lieber Gott, wie die Weihnachten gerichtet hat! Wie die feiern gekonnt hat, — davon macht ſich keiner eine Idee jetzt mehr. Ich ſeh' ſie noch vor mir. Ich war ein kleines Mädchen. Zwei

Bäckergeſellen hatte ſie in der Küche vor'm Backtrog, — der war aus 'nem alten Eichenbaum. Wir ſagten immer: nach Amerika könnt' eins d'rin überfahren. — Die Tante Chriſtiane ſtand in der Küche und lachte, — und die Berge von Roſinen und Mandeln — und Zitronat warf ſie allemal ſelbſt in den Teig und ſagte allemal: ‚Jetzt kommt der Reichtum und die Kraft vom gelobten Lande über euch, ihr Geſellen!' Und mit einem ſchneeweißen Taſchentuch wiſchte ſie von Zeit zu Zeit den Bäckergeſellen, die mit aller Kraft kneteten, den Schweiß von der Stirn. Und wie ſie ſo daſtand und die ſchwarzen Augen funkelten — und dieſe bloßen kräftigen Arme! — und ſo rund und ſtark, und ein Lachen, wie jetzt keins mehr lacht, — da war ſie für keinen König auf Erden zu ſchlecht. Und die Geſellen ſchauten auf ſie allemal. Ob ſie jung war, ob ſie alt war, das tat nichts zur Sache. Meine Tante war meine Tante! Die war luſtiger als alles. Wie die die Treppe hinaufflog, ohne Raſt und Ruh, um jeden Tannenzweig; und jedes arme Kind, das ins Haus kam zu Weihnachten, empfing ſie wie eine Mutter, — und was ein jedes von ihr bekam! In einem Zimmer ſaß ſie und packte Paketchen für die Armen, und ein jedes ſah aus wie ein Liebesgärtchen und war beſteckt mit lauter Luſtbarkeiten. Und ſie lachte dabei wie ein Kind. Nie hab' ich ſo einen ſeligen Menſchen geſeh'n. Ich hab' ihr als Kind mal geholfen, gold'ne Sterne und Papierchen an woll'ne Röckchen zu ſtecken, — da kam der Herr Geheimderat herein und blieb in der Tür ſtehen und ſchaute ihr zu, wie ſie ſang

und pfiff und behaglich hantierte, — und da hat's ihm wohl sehr schön gefallen. Ich hör' noch, wie er sagte — und seine Augen leuchteten nur so: ‚Ei du ausgelassenes Fett!' Und ich hab' damals gemeint, wie so Kinder sind, es sagt's der liebe Herrgott selbst zu seinem allerschönsten und lustigsten Engel, der für die ganze Welt Weihnachten macht.

Ja, und es war, als machte meine Tante Christiane für die ganze Welt Weihnachten. Ich weiß noch, sie hatte neue Weihnachtsschuhe an! Das waren himmelblaue Sammetsöckchen mit Katzenfell, — und in denen lief sie lautlos durchs ganze Haus, denn gestört durfte der Geheimderat natürlich nicht werden. Funkeln und strahlen tat meine Tante Christiane vor Herzensfreude, — die hat nur der gekannt, der sie zu Weihnachten gesehen hat. Da war so viel Liebe drin — Gott verzeih' mir die Sünde —, als in unserem Herrn und Heiland. Wenn sie unter dem Weihnachtsbaum stand und dem ganzen Hause bescherte, da ist kein Herz dagewesen, das ihr nicht zuflog.

Und wenn der Geheimderat noch so ein großer Dichter war, die Tante Christiane hätte er nicht beschreiben können — und hat's auch nicht versucht. Aber wohl gewärmt mag er sich an ihr haben. Der liebe Herrgott hat es gut mit ihm gemeint, nicht weil er gar so berühmt geworden ist, sondern weil unsere Tante Christiane bei ihm war, — da hat er wohl lachen können."

Die kleine Seele, die wie eine Maus aus den Augenguckklöchern schaute, hatte jetzt das ganze arm-

ſelige Häutchen belebt und erwärmt. Es dehnte ſich am eigenen Feuer. Ein Funke aus Tante Chriſtianes Temperament glimmte in dem alten Nichtchen, das der liebe Gott zu holen vergeſſen hatte.

„Schau, Herzgeſicht, oder wie du heißt, wie hätte denn die Steinin je ſolche Luſt ins Haus gebracht wie die Tante Chriſtiane? Ach, geh' mir — niemals! Mir macht keiner was weiß mit den vornehmen Weibſen. Für die kihleren Tage, da is eins ſchon beſſer dran mit den Frauen, die keine Vornehmheit drückt, die lachen können. Ich ſage niſcht gegen die Steinin, geliebt hat ſie ihn, das muß wahr ſein, und er ſie auch. Davon wußte meine Mutter zu reden. Ich hab' ſie nur geſehen in ihren alten Tagen im Park ſpazieren gehen; aber ſo ein bißchen ſauer hat ſie allemal drein geſchaut. Meine Tante Chriſtiane aber war Licht und Feuer im Haus. Und wenn ſie allen Grund gehabt hätte, gegen ihren Herrn andere Saiten aufzuziehen, — iſt das Licht und das Feuer drum nicht im Hauſe erloſchen. Ei der Tauſend! — Siehſte, Herzgeſicht, oder wie du heißt, und heut' ſind ſie alle bei mir geweſen, — die Fürſchlichkeiten — und die großen Männer und die vornehmen Frauen, — und ich hab' meine Tante Chriſtiane lachen gehört! — Und hab' Weihnachten gefeiert. Un wenn's ganze lebendige Weimar ſich ereſchpert (ein alter weimariſcher Ausdruck), ſo was bringt ihr nicht zuſammen, wie die Schatten ohne Haus und Hof und ohne Licht und Feuer.

Wie ich noch auf den Beinen war, da bin ich am Weihnachtsheiligenabend durch den Park gegangen

und durch die Straßen, und da hab' ich so manches geseh'n, was mir nie über die Lippen kommen wird.

Der liebe Gott weiß, wo er unsere Seelen aufbewahrt; aber daß ihm die alten Weimaraner hin und wieder entwischen, — das ist sicher. Daß die ihres Schöpfers Erde geliebt haben, mehr als es gut war, das hat ein jeder sehen können. Jetzt is aber nischt ... auch rein gar nischt los."

Die Alte war matt geworden, das Sträußchen lag ihr unbeachtet auf der Brust, die Tüte mit Bäckereien sah so winzig aus, daß das arme Herzgesicht sich schämte, denn sie sah im Geiste Tante Christianes wundervolle Schüttchen vor sich, in die sie die Kraft und den Reichtum aus dem gelobten Lande gegossen hatte.

Das uralte Häutchen sank wieder in sich zusammen. Die funkelnden Mäuseaugen erloschen, das Seelchen verkroch sich.

Als das Herzgesicht durch den verschneiten Garten ging und die schweren Zweige der halbwüchsigen Tannen auseinanderbog, um hindurch zu kommen, war ihr bang und sehnsüchtig zumute. An ihrer eigenen Sehnsucht trug sie und an der Sehnsucht der alten Weimaraner, denen das vergessene arme Seelchen am heiligen Abend einst begegnet war.

Die Wege des stillen Parkes lockten fast vor dem kleinen Hause, und Herzgesicht betrat sie mit leichtem Schauer. Keine Menschenseele weit und breit — Schneestille —. Die kahlen Bäume ragten weich und nebelhaft in den grauen dichten Himmel hinein. Alles Leben im Städtchen, in den Straßen, in den

hellen warmen Häuſern zuſammengedrängt, — hier kein Laut, kein Schritt außer ihrem eigenen. Hier ſtörte ſie nichts in ihren ſehnſüchtigen, lebenabgewandten Gedanken. Hier feierte ſie ihr Weihnachten. Ach, ſo anders wie ſonſt. Sehnſucht iſt eine große, große mühſelige Arbeit der Seele. Aber ſie hätte nicht da gehen ſollen, nicht in ſolche berückende Einſamkeit, die ſie ganz mit ihrem eigenen Empfinden erfüllen konnte.

Schauer überrannen ſie. Unheimlicher ſchien ihr die kleine, einſame Alte im verſchneiten vergeſſenen Haus, unheimlich deren Schauen und Erinnern.

Ihr war, als wäre ſie einem armen verlaſſenen Geiſt begegnet. Sie fühlte ſich ganz wunderlich erſchüttert. Nein, ſie hätte nicht hierher gehen ſollen. Und war es ihr nicht, als wenn leichte, zarte Schritte zögen — und zartes Bewegen um ſie her?

Ach, die Alte hatte ſie ganz behext, hatte ſie in ihre Kreiſe gezogen. Sie mußte ſich an alles ſüße, heiße Leben erinnern und danach ſehnen, was fremde Seelen hier einſt getrunken, wie feurigen Wein, wie Duft von Sommerroſen.

Sie trug die Erdenſehnſucht fremder Seelen jetzt in ſich. Vergänglichkeitsgefühl durchrann ſie ganz und gar. Sie fühlte mit den Verſtorbenen. Sie fühlte deren Vergangenheit und Geliebtſein, — ihr Lieben, ihre Erdenſeligkeit, — deren Sommer und Winter, — ihre Weihnachtsfeſte, ihr ſeliges Beieinanderſein, ihr Behagen, ihr Lachen, alles Süße, was die Erde für ſie hatte, und die weihevollen Vergangenheiten vieler, vieler Menſchenſeelen ließen ſie leiden.

Die Weihnachtsglocken klangen tief und voll hoher Feier über die Wipfel der Bäume hin, erfüllten die ganze Luft. Die ſtille Erde begann wie mit dröhnenden Herzſchlägen zu leben.

Jetzt lag die ruſſiſche Kirche vor dem bangen Herzgeſicht, das lange, heimiſche, altertümliche Haus, das mit vielen Augen in den alten Park hineinſchaut. Dunkel das ganze Haus, in dem Charlotte Stein einſt lebte, in dem ſie ihre große Liebe gefeiert und gelitten. Helle ſtrömt nur aus der hohen Glastür im Erdgeſchoß, hinter welcher der Gottesdienſt der griechiſchen Kirche gefeiert wurde. Eine Seelenmeſſe für die ruſſiſche Fürſtin, die hier einſt regierte. Eine einſame Totenmeſſe wurde heute vom Geiſtlichen gehalten. Niemand war gekommen, ihr beizuwohnen.

Die Kirchenſänger ſangen ſchwerlaſtende, gewaltige, herzerſchütternde Töne. Das einſame Mädchen ſah durch die geſchloſſene Glastür, wie der Geiſtliche im goldſtrotzenden Ornate ſich am Altar beugte und neigte, wie er wandelte, und der Geſang flammte auf und flammte nieder, als bewege Sturm ihn.

Weh und Geheimnis, Grauen und Hoffnung. An den Stellen der Meſſe, wo das leiſe Schluchzen der Gemeinden im fernen weiten ruſſiſchen Reiche die Kirchen durchzittert, kein Laut hier — denn niemand feierte heute dieſe Meſſe mit.

Draußen aber vor der Kirche ſtand ein armes Menſchenkind, welches das Wiſſen der Vergangenheit trug. Alle Sehnſucht, die hier einſt gefühlt wurde, von den lebendigen Toten, wogte auf.

Das war keine Totenmeſſe, die der Geiſtliche im

goldſtrotzenden Ornate und die Sänger der gewaltigen, geheimnisvollen Klänge hier feierten, das war eine Meſſe zur Erinnerung verklungener Liebesworte, zur Erinnerung verloſchener, ſonniger Seligkeiten. Und dem Herzgeſicht war es, als hörte eine ſtille Geiſtergemeinde um ſie her die ſchmerzvolle Erdenwonnenmeſſe mit ihr, die gewaltigen Klänge, die auf ihren breiten Fittigen das Weh der Vergänglichkeit in die Weltennacht hinaustrugen, einem geheimnisvollen Ziele zu.

Da dröhnten die Weihnachtsglocken wieder mächtig über die Einſamkeit hin, als ſchlüge das Herz der Erde, und verkündeten das heilige Feſt des Erlöſers für dieſe Welt, die des Troſtes ſo ſehr bedarf für Lebendige und Tote.

Und in ihrer Seele erſchauerte das Herzgeſicht und erkannte auch den Erlöſer, der die unermeßlichen, wundervollen Klangfittige geſchaffen, die das große Erdenweh der Vergänglichkeit geheimnisvoll erlöſend emportrugen.

O, ihr Erlöſer dieſer Erde, voller Dank ſollen die Menſchen eure Feſte feiern.

Das Haus der kindlich Starken, in dem die neue Generation nach dem Leben greift

Der lustige Zwilling Biwi erwischte den Vater eines Tages, als er zu seiner Frau sagte: „Was meinst du, haben wir die Pflicht, irgendwie uns danach umzuschauen, daß sich unsere Kinder verheiraten?"

„Nein," antwortete Marie Sibylle, „Gott bewahre."

„So viel ich weiß," meinte Heinrich Eigenbrodt, „tun das manche Eltern und halten es für ihre Pflicht."

„Mag es tun, wer da will, ich finde es ungehörig. Wenn Gott es ihnen bestimmt, werden sie auch ohne unser Zutun glücklich."

„Ja, und außerdem habe ich meine Töchter nicht für fremde Leute erzogen. Wenn sie klug sind, bleiben sie überhaupt bei uns."

„Das will ich nicht sagen," antwortete die Frau; „aber keinesfalls haben wir die Pflicht, in dieser Weise, wie du sagst," — nie hätte Marie Sibylle

ausgeſprochen, um was es ſich handelte — „für ſie zu ſorgen.“

„Gottlob!“ meinte Heinrich Eigenbrodt. „Denn beim eigenen Unglück behilflich ſein, iſt viel verlangt.“

Marie Sibylle lächelte.

Heinrich Eigenbrodts teuerſtes Gut, ſeine drei Töchter, war ihm ſo wenig ſicher, wie es dies jedem braven Vater dieſer Erde iſt. In ſeiner guten Harmloſigkeit bemerkte er zwar nicht, wie trotz aller gegenſeitigen Liebe ſein Beſtes unaufhaltſam von ihm faſt unbewußt fortſtrebte.

Die Mädchen hatten ihre Verehrer, die Heinrich Eigenbrodt vollkommen ſcherzhaft nahm; da war keiner, den er wert hielt, daß eine ſeiner Töchter ernſtlich ſich nach ihm umſah, eine ſeiner lieben, hübſchen, guten Töchter nach ſo einem dummen Kerl!

Sie waren alle drei, jede in ihrer Art, natürliche, friſche Geſchöpfe und verkehrten mit jungen Männern wie mit Brüdern, beſonders die Zwillinge.

Viel junges Volk ging bei Eigenbrodts ein und aus, Mädchen und junge Männer, und von dieſen war jeder ſicher, vom Hausherrn nicht für voll angeſehen zu werden.

Feſt aber war beſchloſſen, daß keine der drei Töchter einen gewiſſen Vetter Eigenbrodt heiraten dürfte, der Leutnant in Weimar war. Das wurde allen drei Mädchen einfach geſagt, und damit war die Sache erledigt.

Ja, als die Eltern verreiſten, wurde Frau Mutter und der ungefährliche Vetter als Wächter des Hauſes

eingesetzt, außerdem der Sohn eines Eigenbrodtschen Freundes, der drüben im Geschäftshaus tätig war. Diese drei teilten sich gewissenhaft in den Wächterposten.

Es war in dieser Zeit Sommermitte, die Gemüter leicht und heiter, das Laub dicht und dunkel, die Rosen im Garten standen in voller Blüte.

Die Mahlzeiten konnte man in der großen Laube einnehmen.

Frau Mutter präsidierte, der Vetter und die drei Cousinen saßen und plauderten und lachten, und zur Abendmahlzeit kam Friedrich Merk noch aus dem Geschäftshaus herüber, um nach dem Rechten zu sehen. Eine Freundin der Frau Mutter erschien auch aus diesem Grunde, eine alte heitere Frau, die mit Vorliebe, wenn sie eintrat, sagte: „So sind wir wieder, gottlob, alle beisammen, young and elderly people," und heut sagte sie noch: „Da sitzt ihr ja mit euren Vätern! Deshalb muß ich der Frau Mutter Gesellschaft leisten, denn so viel Jugend, da fühlt sich ein einzelnes altes Leut' ganz verlassen."

Frau Mutter aber hatte mit Freuden ihre junge Tafelrunde überblickt. Gewöhnlich erschien auch noch ein Jurist, Hans Zerzog, der sich in Biwi gründlich verschaut hatte, ein fideler, witziger Mensch; sein Vater war ein großer Herr im Ländchen. Hans Zerzog aber war das wunderlichste Gemisch von allen möglichen Eigenschaften, hatte ein großzügiges, gutgeschnittenes Gesicht, eine kleine, äußerst lebendige Gestalt, humoristische Bewegungen und drollige Rokokohände, die zu seinem Renaissancegesicht nicht recht

paßten, war schlagfertig, witzig, gewandt, mit einemmal fast unbeholfen.

Seine Natur schien nicht besonders fleißig ineinander gerührt zu sein. Großväter, Großmütter, Mütter, Väter, Urgroßmütter und Urgroßväter, die Frau Mutter alle gekannt hatte, lagen bei ihm, zeitweilig wenigstens, in heftiger Unterhaltung.

Wenn er etwas besonders Witziges sagte, meinte Frau Mutter: „Das war der alte Haase, das ist ein geistreicher, drolliger Mann gewesen;" beklagte sich ihre Enkelin, daß Hans Zerzog wieder einmal ungezogen und hanebüchen war, meinte sie: „Das war einfach der alten Häsin ihre Mutter, da kann er nichts dafür." Erzählte jemand: der junge Zerzog sei doch ein witziger, immer amüsanter junger Mann, meinte die Frau Mutter: „Das hat er von dem Franzosen, der in die Familie einheiratete;" wurde er im allgemeinen gelobt, meinte die Frau Mutter wieder: „Ja, so ist sein Großvater mütterlicher Seite gewesen, ein Prachtmensch, und ich hoffe nur, der junge Zerzog nimmt sich den ganz besonders zu Herzen und läßt ihm die Oberhand."

Der junge Zerzog und das Hanswürstchen Biwi standen sich vortrefflich, zankten sich, versöhnten sich wieder, waren immer zum Gaudium der übrigen miteinander beschäftigt. Sie gaben ein drolliges Liebespaar ab und waren heute wieder einmal, wie schon oft, beim Abendessen ins Streiten gekommen; die kleine prächtige Person hatte der Tischgesellschaft auseinandergesetzt, daß sie nur einen Mann heiraten würde, der genau wie ihr Vater sein müßte, von früh

bis abends tadellos gekleidet, in jeder Gewohnheit vornehm, groß und nobel in allen Dingen, und der sich Eau de Cologne ins Waschwasser gösse. Darauf sagte Hans Zerzog: „Gäb's Durchleuchtungen für solche Hirnchen, würde man im reizenden Hirnchen von Fräulein Biwi natürlich alles mögliche Entzückende finden, aber viel, sehr viel — Hirngespinste — und große Rosinen." Er war hübsch zornig auf den Geschmack seiner Angebeteten, denn alles, was sie an ihrem Vater gerühmt, waren nicht gerade seine eigenen hervorragenden Eigenschaften. Er hatte einen gewissen Zug zum Kleinbürgerlichen, den er sehr achtungsvoll behandelte. Die Lacher aber bekam er durch seine witzige Antwort auf seine Seite.

Die kleine Weltdame aber bemerkte, zu dem verbotenen Vetter gewendet: „Wenn die Eltern sich nicht beeilen mit dem Wiederkommen, stehe ich nicht dafür, daß sie die beiden Streitböcke als verlobtes Paar wiederfinden." Der verbotene Vetter seufzte, denn sein Vateramt hier im Hause war kein leichtes, wenn man bedenkt, daß die kleine Weltdame das reizendste Geschöpfchen war, das einem Vetter je vor die Nase gesetzt wurde.

Wem eigentlich Friedrich Merk von den drei Mädchen sein Herz zugewendet hatte, wußte niemand so recht, Frau Mutter ausgenommen, der er manchmal klagte, daß es Fräulein Sibylle so merkwürdig verstünde, einem unter den Händen zu verschwinden.

Ja, das verstand Isebies aus dem Fundament: mit Liebenswürdigkeit zu überschütten und dann, hast du nicht gesehen, so wirst du sehen — fort.

Ach, und was den andern wie ein Taſchenſpielerkunſtſtück erſchien, das Sichunſichtbarmachen, war eine gar ſchwere Kunſt. Sie war ſo bemüht, jedem, der ein Recht auf ſie hatte, zu geben, was ſie geben konnte, und lebte wie in verborgener Ekſtaſe. Sie wollte alles tun, alles leiſten, was man von ihr verlangte; aber in kürzeſte Zeit gedrängt, denn ſie kam ſich vor wie eine Katze, die ein Neſt mit Jungen hat, das ſie niemanden verraten will.

Bei ihren Freunden war wirklich Sorge eingekehrt, auch für die junge Sibylle ganz deutlich. Sie arbeiteten gegen ein böſes Schickſal, einen Vertrag, den Alexander Dohrn ſeinerzeit mit der Bank gemacht hatte. Damals jung und unerfahren, hatte er ſich mit dieſem Vertrag eine Schlinge über den Kopf gezogen, und nun lebte er in dem nervös machenden Bewußtſein, nicht frei zu ſein und ohne große Verluſte ſich nicht frei machen zu können.

Beide Dohrns reiſten ſeit Jahren von Sachverſtändigen zu Sachverſtändigen, von Autorität zu Autorität, um einen juriſtiſchen Ausweg aus dieſer Gefangenſchaft zu finden.

Frau Dohrn ſelbſt weihte Sibylle in dieſe Sorgen ein, und das junge Ding ſaß wie erſtarrt vor ſolchem Vertrauen.

Es war der erſte Laſtwagen des Lebens, der ihr aufs Herz fuhr.

Das Vertrauen Frau Dohrns ſteigerte ſich. Die junge Sibylle bekam von ihr zu allen Tageszeiten kleine dreieckige graue Briefchen, die Biwi Iſebieſens Mäuſe getauft hatte.

Dieſe Briefe ſetzten Sibyllens Mitgefühl in Flammen.

„Wie ein armes krankes Kind von ſeiner Mutter hänge ich im Augenblick von Ihnen ab," ſchrieb die wunderliche Frau an das Kind, das vom Leben noch nichts wußte. In welcher Erregung und Hilfloſigkeit mußte dieſe Frau ſich befinden. „Kommen Sie, kommen Sie, Engelchen, Sie tun ſo wohl! Iſebieschen, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!

Ach, laſſen Sie uns plaudern, laſſen Sie uns Herrn Dohrnchen auf andere Gedanken bringen. Verlaſſen Sie uns nicht."

Nach ſchweren, drückenden Stunden, welche die im Innerſten geängſtigte Iſebies mit ihren Freunden verbracht hatte, kam gewöhnlich gleich darauf von Frau Dohrn ein Zettelchen, das ihr wohltun ſollte.

„Ich bin wieder oben auf, nachdem wir eine günſtigere Auffaſſung gefunden zu haben glauben. Ohne Sorge. Schlafen Sie wohl! Feliſchiſſima notte! Sie ſollen die ganze Nacht ſchlafen! Was ſehr Hübſches träumen.

Ihre Eliſe."

Sibylle war geehrt und glücklich, daß Menſchen ſie brauchten, ſie wirklich notwendig hatten. Nun wußte ſie doch auch, weshalb ihr Gott ein ſo wundervolles Kraftgefühl in die Seele geſenkt hatte. Wie ſchön das Daſein war! Tagsüber war ſie voll Leben und Lebensglut, ſie hatte allerhand ſchöne frohe Arbeitspläne, die ihr das Herz ſchlagen ließen. Sie ſang, ſobald ſie ſich allein fand, war liebenswürdig

und froh, und nachts träumte ſie wundervolle Träume.

Sie mußte ſelbſt lachen, daß ſie noch ſo jung war, und daß dieſe ſchöne eigentümliche Frau ſich an ihr hielt, als hätte Sibylle Erfahrung und Geiſt, um helfen und tröſten zu können. Nur eins: Zu Hauſe war man nicht zufrieden mit ihr. Sie fühlte ganz genau, daß ſie nur allzu oft das Behagen ſtörte. Ihr Gewiſſen war nicht ſo rein und leicht wie ſonſt, nicht mehr ſo zart und unfühlbar wie ein lauer Sommerwind. Unruhe der Seele, entſchuldigen, beſchwichtigen, auf Gelegenheit paſſen, davonhuſchen, das gehörte eigentlich nicht zu Iſebies.

Eines Tages, am Nachmittag, als die Familie plaudernd im Wohnzimmer ſaß, die jungen Leute zugegen waren, das luſtige Pärchen Hans Zerzog und Biwi zum Genuß der andern immer von neuem Streit miteinander ſuchten, denn ihre gegenſeitige Liebe ſchien noch nicht ſo recht in Form gekommen zu ſein, ſagte Heinrich Eigenbrodt zu Iſebies: „Heute, mein Kind, dürfen wir uns doch auch einmal wieder an deiner Gegenwart freuen, ohne daß fremde Menſchen ihre Hände nach dir ausſtrecken. Sie ſcheinen heute die Gnade zu haben, dich uns zu laſſen.“

Iſebies ſchwieg. Nie in ihrem Leben hatte ſie ihren guten Vater ſpöttiſch ſprechen hören. Es trieb ihr das Blut zum Herzen; wie fremdartig hörte ſich das an? Was war das? Wie kam das? War ſie wirklich ſo oft bei Dohrns? Sie wußte gar nicht recht ... Wie im Traum war's ihr zumute.

In dieſem Augenblick brachte das Zimmermädchen

eines der grauen dreieckigen Briefchen. „An Fräulein Sibylle," ſagte das Mädchen.

„Wieder 'ne Maus," rief Biwi mitten im Schwätzen und Lachen. „Dieſe dummen Mäuſe immerzu."

Iſebies wagte den Brief nicht zu öffnen.

„Es wird auf Antwort gewartet!"

Dunkelrot öffnete nun Iſebies Sibylle das Zettelchen und las:

„Kommen Sie, liebes Engelchen Sibyllchen. Es gibt allerhand zu helfen und zu plaudern. Haben Sie Dohrns vergeſſen? Geht's Ihnen gut? Ja — ja! Bringen Sie Ihre Arbeit. Wer plaudert ſo gut die Sorgen fort? Wer wohl?

Ihre Eliſe."

„Sagen Sie, daß ich nicht kommen kann," wendete Sibylle ſich an das Mädchen.

Das arme Kind war tief erregt. Wußte denn Frau Dohrn nicht, wie ſchwer das alles war? Wußte ſie denn nicht, daß man die Tochter zu Hauſe auch brauchte?

Oft war es Sibylle ſchon erſchienen, als könnte Frau Dohrn ſich die Dinge gar nicht vorſtellen. Konnte ſie denn nicht ſo ein Briefchen mit der Seele verfolgen, war ſie nicht imſtande, ſich zu vergegenwärtigen, wie es mitten im Kreis der Familie ankam?

Konnte ſie ſich nicht denken, daß alle darüber die Köpfe ſchüttelten, daß eine nicht mehr junge Frau ſo ſtürmiſch nach einem jungen dummen Ding verlangte?

Frau Dohrn war wohl nicht beanlagt, ſich in andere zu verſetzen.

Irgend etwas fehlte.

Das war in Sibylle wach wie eine leichte Mahnung, auf die ſie nicht hören wollte.

Sie ging an dieſem Nachmittag nicht zu Dohrns; aber wunderlich, daß ihr dieſer Entſchluß keine Ruhe brachte.

„Sie werden auf mich warten! Sie ſind ſo abgeſpannt, ich ſollte doch hingehen.“

Sie ſah im Geiſte Frau Dohrns vorwurfsvolle Augen auf ſich gerichtet, und wieder empfand ſie das tiefſte Mitleid.

Sibylle ſchämte ſich faſt, daß ſie Frau Dohrn etwas bedeutete. Ach, Freunde ſollten ſie haben, ſtarke, kluge Freunde, denen ſie ſich vertrauen konnten!

Wie gern hätte ſie ihren Vater gebeten, zu raten und zu helfen, wer weiß, ob der nicht einen Ausweg gefunden hätte. Heinrich Eigenbrodt aber verhielt ſich in letzter Zeit immer abwehrend gegen Dohrns, und Sibylle konnte ſich nur einen wahrhaft treuen Freund dieſen Menſchen gegenüber vorſtellen. Einer, der ſie nicht liebte, würde ſie auch nicht verſtehen, würde nicht begreifen, daß Alexander Dohrn die Gefangenſchaft unter den beengenden ungünſtigen Bedingungen in dieſem Geſchäft als unerträglich empfand, trotzdem alles brillant ging, die Bank zufrieden war und die Einnahmen nichts zu wünſchen übrig ließen.

Auch über das blauſeidene zerriſſene Sofa, das noch immer nicht überzogen war, hätte wohl jeder

die Achseln gezuckt und noch über manches, was nicht so ganz ordnungsgemäß aussah. Die vielen Bonbons und der desolate Samowar und die tiefen Seufzer Alexander Dohrns. Denn welcher Mensch in Weimar seufzte so und sagte: „Welt — Welt —! Eine Welt für Kinder und Teufel!“ Und wenn man fragte, wie man in Weimar fragt: „Na, wie steht's Befinden?“ und zur Antwort bekam: „Vortrefflich, erhaben, auf einer Welt, wo einer den andern frißt, auf der die Nahrung lebt und liebt, ganz ausgezeichnet!“

Ach, wenn er doch nicht so antworten wollte, dachte Isebies Sibylle, wenn er doch ganz einfach sagen würde: Danke, ganz ordentlich, wie alle nicht ganz jungen Leute in Weimar antworten, wenn man sie nach dem Befinden frägt. Sie selbst erschrak nicht mehr vor solchen Antworten — gar nicht. Es erschien ihr natürlicher, natürlicher wie: Danke, ganz ordentlich, oder etwa: Danke, so so, la la. Aber sie wußte auch längst, daß einer den andern auf Erden frißt, daß jedes Geschöpf in Todesangst lebt, nur die bürgerlichen gebildeten Leute wußten das nicht, solange es ihnen gut ging und sie sich sicher fühlten. Und wenn es ihnen nicht gut ging, sagten sie es freilich auch nicht. Und das fand Sibylle doch sehr anständig von ihnen. Schade, daß Alexander Dohrn sich nicht so betrug wie die andern. Er erschwerte sich das Leben damit. Ja, ihm war es gleich, ob die Weimeraner sein Fläschchen mit Baldriantinktur schnupperten. Das mochte sie nicht an ihm, hätte es fortgewünscht, denn er war ein so

guter Menſch und klüger wie alle andern, und durch dieſe dummen Schrullen gab er ſich den Mäulern der Leute preis. Und wer mochte auch auf einer ſo unverſchleierten Welt leben! Sibylle ſah darin ganz klar und liebte das tief verſchleierte Leben, das die Eigenbrodts führten, das ſo ſchön und liebevoll und ganz aus Rückſicht füreinander gewoben war. Aber in Dohrns Haus hörte ſie Dinge, die ihre aufhorchende Seele ſtaunen ließen.

Bei Eigenbrodts ſprach man nicht vom Tod, nicht von Liebe, nicht von tiefen Fragen des menſchlichen Lebens. Von elementaren Dingen wurde überhaupt nicht geſprochen, nur von bürgerlichen.

Dohrns ſtanden aber faſt ohne alle Bürgerlichkeit den Dingen gegenüber.

Und ſo war Sibylle oft erſchüttert von Worten und Gedanken, die ſie dort aufnahm, und die ſo viel älteren und abgehärteten Dohrns konnten ſich in eine derart behütete zarte junge Seele kaum mehr hineindenken.

Alexander Dohrn hatte ganz recht gehabt, als er Sibylle einſt ſagte: er käme aus einer traditionsloſen Urwelt.

Für ihn war ſeine Welt ein ſtarke, freie Welt, in der er aufgewachſen. Iſebies Sibylle aber trat wie mit bloßen Füßen und bloßem Herzen in ſie ein, wie aus einem warmen Stübchen in Sturm und fremde Morgendämmerung.

Wie sehr war Heinrich Eigenbrodt eines Morgens erschreckt, als alle zur Andacht früh am Kaffeetisch versammelt waren; die Wintersonne schien freundlich zum Fenster herein, Behagen und Seelenfrieden seines Hauses umgab alle schön und sanft; die Kaffeekanne stand blitzend auf dem alten messingenen Wärmer, das Meißener Porzellan glänzte, die Butter war von zartestem Goldgelb und duftender Frische, die Gesichter der Anwesenden ruhig ausgeschlafen, gebadet und gesund, — als Isebies, eben als Heinrich Eigenbrodt einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen wollte, die Arme auf den Tisch legte, den Kopf darauf und schluchzte. Ihre ganze Gestalt bebte und zuckte. Heinrich Eigenbrodt blickte auf. „Was ist ihr denn?“ fragte er seine Frau, denn es war nicht seine Art, in solchen Fällen direkt mit den Kindern zu verkehren. Er brauchte dazu gewissermaßen Marie Sibyllens Hilfe, wie der Herr Jesus Christus die Maria braucht, um mit seinen Sterblichen zu verkehren.

So wenig wie der Vater sich Isebiesens ungewöhnliches Benehmen erklären konnte, wußte Marie Sibylle es zu deuten, und alle waren erschrocken, als Isebies auf öfteres Fragen nur ihr verschlossenes Siouxindianergesicht zeigte und endlich sagte: „Jeden Morgen vor einem Abgrund stehen kann ich nicht, schon so vor dem Frühstück.“

„Vor welchem Abgrunde?“ fragte Heinrich Eigenbrodt.

„Vor der Morgenandacht,“ antwortete Isebies ganz hilflos.

Heinrich Eigenbrodt klappte das Buch heftig zu.

„Wie kann das möglich sein?“ fragte Marie Sibylle sanft und ruhig. „Solltest du den Sinn der stillen Stunde am Morgen nicht verstehen? Wir sollen an Gott denken, wenn wir den Tag beginnen, und da das Leben zerstreut, sind wir dem guten Vater dankbar, wenn er uns dazu Zeit und Muße gibt.“

„Wenn das so einfach wäre, an Gott zu denken,“ antwortete Isebies herb.

„Ja, wo ist die Einfachheit unseres Kindes hin?“ Heinrich Eigenbrodt schüttelte schwermütig den Kopf. Mächtiger sagte er: „Wer wagt es, in unser Haus einzugreifen? Wer wagt es, das Wesen unseres Kindes anzutasten!“

Heinrich Eigenbrodt stand erregt auf und verließ das Zimmer.

Isebies saß schuldbewußt vor ihrer Tasse. Alle schauten mit großer Befremdung auf sie, und das Frühstück wurde schweigend und bedrückt eingenommen. Mit einem tiefen, ratlosen Seufzer trat Heinrich Eigenbrodt wieder ein und vergrub sich hinter seinen Zeitungen.

Wenige Tage nach dieser Szene erhielt Isebies Sibylle von ihrem treuen Freund, dem Pfarrer, bei welchem sie konfirmiert worden war, einen guten, liebevollen Brief. Die Eltern hatten sich in ihrer Sorge an ihn gewendet.

„Liebe Isebies Sibylle!

Ich habe mit Betrübnis gelesen, daß Deine Eltern um mein teures Kind besorgt sind. Zunächst muß ich Deinem Vater recht geben, Du mögest, wie das in Deiner erregbaren Natur liegt, den Verkehr bei Dohrns übertrieben haben, und hast sicher über dem fremden Haus das Elternhaus vernachlässigt, dem Du nach Gottes Ordnung zuerst angehörst, und dem Du unendlich viel zu danken hast. Daß Du der Ansprache und Aussprache bedarfst, weiß ich. Aber dazu ist ein so ausschließlicher Verkehr nicht nötig. Dazu genügt, daß man sich von Zeit zu Zeit einmal spricht. Du mußt ruhiger werden und klarer über das, was Du willst und sollst. Dein Gemüt ist wie ein See, der fort und fort von Stürmen aufgewühlt wird, auf einem solchen See kann sich der Himmel nicht spiegeln. Kennst Du denn den Gewaltigen nicht mehr, der die inneren Stürme so gut beschwichtigen kann?

Suche, liebe Sibylle, in diesem Leben nicht, was dieses Leben nicht bieten kann. Wir können und sollen nicht immer in hohen Regionen leben, auch nicht vor allem uns, sondern vor allem anderen leben. Bezwinge Dich und lerne erst tagelöhnern, auch dann, wenn Du eine Kunst treibst. Ich meine, arbeite auch da, wo Du nicht gerne arbeitest.

Vorerst aber tritt Deinem lieben Vater recht nahe, diesem gütigen, prächtigen Menschen. Er vor allem ist Deine natürliche Stütze und sicher Dein bester Ratgeber. So darf es nicht fortgehen. Du

betrübst Deine Eltern, machst ihnen Sorge. Gott hat Dir eine so glückliche Lebensstellung gegeben, daß jeder Atemzug von Dir Dank darbringen sollte.

Ich kenne Deine Dohrns nicht, um ein Urteil zu fällen, ob die Luft dort für Dich gesund ist. Laß das Deine Eltern beurteilen. Ich habe nur den herzlichsten Wunsch für unser liebes Kind Sibylle, daß es in sich zu Ruhe und Klarheit kommt, und daß mein teures Kind den alten göttlichen Kinderglauben heilig im Herzen hält. Dein alter Freund sagt Dir: Dieser Glaube in seiner unergründlichen Einfalt ist größer und tiefer als alle Weisheit der Menschen. Er ist eingepflanzt in unser Herz. Es besteht nicht ohne ihn. Wenn Menschenweisheit ihn vertreiben will, so hat eine Bettlerin eine Königin vertrieben.

In Liebe und Treue

Dein alter Freund."

Isebiesens Herz wurde schwer und schwerer während sie diesen guten Brief las. Wie wunderlich, sie war so besten Willens, und es war, als könnte sie nicht handeln, wie sie wollte. Daß die Eltern sich an ihren alten Pfarrer gewendet hatten, tat ihr wohl und weh. Sie sah sein braves, tapferes Gesicht — ja, er war nicht mit ihr zufrieden. Er wollte sie aufrütteln. Niemand war mit ihr zufrieden. Wie kam das nur? Weshalb konnte sie nicht leben wie die anderen? Kurz nachdem sie des lieben Pfarrers Brief gelesen, schrieb Frau Dohrn:

„Liebe, gute, dumme, kleine Iſebies?

Wie ſchlecht Sie von mir denken. Trauen Sie mir wirklich zu, daß ich unſertwillen der Iſebies ein Stündchen Unbehagen wünſche? Wie ſchlecht denken Sie von Frau Dohrn, o ſchlechte Iſebies! Sie ſchreiben mir von der Szene am Morgen. Sie kommen tagelang nicht. Was fällt Ihnen ein! Das war Ihres Vaters Ernſt nicht! Kleine närriſche Iſebies. Glauben Sie, ich will Ihnen Ihren Glauben nehmen? Wie denn? Haben wir je über Glauben geſprochen? Ihr Gewiſſen iſt unruhig? Weshalb? Jedes junge Geſchöpf in Ihrem Alter hat ſeine Glaubensnöte. Weshalb ſoll Frau Dohrn daran ſchuld ſein oder gar Herr Dohrn? Unſinn, liebe Iſebies. Kommen Sie nur, wenn Sie kommen wollen, ganz ſelbſtverſtändlich nur, wenn Sie wollen, wenn es Sie hergezogen, wenn es Ihnen ſo geſchienen hätte, als wäre es hübſch ſo. Kommen Sie, bis Sie wieder an Frau Dohrn denken, bis Ihnen der Gedanke leiſe aufſteigt, was machen Dohrns? Sie erwarten mich wohl. Fürchten Sie kein Wort mehr. Dohrns haben ein wenig Sorgen. Und nun ruhen Sie ſich ganz aus, erholen Sie ſich ganz. Überwinden Sie unnötige Gedanken, denn weshalb ſollen wir uns nicht ſehen? Seien Sie liebenswürdig zu Hauſe und bleiben Sie nicht gar zu lange ort. Sie machen ſich unnötige Sorgen. Arbeiten Sie fleißig.

Ihre

Eliſe."

Es geht ihnen nicht so schlecht, dachte die junge Sibylle, aber ihr Herz war voll Unruhe. Sie wußte die Freunde in Not und Bedrängnis und ihre Eltern in Sorge. Ihr Plaudern machte das schwere, nutzlose Arbeiten vergessen, ihr Lachen und ihr Wille, helfen zu wollen. Sie war selbst erstaunt über diesen Willen. Sie dachte daran, wie sie Ottomar gesagt hatte, daß sie an den Tod nicht glaube.

Sie empfand sich so lebendig, weshalb es ihr jetzt nicht so rätselhaft erschien, daß Frau Dohrn nach ihr verlangte. Isebies Sibylle ging wie eine ganz junge, starke, frohe Mutter zu ihren Freunden, so übervoll von Liebe und Mitleid und Frohmütigkeit. Und sie dachte: Wer in Weimar würde so zu ihnen gehen! Und mit solcher Kraft und solchem Mut! Niemand! Keine Menschenseele. So voll Hoffnung für sie. Wären die Menschen wärmer zu ihnen, verständen sie Dohrns besser, dann brauchten die mich nicht. Aber so — Es darf nur niemand leiden! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht!

So wurde Isebies Sibylle wieder ruhiger. Vielleicht würde sie selbst leiden. Da hatte wenigstens niemand dreinzureden.

So kamen wieder ruhige Zeiten für alle. Die Andachten, die tagelang ausgefallen waren, wurden wieder gehalten. Der Vorfall war vergessen. Isebies Sibylle lebte ihr dreifaches Leben: ihr Leben daheim, bei ihren Freunden und das Leben, das ihrer Arbeit gehörte; aber sie sah sich vor, die Ihrigen nicht zu beunruhigen, sie bat Frau Dohrn, nicht so oft zu schreiben.

Aber der Ernſt eines ſchwer arbeitenden Menſchen lag auf der jungen Seele.

In dieſer Zeit hatte das ſtreitbare Liebespärchen ſich in Liebe zuſammengeſtritten. Die erſte Verlobung im Hauſe Eigenbrodt.

Das Brautpaar wurde angeſtaunt, Mutter und Großmutter waren gerührt, die Schweſtern etwas verlegen, die Dienſtboten übereifrig, Blumen und Kuchen regnete es ins Haus, Briefe und Gratulanten. Ein Feſtduft zog durch alle Räume. Das Brautpaar ſaß viel müßig umher und ſtörte alle etwas.

Heinrich Eigenbrodt ſah dieſem überflüſſigen Schwindel, wie er die erregte Verlobungszeit nannte, ſehr gelaſſen zu, beſprach mit Herrn Zerzog, wie er ſeinen künftigen Schwiegerſohn nannte, alles Geſchäftliche, ohne jede Gefühlsäußerung, verſicherte, daß er gar nichts Perſönliches gegen ihn habe, nicht das geringſte, er ſei nur im allgemeinen gegen dieſe Verlobungen. Gerade Biwi war Heinrich Eigenbrodt beſonders ans Herz gewachſen.

Frau Mutter hatte es ſich ſchon ein wenig bequem gemacht, hatte viel oben in ihren ſonnigen Zimmern geſeſſen und ſich mit ihren alten Briefen beſchäftigt. Die Mädchen ſahen hin und wieder, wenn ſie die liebe Frau beſuchten, daß ſie Blätter, in denen ſie eben geleſen, unter ein Sofakiſſen ſchob.

„Siehſt du," ſagte ſie einmal zu Sibylle, „da nehme ich Abſchied von meinen guten Briefen. Wenn

ich einmal geſtorben bin, ſorgt mir, daß ſie verbrannt werden, ſolange ich aber lebe, ſollen ſie bei mir bleiben; das letzte, was wir Alten vom eigenen Leben außer der Erinnerung haben."

Frau Mutters Lebenswehmut war gar bald, wenigſtens äußerlich, verflogen, als die große Arbeitszeit, wie Erntearbeit, an die Reihe kam.

Es wurde geſchafft und geſonnen und gewählt. Frau Mutter rüſtete das Lebensſchiff der Enkelin mit derſelben Liebe, wie ſie die Tochter einſt verſorgt, nur wehmutsvoller noch, denn ſie ſtand nun auf der Höhe des Wiſſens vom Leben.

Für Sibylle war daheim eine Stimme erwacht, die ihr wohltat. Friedrich Merk neigte ſich zu ihr hin, ruhig und friedvoll, wie es ſeinem ganzen Weſen natürlich war. Wie etwas Selbſtverſtändliches hielt er ſich zu ihr. Wenn ſie alle um den Familientiſch verſammelt waren, fühlte ſie ſich gut und ruhig, wenn er neben ihr ſaß. Er verlangte nicht, daß ſie viel mit ihm plauderte und lachte, beteiligte ſich an der allgemeinen Unterhaltung, aber eine Frage, ein ſich zu ihr Wenden ließ ſie fühlen, daß dies Herz ihr gehörte.

Wenn ſie im Garten miteinander auf- und niedergingen und ſie unbeobachtet von den anderen waren, fühlte Sibylle, wie er alles, was ſie ihm ſagte, warm und treu erwog. Nach und nach war es bei den Eigenbrodts durchgedrungen, daß Sibylle arbeitete. Die Zwillinge lächelten darüber, die Eltern betrachteten

die Sache ſorgenvoll, faſt mit Kummer. Friedrich Merk ſprach auch darüber mit ihr und ſagte: „Ich weiß nicht, ſoll ich mich freuen? Mir iſt, als brauchte Ihre Natur nichts als ein frohes gutes Leben und Menſchen, die Sie glücklichen machen können. Die Tage ſind ſo kurz, und das Leben iſt ſo kurz, und die Liebe, die eine Frau zu geben hat, iſt ſo groß und reich. Die Frauen haben das beſſere Teil auf Erden. Mir iſt's faſt ſchmerzlich, daß Sie etwas von Ihrem Reichtum fortgeben wollen. Ich glaube, nur Einheitlichkeit macht ganz froh."

Während Biwis Verlobungszeit gab Sibylle ein Feſt. Man ließ ſie gewähren, trotzdem Marie Sibylle Eigenbrodt, die Mutter, ſagte: „Sie wird noch alles auf den Kopf ſtellen. Ein junges Mädchen gibt ein Feſt! Das iſt in Weimar noch nicht dageweſen!"

Und Sibyllens Feſt wurde wundervoll. Bei Weimar liegt ein altes Schlößchen, in dem früher ein Fräuleinſtift war, uralt und geheimnisvoll mitten in Wieſen eingebettet. Der Tiefurter Park ſteht wie eine dunkle, mächtige Wand in der Ferne, und hier waren Bäche, Buſchwerk, einzelne herrliche Bäume, die im hohen Sommer in ihrer vollaubigen Pracht wie Berge aufragen.

Sibylle liebte das alte Schlößchen und den großen viereckigen Garten, in den man vom Schloßhof aus durch eine grüne Pforte geht. Auf dem

Schloßhof eine mächtige Platane und vor der Schloßtür zwei steinerne uralte Bären.

Diese Platane, die Bären und die grüne Pforte, die in den geheimnisvollen Garten führte, hatten Märchenzauber! Traum von aller Schönheit auf Erden.

Der Garten, von einer Mauer umschlossen, war ohne schattige Bäume. Obststämmchen und Blumen, eine solche Fülle von Sommerblumen, eine Wildnis von Sommerblumen, die uralte Mauer von Efeu überwuchert, der dicke Stämme bildete und dunkle blaue Beerenbüschel trug. Sonderbare Sandsteinköpfe standen in der Mauer in Nischen. Sibylle hatte an hundert gezählt. Könige, Feldherren, Mohren, schöne Damen, Türken und Köpfe mit gewaltigen Allongeperücken, und über alles war ganz oder zum Teil der grüne Efeuschleier, den die Zeit wirkt, herabgesunken. Man mußte ihn heben, um zu schauen. Da fand sich ein Vogelnestchen in steinernen Locken, oder ein Fledermäuschen hielt seinen Sonnenschlaf, angehängt an steinernen Federschmuck. Und die Köpfe mit dem übermächtigen Ausdruck oder dem Liebreiz früherer Zeiten, oder tapfere Nasen und Augen sahen aus dem grünen Dämmer von aller Welt vergessen in die bunte Sommerblumenpracht.

Ein Garten voller Träume. Falter und Bienen hatten hier, so schien es, ihre Heimat. Das war ein Gegaukel um die altmodischen Blumen. Rittersporn und Eisenhut und die feurigen Kapuziner, dazwischen wie Szepter blühende Zwiebeln und blau angelaufene Rotkrautköpfe und Salat, duftende

Kräuter, Dill und Eſtragon und das blaublühende Gurkenkraut, und Zentifolienbüſche von hohem Alter und großer Pracht. Und wieviel ungekannte Blumen und Kräuter, die das köſtliche Durcheinander noch ſommerduftender, noch farbenreicher machten.

Hier war der Sommer zu Haus.

Und hier wollte Iſebies Sibylle ihr Feſt feiern. Mit dem alten Gärtner, der im Schlößchen wohnte und der ihr guter Freund war, hatte ſie alles beſprochen.

Es war für Sibylle eine ganz wundervolle Angelegenheit mit dieſem Feſt, keine gewöhnliche Sache, kein ſonderbarer Einfall; es war eine tiefinnerliche Angelegenheit, ein leidenſchaftliches Gefühl zu geben, Liebes zu tun; eine ſüße, wehmütige Sühne, der Gottesdienſt einer armen Seele, die ſich ſchuldig fühlt und voll Liebe iſt, die vor jedem, den ſie liebt, hätte knien mögen und ſagen: Ich hab' dich lieb; auch wenn ich nicht alles tue, was du willſt, ich weiß mir nicht zu helfen. Ich hab' dich lieb.

Niemand wußte, welcher Art das Feſt ſein würde, das Sibylle feiern wollte.

Eines Tages kam ein Brief von Sibylle, in dem alle feierlich eingeladen wurden, nach Tiefurt zu gehen und von Tiefurt aus über die Wieſen nach dem Schlößchen Krommsdorf.

Ein paar Eigenbrodtſche nächſte Freunde bekamen auch ſolche Briefe.

Und ſo brach der ſchöne Tag an, ein Sommertag ohne Wolken, ohne Wind. Gott war Iſebies Sibylle huldvoll.

Sie war von Mittag an draußen im Schlößchen und deckte unter der Platane eine Tafel, die ihr der alte Gärtner aus dem Schloß herausgeschoben hatte, wand Kränze und Sträuße. Von den Zweigen des herrlichen Baumes hingen Girlanden, und in der Krone des zweiten Baumes, der hinter dem ersten, fast von diesem versteckt stand, war für einen jungen Burschen, einen Geigenspieler, ein Sitz gezimmert, da sollte er wie ein Vogel musizieren. Die alten Gärtnersleute halfen ihr. Körbe voll guter Dinge hatte sie sich hinaustragen lassen und Windlichter, und um den Stamm der Platane hing eine weißleinene Decke, an der sie seit lange gearbeitet hatte. Die Decke war phantastisch mit Pfauen und Kornähren bestickt, ein wunderliches Muster, das Isebies sich selbst erdacht und woran sie ihrer Mutter zur Beruhigung gestickt hatte.

Niemand in Weimar hatte etwas Ähnliches. Sibylle dachte: Sie sieht aus wie ein Teppich, den vor uralten Zeiten ein Königskind gewebt hat.

Die ganze Tafel war köstlich: Blumen und Früchte, Wein und Kuchen, eine Erdbeerbowle. Die alte Gärtnerin hatte frische Kartoffeln gekocht, und allerlei Herrlichkeiten sollten mit diesen aufgetragen werden.

„Solch ein Freudenfest — solch ein Freudenfest!“ sagte die Gärtnersfrau ein Mal über das andere, und der junge Bursche, den Isebies mitgebracht hatte, spielte in der Platane zur Probe.

Hochlehnige alte Stühle aus dem Schlößchen standen um die Tafel, die einer Märchenhochzeitstafel

glich. Von der Gartentüre bis zur Platane war ein Teppich von Blumen geſtreut.

Sibyllens Herz ſchlug vor Seligkeit. Und als ſie ihren Gäſten auf dem Wieſenpfad in erſter zarter Abendſtunde entgegenging, die Sonne war nur etwas erſt gemildert, und golden lag ihr Licht auf den gemähten Wieſen und verſprach noch ſanfte ſchöne Stunden, da war es, als wenn Sibylle flöge, ihr weißes Kleid wehte im leichten Sommerhauch, und ihr Herz war leicht und hell wie ein Sommerwölkchen.

Als ſie ihre Leute ſich entgegenkommen ſah, flatterte ſie mit den Armen in der Luft und rief und rannte und fand alle lachend und voller Erwartung. Frau Mutter war auch mitgekommen, alle, die ſie geladen.

„Na, was wird's denn werden," ſagte Marie Sibylle Eigenbrodt, die vor allem Unbekannten etwas Sorge hatte.

„Es wird ſchön, es wird ſchön!" rief das Mädchen.

Und ſo wurde es auch, es wurde wunderſchön. Als die Gäſte von den gemähten goldigen Wieſen in den Garten traten, deſſen grüne verhüllten Mauern den ganzen Sommer wie mit Armen zuſammengedrängt eingeſchloſſen hielten, und als ſie durch die grüne Pforte traten, den blumenbeſtreuten Weg ſahen, da war ein Staunen und Verwundern.

Frau Mutter rief und bewegte die liebevollen Schmetterlingshände auf Sibylle zu. „Ja, was fällt

ihr denn nur ein." Die Zwillinge küßten ſie, der Vater ſtrich ihr über das Haar, die guten Freunde waren ganz aus dem Häuschen, Hans Zerzog ſchüttelte ihr die Hand und Friedrich Merk küßte ſie ihr, und als aus der Baumkrone das ſüße Geigenſpiel erklang, da man ſich zu Tiſche ſetzte, waren alle ganz hingeriſſen.

„Das iſt ja der Guſtel vom Kannerückchen!" ſagte Sibylle.

„Euer guter Freund?" frug die Frau Mutter.

Und nun hörte ſie noch lieber zu, und es war eine wundervolle Bachſche Melodie, die er ſpielte.

„Er kann ſpielen, ſoviel ihr nur wollt, denn er hat Wein und Brot und alles, was er braucht, oben im Baum. Er iſt ein wohlverſorgter Vogel," ſagte Iſebies Sibylle.

Nun wurde die Decke bewundert von allen Seiten, und bewundert, daß ſie fertig geworden war.

Und Iſebies Sibylle bediente alle. Niemand durfte aufſtehen und ihr helfen. Dies Tiſchlein deck' dich im alten Schloßgarten unter der Platane trug Herrlichkeiten allerart für ſeine Gäſte auf. Zwiſchendurch klatſchte Sibylle in die Hände, damit der Vogel in den Zweigen nicht zu lange ruhen ſollte.

Niemand, der am Tiſche ſaß, hatte je ſolch eine köſtliche Mahlzeit gehalten, denn alle mochten klar oder undeutlich ſpüren: die ihnen die Speiſen bot und ſie bediente, war eine Seele, die ſich in Liebe hingab, ſo voll Glut, als ſollten ſie ihr Lebtag nicht wieder mit ihr zuſammen ſein.

Es war ein herrlicher Abend, die Schwalben

ſchwirrten um den alten Giebel des verlaſſenen Schlößchens, und die Sommerblumen dufteten aus dem mauerumſchloſſenen einſamen Garten. Ganze Wolken von Duft zogen über die Tafel hin.

Frau Mutter ſagte: „Es iſt heute keine Hochzeit und keine Feier. Es iſt nur Iſebieſens Feſt, — aber ein ſo ſchönes Feſt, wie ich noch nicht erlebt habe, — und ich bin alt und hab' Schönes und Schweres erlebt."

Heinrich Eigenbrodt war ganz bewegt. Er ſchlug an ſein Glas und ſagte: „Ja, es iſt ein wunderſchöner Abend, ein ſchönes Feſt, und daß meine liebe Tochter Sibylle uns dieſes Feſt gerichtet hat und uns ſo ihre große Liebe gezeigt hat, tut meinem Herzen wohl, das ſchon im voraus bedrückt iſt, daß meine Biwi uns verlaſſen wird."

„Ich verlaſſe euch ja nicht!" rief Biwi. „Geh, ſag' ſo etwas nicht, Vater."

Sibylle ging zu ihrem Vater, und der ſchlang den Arm um ſie und küßte ſie, da gab ſie ihm ein Blatt in die Hand und ſagte: „Das ſchrieb ich für dich."

Heinrich Eigenbrodt rückte ſich ein Windlicht zurecht, entfaltete das Blatt, und trotzdem ſie ſagte: „Lies es nicht hier!", las er dennoch. Er hörte ein wenig ſchwer auf der Seite, an der Sibylle ſtand.

„Komm her, mein Kind," rief er nach einer Weile, „ſetze dich und lies es mir und den anderen vor." Er rückte ihr ſelbſt das Windlicht zurecht.

Sibylle ſchlug das Herz. Es war das erſtemal,

daß sie ihren Nächsten etwas von dem mitteilen sollte, was ganz ihr eigenstes war.

Sie saß neben Friedrich Merk, wie immer, und las mit bebender Stimme und klopfendem Herzen:

„Als Christus zum zweitenmal auf Erden war und niemand mehr wußte, was gut und böse ist, die Erde ihrem Ende zuging und alle ratlos nach Gottes Wegen, die sie verloren hatten, suchten, und Mond und Sonne blutrot am Himmel standen, kam Christus wandernd durch eine Stadt auf seinen Weg, diejenigen zu finden, die ihn erkannten. Und es begegnete ihm ein elendes Weib, die rief ihn an und sprach: ‚Die Sonne steht blutrot am Himmel, die Tage der Erde neigen sich ihrem Ende zu, was soll ich tun in aller meiner Not, um meine Seele zu retten?‘

‚Tue, was dir am schwersten fällt zu tun. Dann wirst du den Frieden deiner Seele und die Gewißheit eines ewigen Lebens in dir tragen.‘

Und das Weib kehrte heim müden Schritts, denn sie wußte, was ihrer harrte. Die Kinder liefen ihr entgegen und schrien nach Brot, und sie brachte ihnen nichts heim; da gedachte sie der Worte des heiligen Wanderers, tue, was dir am schwersten fällt zu tun, — und da ihre Seele und ihre Hände trotz allen Jammers rein geblieben waren und ihre Ehrlichkeit ihr einziger Reichtum war, ging sie hinaus auf den Markt und tat das Schwerste, was sie tun konnte, griff nach einem der Brote, die bei einem Bäcker auslagen, und sprach dazu: ‚In Gottes Namen denn!‘ und der Herr der Brote ließ sie gehen. Dar-

auf trat sie bei einem Metzger ein, langte sich ein Stück Fleisch und sagte wiederum: ‚In Gottes Namen denn!‘ und der Herr der Fleischstücke ließ sie gehen, ohne sie anzuschreien. Der Mund des Bäckers war versiegelt gewesen wie der Mund des Metzgers, und beide glaubten einen Engel im feurigen Schein gesehen zu haben, der bei dem einen ein Brot, bei dem andern ein Stück Fleisch fortgenommen hatte.

Christus aber war weiter durch die Stadt gegangen, in der die Menschen durch die Straßen hasteten, geängstigt davon, daß die Sonne blutrot am Himmel stand und nach der Schrift verkündete, daß sich die Tage der Erde ihrem Ende zuneigten, da begegnete ihm ein Mann, der ihn erkannte und auf sein Angesicht fiel und sagte: ‚Herr, was soll ich tun, um meine Seele zu retten? Der Jüngste Tag ist nahe, und die Toten stehen bald auf, hört man sagen.‘

Da antwortete Christus und sprach: ‚Tue, was dir am schwersten fällt zu tun.‘

Da ging der Mann heim, und sein Gewissen schlug. Er trat in seinen Laden, und der Schweiß rann von seinem Angesicht, so sauer wurde es ihm, das Schwerste zu tun. Dann nahm er die falschen Gewichte mit schwerer Hand von seiner Wage und suchte in einer staubigen Ecke nach den vollen Gewichten.

Und als die Kunden kamen und er ihnen die Waren nach rechtem Gewicht und Maß abwog, glänzte sein Gesicht wie eines Engels Angesicht, und die Kunden liefen auf die Straße und riefen: ‚Ein Heiliger

hat uns die Waren im Laden gewogen. Es geſchehen Wunder und Zeichen.'

Und der betrügeriſche Kaufmann hörte das Geſchrei und fühlte, daß er auf Gottes Wegen ging, und Friede zog in ſein Herz.

Und Chriſtus begegnete wiederum einem Weib, das ihn erkannte und ihn anrief in der Not ihrer Seele. Und er antwortete ihr wiederum: ‚Tue, was dir am ſchwerſten fällt zu tun.'

Und das Weib blickte ihn an und ſagte: ‚Dazu fehlen mir die Kräfte.'

Chriſtus aber antwortete ihr: ‚Tue, wie ich dir zu tun geheißen habe, und du wirſt die Wege Gottes finden.'

Und das Weib ging heim — und fand ihre Söhne, wie dieſe es ſich wohl ſein ließen. Sie hatten ein Gaſtmahl gegeben. Spiel und Geſang klang ihr entgegen; da verbarg ſie ihr Geſicht in den Händen und weinte bitterlich. Sie vergeudeten ihr Hab und Gut im Vaterhaus. Niemand gedachte eines Armen. Niemand gedachte, die Wege Gottes zu finden. Blutrot ſtanden Mond und Sonne am Himmel. Die Toten ſtanden auf, und die Tage der Erde neigten ſich ihrem Ende zu. Sie aber hatte keine Macht über ihre Söhne und irrte in Verzweiflung umher.

Sie war zu gut und zu ſchwach ihr Lebtag geweſen. Allzu gut iſt liederlich, erkannte ſie. Sie würden ſie verhöhnen, wenn ſie jetzt zu ihnen träte, um ihnen Vorwürfe zu machen. Sie würden ſagen: ‚Geh, laß dich heimgeigen, was ſollen wir an die Armen denken,

wenn alles zugrunde geht! Was ſollen wir nach den Wegen Gottes ſuchen, die niemand zu finden weiß? Heut' iſt Heute! Das iſt uns ſicher. Den Augenblick faſſen! Geh büßen und faſten, wenn's dich freut. Laß uns zufrieden!'

Sie hörte ſie im Geiſte alſo reden. Da nahm ſie ſich ein Herz und ging die Treppe hinauf und warf die Schwachheit ihres Lebens von ſich und trat in den Saal, in dem das Gaſtmahl abgehalten wurde, und trat unter die Gäſte.

Und weil ſie entſchloſſen war, das zu tun, was ihr am ſchwerſten fiel zu tun, leuchtete auch ihr Angeſicht wie eines Engels Angeſicht, und ihre Worte waren wie Peitſchenhiebe, und als die Söhne die Schwache, Allzudemütige alſo reden hörten, — fürchteten ſie, daß die Decke des Saales über ihnen zuſammenbrechen würden, und liefen hinaus und riefen: ‚Die Feſten der Erde wanken! Die Toten ſind auferſtanden!' Und ſie taten Buße und gingen in ſich. Sie gingen in ſich und ſuchten die Wege Gottes in ihrer eigenen Seele.

So tat Chriſtus auf ſeinem Weg durch die Stadt Wunder an denen, die ihn erkannten. Und etliche fragten: ‚Du ſagſt Sündern und Heiligen: Was dir am ſchwerſten fällt, das tue! Dem Sünder aber iſt das Gute am ſchwerſten, dem Heiligen das Böſe! Wie? Sollen wir das Böſe tun?'

‚Das iſt alſo gemeint, ihr Teuren,' ſprach Chriſtus zu ihnen. ‚Sonne und Mond ſtehen blutrot am Himmel, die Tage der Erde neigen ſich ihrem Ende zu. Wenige ſuchen die heiligen Wege. Heut' iſt

Heute! Den Augenblick faſſen, das iſt euer Gott. Ich aber ſage euch: Gut iſt nicht gut und bös iſt nicht bös, wenn dieſe Erde emporgeflammt iſt. Die Wandlungen und Überwindungen eurer Seele aber ſind das ewig Lebendige.'"

Sibylle ſchwieg, ſenkte die Augen und wagte nicht aufzublicken. Ein ſeltſamer Eindruck, die ſchweren Worte aus dem Mund dieſes zarten Mädchens zu hören. Der lauduftende Sommerabend, der alle ſchmeichelnd umgab, das Außergewöhnliche der ganzen Feier, das liebevolle, faſt zärtliche Bedienen und Sorgen des ſonſt oft ſo verſchloſſenen Geſchöpfes, das ſeine eigenen Wege ging, trotz aller leidenſchaftlichen Liebe. Alle waren bewegter Stimmung. Und ſo erſtaunte es niemand, daß Friedrich Merk ſich erhob, als Sibylle geendet hatte, an ſein Glas ſchlug, ſeine ſanfte, lebendige Stille unterbrach und ſagte: „Schweige, wer hier ſchweigen kann! Wir haben alle einen lieben, herrlichen Menſchen unter uns, ein gutes Kind! Eine junge Seele voll Zartheit und Güte, voll Wahrheit und Kraft. Ja, ich weiß es, was ich ſage. Wohl denen, die ſie tröſtet, wohl denen, die durch ſie glücklich werden!" — Er ſchlug wie Iſebies Sibylle in die Hände und rief: „Spiel', Guſt'l, ſpiel'! Denn zu dieſer Menſchenſeele gehört Muſik!"

Da klangen die ſüßen Geigentöne aus der Baumkrone wie träumender Vogelgeſang.

Der Glückliche wirſt wohl du ſelbſt ſein! dachten

die, die um die Tafel ſaßen, und ſtießen mit Friedrich Merk an.

Als er das Glas des ſeltſamen Mädchens berührte, ſagte er leiſe: „Das mußte geſagt ſein. Einer mußte es ſagen.“ Und er küßte ihr die Hand, und ſie ſah wie ratlos zu ihm hin und blickte auf die anderen ebenſo ratlos.

„Ja,“ meinte Marie Sibylle, die Mutter, lächelnd. „Ich glaub's, daß du dich wunderſt, daran ſind wir wirklich nicht gewöhnt, ſo gefeiert zu werden. Heut' aber haſt du es verdient, gutes Kind, — und ich fange an zu begreifen, daß du vielleicht wirklich Menſchen tröſten kannſt, daß in dir etwas liegt, was wir nicht wiſſen, und daß man dich wohl oder übel gewähren laſſen ſoll.“

Heinrich Eigenbrodt legte ſeine Hand in die ſeiner Frau. Es war das ſo ſeine ſtumme Art mit ihr übereinzuſtimmen.

Bei Mondenſchein ging man im hellen Schloßhof auf und nieder. Aus der Baumkrone drangen hin und wieder zarte Geigentöne.

Unter der Platane wurde die Tafel abgeräumt. Draußen vor dem Tor ſtand der Wagen, der Frau Mutter nach Hauſe führen ſollte.

Die übrigen gingen durch den nächtlichen geheimnisvollen Blumengarten über die tauigen Wieſen ihren Heimweg.

Friedrich Merk hielt ſich eine Weile neben Hans Zerzog.

„Mir iſt eigentümlich zumute,“ ſagte er zu dieſem. „Vor Jahren in allererſter Jugend lag ich krank an

einem leichten Lungenübel, das im Süden vollkommen geheilt wurde, an das ich nie wieder dachte; und heute erinnert mich mein ganzes Weſen an jene Zeit. Erinnerungen ſtehen auf: die Güte und Sorge meiner Mutter, die Seligkeit des Reiſens, der eigentümliche, nicht unangenehme Druck auf der Bruſt, oder was es war, es iſt mir alles gegenwärtig."

Bald hielt er ſich wieder zu Sibylle. Sie gingen ſchweigend nebeneinander her.

Dann fragte er ſie nach ihren Freunden. Sie erzählte ihm. Sie bat ihn um Rat, denn mehr und mehr zogen ſich bei Dohrns bedrohliche Wolken zuſammen. Er verſprach, zu raten und zu helfen, wie und wo er nur konnte. Und ſie freute ſich, ihnen einen treuen und ſo ganz verläßlichen Freund erworben zu haben.

„Sie ſuchen Hilfe für andere, — — doch daß Sie mir immer ſo ſchutzbedürftig erſcheinen," ſagte er, „verſtehe ich kaum. — Aber laſſen Sie mir dieſen Glauben! Mir iſt oft, als drohte Ihnen etwas und ich dürfte Ihnen helfen. Geben Sie mir Ihren Arm."

Sibylle tat, wie er wünſchte, und ſie gingen wieder ſchweigend.

„Seltſam," ſagte er, „mir iſt, als müßten Sie Sterbende tröſten können. Ich möchte nur Sie in meiner Nähe haben, wenn meine Seele ſich auf die große Reiſe macht, dann werden Sie und ich alt ſein. Ich älter wie Sie. Ich werde vor Ihnen ſterben; — aber wie es auch mit uns einmal ſein

wird, — werden Sie kommen — werden Sie da ſein?"

„Ja," ſagte das junge Mädchen. „Das hat aber noch lange — lange Zeit!"

Er lächelte. „Das Leben könnte ſo wundervoll ſein — ſo unausdenkbar ſchön!" Er war tiefbewegt. „Ich möchte Ihnen heute noch eins ſagen: Tun Sie doch den ſchönen Kopf des ſterbenden Alexander, den Dohrns Ihnen ſchenkten, von der Wand in Ihrem Zimmer. Er ſteht zu ſchwer auf dem Brett über dem kleinen Ruhebett. Tun Sie's noch heute abend. Ich verlaſſe mich darauf."

Sibylle verſprach es ihm.

So verabſchiedeten ſie ſich voneinander.

Marie Sibylle, die Mutter, brachte in dieſer Nacht ihr gutes Kind zu Bett, half ihr beim Ausziehen und plauderte mit ihr. Sie fühlte heute eine unendliche Liebe zu ihrem Mädchen und hätte es nicht verlaſſen können und hatte ſo recht das Gefühl: Dies junge, reiche Geſchöpf gehört dir. Wer weiß, wie lange noch, — nur dir! Sie war von den ſchweren, tiefen Chriſtusworten ihres Kindes, die es ſeinem Vater geſchrieben hatte, betroffen. Was für ein ſeltſames Geſchöpf! Welch ein ungekanntes Leben führte Iſebies. Sie wollte ihr näherkommen. Iſebies Sibyllens Feſt hatte die Mutter aufs tiefſte bewegt.

Während ſie miteinander plauderten, ſtieg Sibylle in ihrem Nachtkleid auf das kleine Ruhebett und hob

mit aller Anſtrengung den ſchweren Kopf des ſterbenden Alexander von dem großen dunklen Eichenbrett. Marie Sibylle half ihr und fragte: „Weshalb tuſt du das?“

„Ich hab' es verſprochen,“ ſagt das Mädchen. — — „Fühlſt du den leichten, kühlen Hauch?“

„Nein. Geh' zu Bett und deck' dich zu, du frierſt.“

Sibylle legt ſich. Nach einer Weile aber ſetzt ſie ſich aufrecht und ſagt: „Es iſt ein kühler Hauch hier, der mich immer trifft. — Gib mir ein Tuch.“

Sie legt ſich das Tuch um die Schulter und iſt ganz ſtill.

„So, iſt's nun gut?“ frägt Marie Sibylle.

„Nein. — — Es iſt ein kalter Hauch. Leg' mir noch etwas um.“

Die Mutter geht aus der Tür, und nach geraumer Weile bringt ſie eine weiche wollene Decke, in die ſie ihre Iſebies ganz einhüllt.

„Verlaß mich nicht, der Hauch dringt auch durch die Decke.“ Iſebies blickt angſtvoll.

„Du biſt krank,“ ſagt Marie Sibylle, die Mutter, beſorgt.

„Nein, gewiß nicht; aber geh nicht fort. Fühlſt du's nicht?“

Marie Sibylle legt ihre Hand auf Iſebieſens Wange, und auch ihr iſt es, als wenn ſie einen kühlen Hauch verſpürt. Ihr ſcheint's faſt ſo.

„Dieſer Hauch überſtrömt mich ganz und gar, — auch die Decke hilft nichts,“ ſagt das Mädchen.

„Die Tür iſt geſchloſſen, die Fenſter ſind zu, durch die Wände kann kein Hauch kommen in dieſer Sommernacht. Leg' dich jetzt und ſchlaf ein."

„Geh nicht fort."

Marie Sibylle bleibt bei ihrem Kind und ſetzt ſich, ſo müde ſie iſt, an den Tiſch und blätterte in einem Buche. Iſebies liegt ſtill und lang in ihre Decke gehüllt.

„Wie iſt's?" fragt Marie Sibylle.

„Es iſt dasſelbe," antwortet Iſebies. „Ich weiß nicht, mein Herz iſt mir ſo ſchwer, der Hauch macht mich trauriger und trauriger."

„Du biſt überreizt, haſt dich zu ſehr angeſtrengt."

„Nein — nein — Ich war ſo froh," ſagt Iſebies.

Wieder nach einer Weile fragt Marie Sibylle: „Wie iſt's?"

„Es iſt dasſelbe," antwortet Iſebies ganz leiſe, kaum hörbar. Marie Sibylle verläßt ihr Kind nicht, bis es eingeſchlafen iſt. Da ſchaut ſie nach ihm, — tiefe, regelmäßige Atemzüge; aber zwiſchen den im feſten Schlaf geſchloſſenen Lidern dringen Tränentropfen und rollten über die jungen Wangen. Für Marie Sibylle ein unvergeßlicher Eindruck. Dies ſtille, ſchlafentrückte Geſicht und die lebendigen Tränen.

Am Morgen erfuhr Marie Sibylle, die Mutter, erſchauernd, zuerſt von allen im Hauſe, daß Friedrich Merk plötzlich in der Nacht an einem Blutſturz ganz einſam in ſeiner Wohnung geſtorben ſei.

Bangenden zitternden Herzens ſtand ſie an Iſebieſens Tür und wagte nicht zu öffnen.

Sie hatte ihr nicht in das Herz geſehen; aber die ahnungsvollen Tränen, die tiefen ahnungsvollen Schauer ließen ſie alles befürchten.

Sie fand Iſebies ſchon wach. Das Fenſter ſtand offen und das Mädchen war damit beſchäftigt, Roſen, die ihr Friedrich Merk geſtern gepflückt, aus dem Waſchkrug zu nehmen und in ein Glas zu ordnen.

Als Iſebies Sibylle gehört, was ausgeſprochen werden mußte, ſagte ſie laut: „Der Glückliche!“ mit einem Ton, ſo tief aus innerſtem erſchauerndem Herzen; aber es war nicht der Schrei beraubter Liebe. Marie Sibylle ſtrich ihr über die Wange. Iſebies ſagte: „Wie gut, daß er mich heut' nacht zu finden wußte. Meine Seele hat ihn gewiß getröſtet, als ich ſchlief. Gewiß. — Ich war gewiß bei ihm.“

Marie Sibylle überrannen Schauer, als ſie Iſebies ſo gelaſſen von den geheimnisvollen Begebniſſen dieſer Nacht, die am Morgen ſchrecklich an Bedeutung gewonnen hatten, ſprechen hörte. Die heißen Tränen ihres ſchlafenden Kindes und das Sichverhüllen vor dem Todes- und Abſchiedshauch iſt Iſebieſens Mutter nie aus dem Gedächtnis geſchwunden. Eine ernſte, ſie tiefbewegende Erfahrung, daß wir über unſer Bewußtſein hinausleben, und ſie dankte Gott in ihrem Herzen, daß er ihr Kind vor einer tiefen, ſchmerzvollen Liebe bewahrt hatte.

Friedrich Merk war Iſebies lieb geweſen, vertraulich, heimiſch, und das plötzliche Verſinken, Fort-

gewiſchtſein dieſes lebendigen, guten Menſchen hatte ihr ein Fröſteln der Seele hinterlaſſen.

An einem Abend, als Sibylle zu Dohrns kam, befand ſie ſich in einer eigentümlichen traumhaften Stimmung. Der plötzliche Tod Friedrich Merks hatte ſie müde gemacht, eine Müdigkeit des Körpers und der Seele, die ſchon wochenlang ſchwer und drückend auf ihr lag. Kein Schmerz, kein Verlangen; aber ihre Kräfte hielten nicht ſtand. Der geheimnisvolle Abſchied, den ſie genommen, hatte ihr Weſen in den Grundtiefen erſchüttert. Die unbewußten Tränen, die Marie Sibylle ihr Kind hatte weinen ſehen, waren allzu ſchwer geweinte Tränen geweſen, in Erkenntniſſen und Gefühlen vergoſſen, die nicht im Bewußtſein hafteten, die anderen Sphären, anderen Zuſtänden des Lebens angehörten.

Müde und träumeriſch ſaß ſie allein im Dohrnſchen Salon, die gerauchten Zigaretten dufteten noch. Im Malachittintenfaß lagen die Bonbons, eine Pflanze mit roten kleinen Beeren ſtand im Licht der Lampe.

Eine rote Beere hing im Dunkel, wie eine kleine Welt. Sie ſchien zu ſchweben und trug einen Lichtſchimmer, wie unſere Erde im Sonnenlicht.

Sibylle ſchaute auf die kleine ſchwebende Welt im Dunkel des Raums.

Das Erdchen machte ſie traurig und ſchwermütig. Soviel Leid auf dieſer kleinen Welt mit ihrem Funken Sonnenſchein und ihrer verſchatteten

Nacht, im Dunkel ſchwebend. — Das Leben erſchien ihr ſchwer, — ſo unverhältnismäßig ſchwer und ſo lang, — ſo lang und dunkel. Das Jungſein war auch eine ſchmerzvolle Sache, eine Unruhe — ein Weltverlangen — ein Kraftgefühl — wohin damit? Was taten ſie alle damit? Nichts geſchah. Man ſaß und plauderte — und lachte, — und die Jungen weinten wohl auch hin und wieder. — Ruhig und vernünftig wurde man ſpäter, — dann kamen wieder andere daran, die plauderten und lachten — und hin und wieder wohl weinten. — Sibylle ſeufzte leiſe, da öffnete ſich die Türe, und Frau Dohrn trat ein — im fließenden grauen Gewande. Sie ging auf Sibylle zu, ſah aber an ihr vorüber.

Was ſieht ſie nur, dachte Sibylle und lächelte. Sie vergegenwärtigte ſich, daß Frau Dohrn oft ſo verloren blickend in das Zimmer trat, und Sibylle dachte: Sie hat geſchlafen. Sie ſchläft ſo zwiſchendurch. Das kam dem jungen Geſchöpf komiſch vor. Niemand bei ihr daheim ſchlief am Tag oder gar vor Schlafengehen. Auch Frau Mutter tat das nicht. Sie waren alle wach und hell daheim von früh bis in die Nacht.

„Herr Dohrn iſt fort," ſagte Frau Dohrn mit einer eigentümlichen Betonung, ohne auf Sibyllens Gruß zu achten.

Sibylle ſchaute auf.

„Fort," ſagte Frau Dohrn langſam — „fort."

„Verreiſt?" fragte Sibylle.

„Das nicht. Ausgegangen."

„Einfach ausgegangen?"

„Ja. Wenn Sie es einfach ausgegangen nennen?“ ſagte Frau Dohrn, immer noch in die Ferne blickend, in ſchwerer Betonung. — „Ja — ja, — Herr Dohrnchen!“

„Was iſt denn?“ fragte Sibylle etwas ungeduldig.

„Wer ausgeht, — iſt das immer ſo ganz ſicher, daß er wiederkommt?“

„Für gewöhnlich,“ meinte Sibylle, „iſt das wohl ſo. Sind Sie durch mich aus dem Schlaf geweckt worden?“

„Geſchlafen?“ wiederholte Frau Dohrn lächelnd. „Geträumt. — Geleſen, — wie Sie wollen, — auf meine Art geſchaffen.

Ich leſe ‚Das Leben der Kaiſerin Katharina von Rußland‘ — der Kaiſerin!“

Sibylle war es unbehaglich zumute. Fremd kam ihr dieſe Frau heute vor. Weſenlos. — Was war ihr denn?

„Intereſſieren Sie ſich für Katharina von Rußland?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ ſagte Sibylle.

„Nun, und?“ fragte Frau Dohrn wie geſpannt.

„Ich weiß nichts. Sie geht mich nichts an.“

„Nein, Sie wahrlich nicht!“ rief Frau Dohrn hell aus. „Mich aber, — mich! Blut von ihrem Blut! Geiſt von ihrem Geiſt!“

Wie ſie das ſagte! Träumte ſie? Welche Leidenſchaft im Blick!

„Ja — ja, Iſebieschen. — Verrückt bin ich nicht. —

Sie ſind gut eigenbrodtſch, ſo klug Sie ſind, und trotzdem ein Fünkchen Genie im Köpfchen ſpukt. Sie haben nie die Glut zu herrſchen im Blut geſpürt! Sie haben nie eine übermächtige Seele geſpürt, die hinaus, über alle hinaus will! — Und dieſe Armſeligkeit! Dieſe Fähnchen! Dies Glückchen und Unglückchen! Dies Sichwinden in Winzigkeit. Dieſe Sündchen und kleinen lauſigen Tugenden! — Ach, gehen Sie — ein Leben für ein Haustier! — Und Herr Dohrn? Ein prächtiger Menſch in ſeiner Art; — aber — aber: ein widerſtrebendes Inſtrument, um zu erreichen — weltabgewandt — ein Träumer — weltfremd — nie weltverbunden! — Eine gute Stunde — ein guter Gedanke — ein Plaudern iſt ihm genug. Genügſam wie ein Bernhardinerhund, verſunken wie ein Mönch! — Mit einem Freiheitsdrang wie ein Wilder! — Kann das bißchen Druck nicht ertragen, unter dem ungerechten Vertrag zu arbeiten — Hä! — Noch ein wenig aushalten und mit eiſerner Kraft wäre es erreicht, — wir könnten bei dem brillanten Gang auch unter dieſem Vertrag frei leben und atmen! — Aber nein! — Mit dem Kopf durch die Wand! Er läßt ſich nicht gefallen, ungerecht hier angebunden zu ſein! — Fort — er muß fort! Herrſchen aber heißt, über den Dingen ſtehen, auch über den zwingenden!

Ach, Iſebies! Der Mann, der mit mir ginge! — und alles läge uns zu Füßen. Auch als Dramatiker könnte er ſteigen und ſteigen! — Sie haben's miterlebt! — Talent die Fülle, — und voller Gleichgültigkeit. Er geruht es nicht aufzuheben, was

ihm zufällt. Hier nicht und dort nicht — nirgends!

Sie wiſſen nichts oder jämmerlich wenig von mir, Iſebies —. Glauben Sie mir, ſo als Geſpenſt auf Erden leben, als Geſpenſt mit heißem Verlangen, — eine Katharina oder Lady Macbeth ohne Körper: das iſt mein Los.

Wenn ich verſuchen wollte, mich in Sie zu ergießen, mein Wollen in Sie zu pflanzen, — würde ich eine ſchöne Müh' haben, mich geltend zu machen!

Und was durch eigene Kräfte herrlich würde, — wird mit fremden Kräften ein dünnes Spiel voll Widerſtreben.

Wir haben uns gezankt, und er iſt fort! — Spazieren gegangen, ſagen Sie. — Ich glaube auch, daß er ſpazieren gegangen iſt."

„Ich glaube auch." Sibylle ging in das Kinderzimmer und plauderte mit den guten Geſchöpfen, die voll Dank und Freude waren. Als ſie durch Frau Dohrns Schlafzimmer ging, ſah ſie das Buch liegen, in dem Frau Dohrn geleſen hatte.

Sibylle erzählte den Kindern eine Geſchichte, und Frau Dohrn kam und hörte zu, — hatte aber noch ganz verträumte, erregte Augen.

Alexander Dohrn trat ein und ſagte: „Gottlob, daß Sie da ſind!" Seine Stimme klang warm und lebendig wie noch nie.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, ſchwatzen Sie weiter. Es iſt ſo hübſch, tapfer, jung und dumm zu ſein. Wir wollen Bauern werden, ganz einfache Leute, — nur nicht ſich hetzen. Wer die Welt er-

kannt hat, iſt für die Welt verloren. Wenn Sie wüßten, wie tief das iſt! Wenn Sie wüßten, wie wundervoll das iſt. Welche Freiheit! Wenn wir für dieſe Welt verloren ſind, — welcher Gewinn!"

Am Morgen des nächſten Tages erhielt Sibylle von Frau Dohrn wieder ein graues dreieckiges Briefchen, eine Maus — wie Biwi ſagte —, und eine dicke Maus.

„Liebes, tapferes Mütterchen, — Sie waren geſtern verſtimmt. — Und mit Recht. — Sie kommen ins Haus, wie ein guter, freundlicher Geiſt — hilfsbereit — gut wie ein liebes Kind, und ich mache Ihnen mit dummem Zeug das Herz ſchwer.

Sie ſind ſo ganz Sie ſelbſt in jedem Wort, in jeder Gebärde, an Ihnen haftet nichts Fremdes. Sie ſind Ihrer Kräfte froh, Sie arbeiten ſo hübſch tapfer, wenn man Ihnen etwas zu tun gibt, ſei es was es ſei, ſo gehen Sie mit der ganzen Ehrlichkeit Ihrer Seele daran. Alles kommt aus Ihnen ſelbſt. Glauben Sie mir, ich weiß genau, was es uns bedeutet, daß Sie uns Tag für Tag helfen, und daß die Stimmung durch Sie ruhiger wird, der Mut manchmal wächſt, die Hoffnung um ſich greifen will, mit einem Wort, daß es uns erträglicher zu gehen ſcheint.

Sagen Sie, weshalb greif' ich ſo nach Ihnen? Weshalb fehlen Sie mir ſo?

Sie haben mich geſtern nicht verſtehen können. Ich bin ein armes Geſpenſt ohne Hände, — und ich

verlange nach den Armen anderer, ich verlange nach der Wärme anderer.

Glauben Sie, — ich kann zu ihm ſagen, was ich will? Mir fehlt der Mund, mir fehlt die Sprache. Ich kenne eine traurige Geſchichte von einem armen Geiſtchen, das gar zu gern Wäſche aufgehängt hätte. — ‚Ach, du Liebe,‘ ſprach es unhörbar wieder und wieder zur Dienſtmagd. ‚Häng’ die Wäſch’ mit mir auf. Kehr’ die Stube mit mir aus, gib mir deine Hände.‘ Die Magd hörte es nicht, konnte es nicht hören.

Unendlich reich bin ich und unendlich arm, lechzend nach Ausdruck meiner Seele. Ein Dichter iſt in mir, ohne Form, eine Königin ohne Macht.

Und Ihr alle ſeid Hände und Füße und Herzen und Kräfte, die davonlaufen. Ich ſtehe immer allein, ungehört wie das Geſpenſt bei der Dienſtmagd.

Ich laſſe Sie lachen, Iſebies, weil ich nicht lachen kann. Ich bitte um Ihre Hilfe, weil ich nicht helfen kann. Ich halte Sie am Schnürchen, — aber Sie entwiſchen mir. In meiner Ohnmacht habe ich geſtern geſagt: Er könnt’ bleiben, wenn er wollte, er könnte die Ungerechtigkeit ertragen, wenn er wollte. Heut’ ſage ich: Nein — nein — nein! Ich hab’ ihm unrecht getan. Er kann’s nicht tragen und er darf’s nicht! Eins käme zum andern. — Jetzt kann er Neues beginnen. Jetzt muß es geſchehn! Jetzt oder nie, — er hat recht! Heut’ oder Untergang! Er hat recht. — Ach, welch eine Seele bin ich denn? Woher ſtamme ich? — Was tue ich? — An was vergreif’ ich mich? — Fort — fort — fort! Welch

einen Abend verlebten wir, als Sie gegangen waren, — kommen Sie! Vertrauen Sie mir ganz. — Wiſſen Sie, was Sie uns ſind? Nein. Die Kinder ſagen: Der Engel — Wo bleibt der Engel? Die Großen fragen: Wo bleibt ſie, — wo bleibt die gute Lebensquelle, — und ich für mich ganz allein ſage: Wo bleibt meine Hand, — wo bleibt mein Mund, — wo bleibt mein Lachen?

Eliſe."

Doch ein ſonderbarer Brief, dachte das Mädchen. — Es war Sibylle, als wenn ſich Spinnengewebe um ſie legten, um ihr Denken und Fühlen, etwas Zartes, Feſſelndes, Unentrinnbares ſchien ſie zu umgeben. Wer iſt eigentlich Eliſe Dohrn? — Niemandem gleicht ſie, dachte Sibylle, verſtehe ich ſie? Verſteht ſie ſich ſelbſt? Dieſe Schleier, mit denen ſie ſich umgibt, dieſe ſeltſamen Schleierkleider, — und dieſe ſeltſamen Augen? Dies Träumen und Verſinken, — und dieſes Stahlharte in ihr.

Die ſonderbare Begierde nach Macht und Herrſchen. Wie ihr die Augen kalt, faſt grauſam leuchteten! „Dieſe Sündchen und kleinen lauſigen Tugenden," hatte ſie geſagt. — Was ging in ihr vor? Was ſollte das heißen?

Sibylle fühlte ſich von Fremdartigem umgeben. Von einem Weſen beeinflußt, das ſie nicht kannte, und das ihr dennoch ſo lieb war, — ſo nah — faſt heimiſch.

„Beſchreib' mir mal deine Frau Dohrn," hatte die liebe Frau Mutter ſie neulich gebeten.

Iſebies Sibylle hatte ſie ihr nicht beſchreiben können, auf keine Weiſe.

„Iſt ſie gut?" hatte die alte zarte Frau endlich gefragt.

„Gut? Ja, ſie iſt gut, — aber — das iſt nicht die Hauptſache bei ihr. — Du biſt gut, — und mit dir iſt ſie nicht zu vergleichen."

„Iſt ſie beſonders klug?"

„Beſonders klug, — ja," hatte Sibylle geantwortet. „Aber eigentlich nicht einfach klug ſo wie du. Sie iſt nicht mit dir zu vergleichen."

„Iſt ſie denn heiter und luſtig?"

„Ja," ſagte Sibylle, „das ſchon; aber nicht von ſelbſt ſo wie du."

„Nun, was iſt ſie denn dann für ein ſonderbares Weſen? Ich bin ein einfacher, demütiger Menſch. Iſt ſie denn nicht einfach und demütig wie wir Menſchen ſein ſollen?"

„Nein, das iſt ſie nicht," hatte Sibylle geantwortet. „Ich weiß es nicht. Vielleicht iſt ſie es."

„Aber weshalb liebſt du ſie denn? Man muß wiſſen, weshalb man einen Menſchen liebt."

„Ich liebe ſie, weil ich ſie liebe, Gomelchen. Sie iſt ſo lebendig. Sie hat mir's angetan."

„Lebendig?" fragte die Frau Mutter. „Und hat dir's angetan? Da kann ich mir nichts dabei vorſtellen. Und er?"

„Er iſt vor allen Dingen gut; aber ein närriſcher Kerl würdeſt du ſagen, Gomelchen.“

„Wenn er nur gut iſt, da mag alles hingehen. Nun, und klug?“

„Er iſt nun wieder ureinfach klug. — Für ihn gibt es nur ganz große Begriffe, die ſtehen wie Rieſenklötze da, und das Kleine, das, was uns allen ſo wichtig erſcheint, gibt's für ihn gar nicht. Deshalb nenne ich ihn einen närriſchen Kerl. Er ſtolpert über kleine Steine, wenn er von einem Felsblock zum andern ſpringt. Für ihn gibt es das Alltägliche nicht.“

„Das iſt ungemütlich,“ ſagte Frau Mutter.

„Ja, ungemütlich ſchon manchmal; aber er iſt wie ein Kind. Er freut ſich an einem Gedanken, der ſtimmt, ſo in ſich hinein, wie man ſich als Kind über etwas freut. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſich ſo über einen Gedanken vergeſſen kann, ſo ganz weltvergeſſen kann er ſein, und es ſind immer Gedanken, die das Geheimnis der Welt heller machen über Gut und Bös und ſolche Urdinge.“

„Das freut dich?“ fragte die liebe Frau lächelnd.

„Ja, das freut mich. Ich höre ihm gern zu. Seine Gleichgültigkeit der Welt gegenüber würde mich nicht freuen, wenn ich ſeine Frau wäre; aber ſo freut ſie mich. Ich muß oft lachen und glaube, daß er viele Dummheiten macht und die Leute ärgert. Er ſagt zu den Allerungeſchickteſten die weiſeſten Sachen, doch kann man, wenn man will, viel von ihm haben.

Er lädt die fremdeſten Leute auf der Straße

ein, wenn ſie ihm gefallen, und ſchleppt ſie zu ſich hinauf und fragt ſie aus und verſucht, ob ſie ihn verſtehen. Und wenn ſo ein Menſch ihn nicht verſteht, läßt er ihn wieder forthüpfen, wie ein Kind einen Froſch forthüpfen läßt, den es ſatt hat, der es langweilt, und dann ſagt er noch irgendeinen Unſinn, den er dem Froſch mit auf den Weg gibt. Er verſteht es, ſich Feinde zu machen. Ich wollte, er wäre in ſolchen Dingen anders."

„So gefällt er dir beſſer wie ſie?"

„Das kann ich nicht ſagen," hatte Iſebies Sibylle geantwortet. „Ich liebe ſie mehr; aber das Gute, das ich dort finde, finde ich mehr bei ihm."

„Und wenn ſie beide nun nicht einfach ſchlechtweg klug und ſchlechtweg gut ſind, wer beſorgt denn das bei ihnen?"

„Gomelchen, ich glaube ich! Ich glaube, darum lieben ſie mich ſo!"

„Ei du lieber Gott," ſagte Gomelchen, „da haben ſie aber doch wieder einen närriſchen Kerl erwiſcht."

„Freilich, liebes Frauchen; aber ich bin doch ganz, ganz anders wie ſie, ſo viel einfacher. Sie ſind beide wie aus dem Neſt gefallen, und ich war doch in einer hübſchen, guten, lieben Kinderſtube, bin Mutters Tochter und deine Enkelin. Ich räume oft bei ihnen auf, lege die Bücher zurück, ſammle die Bonbons, die in der Stube herumliegen, räume überhaupt auf, ſtäube ab, während wir uns unterhalten — mein Staubtuch liegt immer bereit —, mache ihnen Mut, wenn ſie alle Hoffnung verloren

haben, erzähle ihnen dummes Zeug, bringe ſie zum Lachen, habe ihnen auch den Samowar in Ordnung gebracht und Imogens Schulbücher, gegen die die unſeren wahre Aktenſtücke ſind, — und habe es ſogar dahingebracht, daß ſie das Sofa neu überziehen ließen.

Ich ſage ihm auch manchmal, er ſoll nicht ſo dumme, wildfremde Leute ins Haus bringen, die nachher nur klatſchen.

Die Menſchen ſind doch wie die Pflanzen, man kann ſie nicht ſo mitten in der Blüte, wenn ſie einem gerade gefallen, herausreißen und irgendwo bei ſich einpflanzen. Er meint, das geht alles.

Es fehlt dort eben ein ganz ſimpler Menſch, der ſich der Dinge annimmt. Mit einem wirklich ganz ſimpeln Menſchen aber könnten ſie nichts machen, der würde bei ihnen herumſtehen wie eine große Kiſte im Salon.

Siehſt du, Gomelchen, ſo iſt unſere Freundſchaft etwa. — Nur habe ich nicht geſagt, was ich dort bekomme. Ich lerne von ihm arbeiten und denken, — was in mir Gutes geworden iſt, iſt durch ihn geworden."

So etwa war das Geſpräch zwiſchen Frau Mutter und Iſebies Sibylle geweſen, und an dieſes Geſpräch dachte ſie, als ſie Frau Dohrns ſonderbaren Brief geleſen. Es war ihr ein Troſt, daß ſie Gomelchen alles ſo ungefähr hatte einfach erzählen können, wie es zwiſchen ihr und Dohrns ſtand.

Zeit verging. — Bei Eigenbrodts lebten sie in Behagen und bei Dohrns in Unruhe, — in schwüler Luft vor einem Gewitter. Und das Gewitter hing am Himmel. Tapfer stand die kleine Frau unter den dunkeln Wolken. Sibylle hatte den Eindruck, als wäre die zarte Person aus Stahl. Ein lebhafter, anstrengender Verkehr mit Rechtsanwälten, mit Sachverständigen wurde unermüdlich fortgesetzt.

Heinrich Eigenbrodt sah die Sorge seines Kindes um ihre Freunde und fragte Sibylle, was etwa zu tun sei, ob dieser oder jener seiner Freunde eingreifen könnte. Er wäre bereit, dies zu versuchen. Er trug ihr kurz und gemessen auf, Dohrns zu fragen, ob ihnen mit dem Rat dieser oder jener Persönlichkeit gedient sein könnte.

Sibylle war von der Güte ihres Vaters tief bewegt. Sie wußte, wie wenig noch immer der Verkehr nach seinem Sinne war, trotzdem sich alles friedlich und unauffälliger geregelt hatte. Sie fühlte seinen Kummer, sein Widerstreben gerade bei diesem Entgegenkommen deutlicher wie je, empfand das Unrecht, das sie an ihm tat, in Hilflosigkeit und Verwirrung.

Sie konnte ihm für seine Güte kaum danken und schrieb sogleich an Dohrns von ihres Vaters Bereitwilligkeit zu helfen. Es war ihr unmöglich, diese gute Botschaft ihnen selbst zu überbringen.

Frau Dohrn schrieb ihr zurück: „Sorgen Sie sich nicht zu sehr um uns, gute Isebies. Wir hoffen,

daß eine Krankheit, denn die iſt am meiſten zu fürchten, uns nicht überwältigt.

Wir bleiben für jede Freundlichkeit tief dankbar. Sagen Sie das Ihrem Vater. Ich überlege, was helfen könnte; zunächſt Ihre Gegenwart, die uns beide aufrichten, vielleicht vor Krankheit retten würde.

Das iſt das Gewiſſe.

Vier bis fünf Tage ſind jetzt unberechenbar, und Sie ſchreiben von einer kurzen Reiſe, die Sie unternehmen wollen. Das andere aber, die Hoffnung darauf zu ſetzen, daß irgend jemand durch eine Beurteilung der Sache etwas für uns tun könne, — iſt ungewiß, — ganz ungewiß und wahrſcheinlich zu ſpät.

Das einzige, was die Bank noch abhalten könnte, uns völlig auszunutzen, — wäre die Öffentlichkeit. Herr Dohrn muß einen Vergleich eingehen, um keinen Prozeß zu riskieren. Wir erwarten heute, jeden Tag, einen Delegierten der Bank.

Liebe Iſebies, mißverſtehen Sie uns nicht, wir ſind tief dankbar für jede Mithilfe; — aber ein Urteil in der Sache würde ſo gut wie nichts helfen, denn die Bank iſt dem Buchſtaben des Vertrags nach im Recht. Selbſt wenn eine höchſte Autorität dem Sinne des Vertrags nach uns recht gäbe, ſo würden wir, um einen jahrelangen Prozeß zu vermeiden, uns vergleichen müſſen.

Dem Sinne nach und der Verabredung des Vertrags nach haben wir vor jedem redlich denkenden Menſchen unzweideutig recht.

Sagen Sie das Ihrem Herrn Papa und danken Sie ihm in unſerm Namen."

Sibylle hatte in der Unruhe ihres Herzens geſchrieben, daß ſie ein paar Tage zu ihrer Schweſter Biwi reiſen müßte. Sie war von der Güte ihres Vaters ſo beſtürzt, daß ſie ihm dies Opfer bringen wollte. Sie wollte ihm etwas Gutes tun. Wenn Dohrns ſie nicht jetzt ſo nötig gehabt hätten, ſie wäre nicht wieder zu ihnen gekommen, ſo ſehr ſie an ihnen hing.

In Sibyllens Herzen wehten die Gefühle wie die Winde in einem Kornfeld von Oſten nach Weſten, von Weſten nach Oſten. So nur reift das Korn; aber die Unruhe der Seele iſt ſchwer zu tragen, und zu viel Wind und zu viel Unruhe ſind für Korn und Seele nicht gut. Windſtille, warme Sommertage müſſen kommen.

Sibylle und Alexander Dohrn waren zwei gute Kameraden geworden, voll Vertrauens zueinander.

Frau Dohrn ſagte: „Ihr ſteht einander gut."

Es war ihr, wie es ſchien, angenehm, wenn Sibylle ihre Arbeit brachte und ihn um Rat fragte und ſie ſtundenlang miteinander berieten und plauderten.

Frau Dohrn fühlte, wie er dann Vergeſſen trank, wie er ein natürliches, ruhiges Leben lebte und alles Schwere für Stunden im Hauſe verſank.

In dieſer Zeit fielen Sibyllens erſte Erfolge,

und ganz wunderliche Erfolge, an die niemand gedacht hatte. Des seltsamen Geschöpfes Art zu schreiben gefiel, ja verwunderte manchen, ihr lebendiges Herz hatte den Zauber, sich mitteilen zu können, sich begreiflich machen zu können, den unerklärlichen Zauber, der wie eine Zauberformel an den Worten haftet. Welches Erstaunen bei Eigenbrodts!

Es wurde über Isebies Sibylle in den Zeitungen geschrieben. Ganz vernünftige Männer gaben sich die Mühe, spaltenlang über das, was Isebies sich ausgedacht hatte, zu schreiben, lobten und tadelten.

Und alle daheim fragten sich: „Woher hat sie das alles? — Woher kennt sie den Tod, das Leid, die Liebe und das Alter? Wieso sind die Erfahrungen mit ihr geboren?“

Frau Mutter streichelte sie zärtlich, als sie zum ersten Male gelesen, was ein bekannter und berühmter Schriftsteller über Isebies schrieb. Tränen standen in Frau Mutters Augen, und sie sagte: „Du armes Kind. Ich kannte und liebte dich, als du ein Püppchen warst und in deinen Kissen lagst.“

Marie Sibylle war es angst und bange.

Heinrich Eigenbrodt aber hatte unverhohlene Freude.

Die zarte Weltdame wußte nicht, was sie dazu sagen solle, sie rümpfte die kleine Nase. Es war ein wenig Mißachtung ihrem Befremden beigemischt. Biwi, die Verheiratete, war voller Freude.

Isebies aber erschien den Ihrigen etwas entrückt zu sein.

Sie ſelbſt behandelte die Sache faſt gleichgültig. Nur an dem Abend, als ſie mit einer vorzüglichen Beſprechung ihrer Arbeit zu Dohrns ging, blickte ſie freudigen Herzens zum dunkeln Herbſthimmel hinauf, und der war ausgeſtirnt, über und über geſtirnt, ſo ſchön und ſtrahlend, zum Sterben geheimnisvoll. Da durchfuhr ſie ein Schauer, und ſie dachte über ſich nach und dachte über alles nach, was ſich mit ihr begeben hatte, und eine Andacht ſondergleichen erfüllte ihr Herz; Tränen traten ihr in die Augen, und ſie ſtand unter den noch dichtbelaubten Bäumen vor dem Haus, die den ſcharf herbſtlichen Duft ausſtrömten, ganz ſtill ...

Ihre Seele war ſo weit, und es war ihr, als wäre ſie ein Königskind aus einem uralten Märchen, — ein ſtarkes glückliches Königskind, mit einer Krone, und ein ſeliges Gefühl von Macht und Seligkeit bewegte ſie. Niemand kannte dieſe heilige große Stunde. Sie konnte ins Grenzenloſe hineinempfinden, niemand lächelte, und ſie ſelbſt wußte im Augenblick nichts von Vielheit, Kleinheit, Größe und Maß.

Sie ſtand unter dem geſtirnten Himmel — eine glückliche Seele.

Dann ging ſie, als berührten ihre Füße den Boden nicht, zu ihren Freunden.

Sie traf Alexander Dohrn allein daheim.

„Nun, was iſt's?" fragte er und ſchaute groß auf, als ſie eintrat. „Schön ſind Sie, Iſebies, heute!"

Sie reichte ihm ſtumm das Blatt.

Er las.

„Welche Freude!“ ſagte er. — „Daß ſie dem guten Iſebies nichts tun!“

Sein Geſicht ſtrahlte.

„Schauen Sie! Schauen Sie, was ſie da ſchreiben, — die Eſel! Reingefallen! Verſtrickt! — Na!“

Iſebies lachte.

„Ich freue mich,“ ſagte er. „Es hätte auch anders ſein können. Sie hätten über die ſchauder[illegible]n Sätze die liebe ſüße Seele eigentlich umrennen [illegible]en, wie ſich's gehört, — und die Sätze ſind gar nicht ſo ſchlimm, Iſebies. Ihr Weſen dringt wenigſtens durch! — Auch durch Druckerſchwärze! Aber, aber, wenn die meine Heimatſeele kennen würden! wie ich ſie kenne! wie ſie jetzt die Türe öffnete und hereintrat, und alle Unruhe und Sorge und Schererei iſt fort, — und das Lachen iſt da, das Glück! — Iſebies!“

Er war auf ſie zugetreten und hielt ihre beiden Hände in den ſeinen — feſt — feſt.

Iſebies ſah in ihr fremde Augen, in Augen, die ſie ſo anders anblickten wie ſonſt. Sie erſchrak, als hätte ſich der Boden vor ihr aufgetan.

„Iſebies,“ ſagte er, „— ich weiß nicht, was ich ſage — Gott verzeih' mir's, Gott ſchütze mich und Sie! — — Iſebies! —“ Es war wie ein Aufſchrei. — „Sie ſind mir über alles lieb!“

Verwirrung überkam ſie. Unmöglichkeit war möglich! Ihr Freund, ihr guter Freund, dem ſie ſo

ganz vertraute, der ihr so heimisch war, — so nah, — so gut, — den sie verehrte, dessen tiefe, ehrliche Seele sie liebte! — Entsetzlich! — Was hatte sie getan? —

Er hatte sich auf das Sofa geworfen und das Gesicht in die Hände verborgen. — Sie hörte sich jetzt selbst sprechen. — Es klang ganz, als wenn eine Stimme zu einem kranken Kind sprach.

„Seien Sie ruhig, — das vergeht, — — das vergeht. — — Sie haben so viel Sorgen. — Sie nehmen die Dinge so schwer."

Er lächelte schmerzvoll, als er aufschaute.

„Ich hab' meine Heimat gefunden, was meinen Sie? Heimweh ist für den einen überwindbar, — für den andern . . .?"

Sie schwiegen beide.

Isebies verstand diese Stunde nicht. Es war alles außerhalb ihr und erschreckte sie wie eine Geistererscheinung.

Unmöglich — Unmöglich!

Es war ihr, als müsse sie ihn von diesem Unglück, diesem Bann befreien.

„Denken Sie, denken Sie," sagte sie bebend, „an alles, an Frau Dohrn, an die Kinder, wie lieb alle Sie haben."

„Ich denke an alles, — ich weiß alles," — sagte er und faßte nach ihrer Hand und küßte sie in selbstvergessener Leidenschaft.

Sie wollte ihm die Hand entreißen, wie sie es jedem andern Mann gegenüber getan hätte; aber es

war etwas in ihr, was sie hinderte, schroff und empört zu sein.

Seine Seele war ihr lieb und heilig.

Sie hatte so Wundervolles in ihm erkannt.

„Weh will ich Ihnen nicht tun. Gott behüte mich davor. — Sie sehen selbst alles klar," sagte sie kaum hörbar.

„Ich sehe alles klar zum Verzweifeln," war die Antwort, und er drückte ihr einen Kuß auf die Lippen.

„Frau Dohrn kommt zurück," sagte er in einer Betonung, die Sibylle die Seele erschütterte.

In welch einem Unheil fühlte sie sich stehen.

Frau Dohrn trat ein.

Wie die Dinge geschehn, — — dachte Sibylle voll dunkeln Staunens.

„Nun, da ist sie ja!" rief Frau Dohrn. „Da ist die Hoffnung und das Lachen!"

Frau Dohrn brachte Bonbons mit und schüttete sie auf dem Tisch aus.

„Heidi," sagte sie, „bei Dohrns geht's auf und nieder." Sie war bei dem Rechtsanwalt gewesen. „Martin hat heut zum erstenmal eine Auffassung, aus der sich Hoffnung schöpfen läßt. Wer weiß, es wäre sogar mit einem Prozeß zu wagen."

„Nie," sagte Alexander Dohrn schroff.

„Ich wag' es!" sagte die Frau fest. „Wie oft hat's mich verlangt, einmal statt einem Kommerzienrat oder sonst einem Ehrenmann einem echten, rechten Löwen gegenüberzustehen. — Macht um Macht! — Mut um Mut, ohne alle Redensarten. Mein Blick

iſt nicht ſchlecht, dünkt mich; — ſo eine Beſtie, — ob ſie ſich nicht davor zuſammenkauert!"

Katharina von Rußland, dachte Sibylle wie im Traum.

„Ich bin ganz friſch von dem Gedanken geworden. — Ein Prozeß! Weshalb nicht? Kampf — Leben! Mir iſt's recht! Druck ertrag' ich nicht; aber Kampf! — Um mein Recht kämpft' ich bis aufs Blut, und wiederum mein Recht könnte ich mit dem Fuß von mir ſtoßen mit Leichtigkeit — Leben! Und erhöhtes Leben! Heiliger Gott!"

„Darum Bonbons," ſagte Alexander Dohrn trocken.

„Bonbons ſtatt anderer Taumel und Senſationen. — Ja! Bonbons!" Sie lächelte.

„Wir müſſen nach Leipzig, meinte Martin, und dorthin ſoll der Delegierte von der Bank kommen, um mit uns zu verhandeln. Martin hatte heute ſeinen hellen Tag. Ich bin ganz mutig geworden."

„Ich muß gehen," ſagte Sibylle.

„Da geht ſie, wenn Dohrns ein wenig obenauf ſind!" rief Frau Dohrn.

„Sind ſie es denn?" fragte er verſonnen.

„Sie ſind's!" ſagte die Frau. — „Mir iſt's, als ſpürte ich neues Leben." —

„Sibylle hat ihre erſte Beſprechung gebracht." Er wollte Sibylle aufhalten.

Sie antwortete: „Die laſſe ich hier. Ich bin müde."

Frau Dohrn brachte Sibylle an die Treppe und fragte: „Herr Dohrn war mißgeſtimmt, ſchien mir, —

und die Beſprechungen ſind gut? — Ja? Sehen Sie, es kommt alles. — Wann machen wir ein Freudenfeſt?"

Als Sibylle auf der Straße war, verſagten ihr die Füße. Sie ging ermattet. Wie ſchwer war die leichte Seele, die eben noch in Glückſeligkeiten unter dem ausgeſtirnten Himmel geſtanden hatte, vom Schickſal beladen worden.

Sie konnte nur mühſam und gebeugt gehen.

In ihr liebes Heimathaus trat ſie wie eine Fremde ein.

Ach, das war nicht auszudenken, was ſie erlebt hatte!

Sie ging ſchlafen, ſo früh es noch war, und ſchlief ſofort ein vor Erſchöpfung. Es war ein tiefer, tiefer Schlaf, wie ihn die ganz Erſchöpften ſchlafen.

„Schlaf nur," hatte ihr Gomelchen geſagt. „Ich will den andern ſagen, daß dich deine Freude müde gemacht hat."

Früh war Sibylle auf. Fort — fort! dachte ſie. Sie ſetzte ſich noch im Nachthemd an ihren Schreibtiſch und ſchrieb einen Brief an Frau Dohrn.

„Gut, daß es beſſer geht, gut, daß Hoffnung aufſteigt, ſo kann ich Sie ruhiger auf ein paar Tage verlaſſen. Ich fühle mich krank. Ich bin ſo erregt. Es iſt zu viel für mich: Mein Daheim, Sie lieben Menſchen, — meine Arbeit. — Mich ſchwindelt!

Seien Sie nicht ſo gut mit mir! Wir müſſen

uns fremder werden, dann erſt, meine ich, kann ich wieder an Leben denken.

Wenn ich zurückkomme, reden Sie mir nicht zu, ſo oft zu kommen —. Wenn wir uns fremder ſind, ſtehe ich Ihnen ruhiger gegenüber und kann beſſer helfen.

Ich muß mir irgendein Bild von meinem Leben machen, ich will nicht mehr ſo verworren leben wie jetzt. Ich tue meine Pflicht daheim nicht. Ich betrübe. — Ich verdunkle die Freude und den ſchönen Frieden im Haus. Bei uns iſt immer Freude und Friede, — und ich ſtöre. Denken Sie auch mit mir? Seien Sie fremder gegen mich und nicht ſo gut, — ſo himmliſch gut wie Sie ſind!

Sagen Sie mir nicht, daß Sie mich notwendig brauchen, das iſt mir jetzt kein Troſt, — ich erſchrecke davor.

Sie ſchreiben und ſprechen zu mir wie zu jemand, der volles Leben in ſich hat. Ich fühle, wie ich Tag für Tag über meine Kräfte lebe. Meine Seele iſt nicht ruhig. Ich lade Schuld auf mich mit meinem Verhalten zu Hauſe.

Vielleicht wird alles wieder beſſer; aber kranken Kindern muß man den Willen tun."

Sibylle bat noch in aller Frühe ihre Mutter, daß ſie zu ihren Pfarrersleuten reiſen dürfte.

Wie gerne wurde ihr das gewährt.

Marie Sibylle, die Mutter, freute ſich, daß ihr Kind ſo an den prächtigen Leuten hing, daß ſie ihnen ihr Glück ſelbſt mitteilen wollte.

So packte Sibylle eilig ihr Köfferchen und fuhr wie ein Dieb in der Nacht mit klopfendem Herzen in das liebe Neſt, nahe bei Jena, in dem ſie ſicher war, herzlich und voller Güte empfangen zu werden.

Sie mußte eine Strecke vom jenaer Bahnhof aus zu Fuße gehen. Die ſchönen fremdartigen Berge, die einzig ſind in Deutſchland mit ihren Weingärten und ihren ſcharf abfallenden Flanken, ihren großzügigen Formen und Hochebenen, waren von der Herbſtſonne beſtrahlt und ſchwammen im Licht, wie Inſeln in einem Lichtduftmeer. Die Wälder am Fuße der Berge, an den Nord- und Weſtſeiten waren ſchon bunt gefärbt.

Sibylle tauchte unruhigen Herzens unter in dieſer leuchtenden Herrlichkeit. Wie gut, daß ihre lieben Pfarrersleute ſo weltabgeſchieden wohnten, daß man zu ihnen auf weichen, lebensvollen Wegen gehen konnte, über Raſen mit Herbſtzeitloſen, den vornehmen, kalten Blumen, über elaſtiſche Pfade auf dicken Schichten von Tannennadeln, über geſtorbenes purpurbraunes Buchenlaub, auf das ſterbend neues Laub niederregnete voll farbiger Glut, in der die Blätter ſterben.

Was für eine Welt war das, in der Tod und Leid im Farbenrauſch flammte. Durch die Bäume ging Todes- und Leidesahnen in feurigen Strömen. Die heiligen Bäume lebten ihr geheimnisvolles Leben, das uns ſo nah und fern, ſo unbegreiflich, ſo hoheitsvoll iſt, das Leben ſtiller, ruhigerer, vornehmerer Weſen, wie wir es ſind, zu denen aus unſerem Herzen kein Troſt dringt, kein Mitfühlen, die aber uns mit

Ruhe und ſtiller Freude und guter Erdenſeligkeit überſchütten, die uns mit ihren ſtarken Armen überwölben, ſchützen, bergen wie Götter, die wir aus innerſter Herzensregung anbeten, zu denen von jeher, ſolange Menſch und Tier unter ihnen wandeln, Gebete aufgeſtiegen ſind, unter deren Kronen Herzen ruhiger ſchlugen.

Auch Iſebies Sibylle ging unter dieſen Kronen geſänftigter, weniger erſchreckt, weniger verworren.

Und als das liebe Haus und Dorf der Pfarrersleute vor ihr lag, floſſen die Blutwellen wieder natürlicher, — ſie ſchien wie aus den Händen guter Weſen entlaſſen.

Das Haus im Schutze breiter Nußbäume lag wie eine Heimat vor ihr im freundlichen, ſanften Tal.

Sie ſah im Garten, in dem die Herbſtblumen glühten, den Pfarrer und Dichter graben und arbeiten. Die Malven nickten über den Zaun, und die mächtigen Sonnenblumen leuchteten wie Geſtirne, und die Pracht der Aſtern lohte, und das Herbſtvögelchen ſang. Eigenbrodts nannten es das Herbſtvögelchen. „Gütſchü — be, Gütſchü — be.“ Es ſang ſo kriſtallhell in die klare Herbſtluft hinein, ſo wehmütig-ſelig, wie eine Seele, die es ſchön findet und wohl zu ſterben. Es ſang vom ſüßen Tod der Natur, vom ſeligen Hinſterben, von Herbſtfrieden, von den letzten Dingen.

Der alte Mann mit dem tapfern Geſicht lächelte bei ſeiner Gartenarbeit und beim Geſang des Vögelchens und hob den Kopf und ſah Sibylle am Zaune ſtehen.

„Mein Kind!“ rief er. „Mein gutes, liebes Kind!“ Und warf das Grabscheit beiseite. „Ja, daß dich! Wie kommst du daher?“

Er streckte ihr die Hände entgegen, und über den Zaun zwischen den hohen blühenden Malven küßte er sein Kind auf die Stirn und rief seine Frau.

Er gedachte nicht seiner erdigen Hände und strich ihr übers Haar und sagte nur, als er's bemerkte: „'s ist liebe, gute Erde, — unser aller Heimat. — Nun lauf, mein liebes Herz, und komm zum Gartentürchen rein.“

Da kam auch schon die Frau Pfarrerin, mit den braunen Samtaugen, die wie zwei dunkle Stiefmütterchen blühten, mit dem leichtergrauten welligen Scheitel, dem lachenden, frischen Mund, der ehrlichen Schürze und den liebevollen Händen. Und der Pfarrerin warf sich Sibylle in die Arme und umschlang sie und küßte sie. Da atmete Sibylle Vanille ein, den würzigen Duft von Zitronat und Rosinen und warmen Mehlhauch. Die Pfarrerin hatte natürlich Kuchen gebacken.

Sie tat lauter wundervolle Dinge, die lachende Frau mit den blühenden dunkeln Augen; Kuchen backen, Blumen säen, Blumen pflücken, Kinder und Mütter trösten, warme Strümpfe stricken, Früchte liebevoll behandeln, ihre warme Katze streicheln. Ihre klugen Hände nähten blütenweiße neue und alte Wäsche, räumten zärtlich in den Zimmern und der blanken Küche.

Sibylle wurde bewillkommnet wie das Kind vom Hause.

„Iſt's doch, als hätte mein Herz davon gewußt," ſagte die Pfarrerin froh; „als ich aufſtand, war's mir, als flüſterte mein Schutzengel mir zu: ‚Back' einen Kuchen'."

„Das flüſtert dein Schutzengel oft," meinte der Pfarrer.

„Und zwar einen Mohnkuchen," ſagte die Pfarrerin lachend. „Den beſten von allen."

Dies Haus mit ſeinen Menſchen war ein echtes, rechtes Friedensneſt.

Menſchen, die durch die Wandlungen des Lebens gegangen waren, hatten hier die Lebensruhe gefunden, ihren Gott, ihr Jenſeits und Diesſeits, und was bei unruhigen Naturen zu Unliebenswürdigkeit, Erregtheit, Mißgunſt, Übellaunigkeit und Friedloſigkeit wird, all dieſe unverbrauchten Kräfte waren hier zu Blumenflor, Kuchen und Sträußen geworden.

Es gibt gar viele Welten hier auf Erden, dieſe aber war eine der ſchönſten, kindlichſten, abgeſchloſſenſten und kraftvollſten.

Verwirrnis lag weit draußen in der Welt der andern, Wunſchloſigkeit breitet hier ihre Flügel wie eine Henne aus, und die Pfarrersleute waren ihr untergekrochen. Was ſollten ſie auch wünſchen, die Seligkeit trugen ſie ſchon im Herzen, der Tod ſtand unſichtbar wie ein guter Bote aus einer andern, beſſern Welt vor dem Blumengarten, und ſie waren es in aller Ruhe gewärtig, daß er einſt ſichtbar würde, um ihnen zuzuwinken, es ſei an der Zeit.

Die Geſichter der Pfarrersleute waren rein und klar. In beiden Geſichtern blühten die Augen.

Sibylle dachte, als ſie ſo ganz beim Willkomm den Frieden dieſer wundervollen Welt einſog: Was hat Gott mit mir vor?

Sie gingen miteinander den breiten Weg im Garten zwiſchen den geradlinigen Blumenrabatten auf und nieder. Sibylle eingehakt in den Arm des Pfarrers und in den Arm der Pfarrerin.

Sie plauderten miteinander.

So ſehr der Pfarrer Sorge um ſeines lieben Kindes Seelenheil im Herzen trug, fragte er doch nicht. Es war ihm genug, daß dieſe Seele ihm wieder zugeflogen war.

„Weißt du noch, als du vor zwei Jahren zu mir kamſt, als du ‚Triſtan und Iſolde‘ zum erſtenmal gehört hatteſt und mich um das heilige Abendmahl bateſt, und wie ich es dir reichte? Denn weshalb ſollte der Leib unſeres Herrn nicht einem ſchönheitstrunkenen Herzen geboten werden? Ich ſeh' dich noch unter denen ſtehn, denen ich den Kelch reichen ſollte. Ich kannte all ihre Mühſal, ihre Nöte, ihre Sünden und Qualen des Leibes und der Seele. Mein Kind war aber ohne Schuld. Gott ſegne es; ohne Qual des Leibes und der Seele, erſchüttert von der Größe der Schönheit und Herrlichkeit, die Gott dem Menſchen ins Herz gelegt, trat ſie an den Tiſch des Herrn. Haſt du ſeitdem nicht wieder das Abendmahl genommen?“

„Nein,“ ſagte Iſebies. „Nur aus der Hand meines lieben Vaters möcht' ich es empfangen.“

„Das iſt nicht recht, jede Hand iſt geheiligt, die es bietet; morgen bereite ich meine Gemeinde vor,

an den Tiſch des Herrn zu treten. Willſt du teil daran nehmen? Willſt du am Sonntag wieder das Heiligſte empfangen?"

„Ja," ſagte ſie leiſe.

„Gottlob, daß du ohne Zaudern mir antworten kannſt. Ich werde dich in ſtiller Stunde nicht fragen, was du erlebt haſt, du brauchſt mir nicht zu beichten. Mir iſt's genug, daß ich deine Antwort habe."

„Ich bin nicht beſſer geworden," ſagte Sibylle traurig, „und ich weiß mir und andern oft nicht zu helfen."

„Ich kann dir nur ſagen: Die dir angeſtammt ſind, haben fürs erſte das ſtärkſte Recht an dich. Sei nicht wehleidig dir und deinen Freunden gegenüber. Unſre Pflichten auf Erden müſſen nach einfach menſchlichen Geſetzen und Rechten gehen, ſonſt geraten wir ins Chaos."

Die Pfarrerin drückte ihren Liebling an ſich und ſagte: „Das Hemd iſt mir näher als der Rock. Verzeiht, wenn ich ganz ſimpel rede."

Über den Zaun rief eine lebensfrohe, rauhe Stimme: „Na, habt ihr euren kleinen Balg wieder mal bei euch? Geh her, laß dich begucken! Biſte mal wieder beim lieben Gott?"

Das war der Bruder des Pfarrers, Landarzt im Dorf. Er ſtand mit ſeiner langen Pfeife und paffte. „Na, gucke, gucke, die macht ſich raus! Mit jungen Mächen fang' ich's Hiten gar nich an, da is der liebe Gott anderſcht. Nee, ſiehſte!"

„Ach was," ſagte der Pfarrer. „Bleib' du bei deiner Doktorei und red' keinen Unſinn!"

„No, wenn er se so zwischen eich habt, wie ich eich hab' gehn sehn!"

„Der sagt immer noch zu seinem Bruder: ‚Lieber Gott'," brummte die Pfarrerin. „Siehste, Isebies, mit Karlen is nichts zu machen, da mag man sagen, was man will."

„Nee, in keener Weese; aber hibsch is 's bei lieben Gotts, un gar, wenn sie Mohn- oder Zwiebelkuchen mit Speck backen, da kann meine Sindigkeit gar nich erwarten, bis gerufen wird, un wenn der Zwiebelkuchen zu schwer fürs Mägelchen is, da hat se eenen ‚Kersch' angesetzt. Gottstrambach, in den ihren Himmel lass' ich mersch gefallen. Wär' nich ibel, wenn ich all meine armen Deiwel von Patienten in so eenen schicken därfte, statt sie barfuß un nackig in de Dunkelheit un ins Ungewisse 'neinmarschieren zu lassen."

„Du verstehst dein Metier nur halb," sagte der Pfarrer.

„Jawohl, Philosophie is für so Leite wie ihr, aber wo's Hirn wie'n Knorz is von aller Sorge un Arbeit, da bleib mer davon. Hast'n schon eemal zugeguckt, wie die Katz' mit der Maus spielt, eh' se ihr den Treffer gibt, stundenlang, ewigkeitenlang, mei Lieber, nich zum Anschaun. Der komm ämal mit Philosophie un solcherlei!"

„Kämst du nur," sagte der Pfarrer.

„Den guck' an! Nee, lieber Gott, was ä Doktor is, is ä schlechter Christ!"

„Weil er befangen ist."

„Er!" rief der Bruder und schwang seine Pfeife.

„Hab' ich deine Schweine gehitet, daß de mir mit ‚er' kommſt! Geh, guckt nach eiern Mohnkuchen. Wollte Gott, es wär' ä Zwiebelkuchen mit Speck, der wär' mir lieber, ſchon weil de Bauchweh dann merſchtenteels ne Sicherheit ſin un der Kerſch och."

„Du ſiehſt," ſagte die Pfarrerin zu Sibylle, „er bleibt ſich treu, ein ſchlechter, gefräßiger Chriſt und ein guter Doktor."

Der wundervolle Herbſttag, das Behagen im Hauſe, die Heiterkeit der Seelen umgaben Sibylle. Das aber war es nicht, was ſie hergeführt hatte. Sie hatte hier zu ſich ſelbſt kommen wollen, nachſinnen wollen, was zu tun ſei; wohin ſie ſich wenden ſollte, denn ihre Freunde konnte ſie nicht wiederſehen, oder nur dann, für kurze Zeit, wenn der Weg, den ſie gehen durfte, gefunden war.

Der Duft des Mohnkuchens aber durchſtrömte das Haus, von den Obſtbäumen im Garten tropften die reifen purpurnen Äpfel und Birnen von Zeit zu Zeit ins Gras, wie im Überſchwall des Reichtums, und die alten Leute hatten in der goldnen Herbſtſonne ihre hellſte Laune. Diesſeits und Jenſeits floß ihnen zuſammen; verklärt war Tod und Leben. Das arme, unruhige, verwirrte Herz des guten jungen Geſchöpfs, das ſich hierher gerettet hatte, wurde ganz beiſeite gedrängt in ſeiner Lebensnot, vor dieſer Abgeklärtheit, Helle und dem Reichtum des Herbſtes und der reifen Seelen.

Aber es fand ſich eine Stunde nach dem Gottesdienſt, der Vorbereitung der Gemeinde zum Abendmahl, daß ſie mit ihrem Pfarrer ſprechen konnte. Sie

erzählte ihm von ihren Erfolgen und von Plänen, die wirr in ihrer Seele aufgewacht waren.

„Trügeriſch, mein Goldkind, trügeriſch! Du ſuchſt Ruhe und Befriedigung in der Kunſt? In ihr iſt weder Friede noch Genügen zu finden. Die wahre Kunſt wird aus der Schönheit geboren und deutet auf Höheres hin, über ſich hinaus. Die wahre Kunſt iſt prophetiſch. Sie zeigt uns das Wirkliche als ein Verklärtes, ſei es in Worten, Tönen, Farben oder in Stein. Frieden kann nur der gewähren, der ſelbſt den Frieden hat, den die Welt nicht hat; ‚den Glauben aber kann man nicht einſchnupfen,‘ meinte Freiherr vom Stein.

Schriftſtellerin — welch ein trauriges Wort! Ich meine, mein Goldkind müßte ſchamrot werden. In all deiner Unzulänglichkeit glüht ein Funken von echtem Feuer, und du willſt dich Schriftſtellerin nennen laſſen? Willſt ſo Brot verdienen, Handel treiben? Wie, mein Kind?“

„Ich will arbeiten!“ ſagte Sibylle. „Ich will das, was ich in mir fühle, wirklich vollenden. Zu Hauſe kann ich das nicht. Ich will fort von zu Hauſe.“

„Fort von zu Hauſe? Wie das aus deinem Munde klingt. In die Fremde? So ein weiches Herz wie du? Willſt deine Seele ausbieten, deine Schmerzen, deine Seligkeit verkaufen? Ich weiß ſchon, was du willſt, — du verſchweigſt mir — du verſchweigſt mir.“

Es war ja nicht ihr Geheimnis allein, was ſie von zu Hauſe forttrieb. Sie durfte nicht ſprechen,

ſo gern ſie ihres alten Freundes Hand in die ihrige genommen und geſagt hätte: Ach, was ſoll ich tun, wo ſoll ich Hilfe und Rat finden? Mich liebt der Mann, den ich von allen am höchſten ſchätze. Seine Frau hat er vergeſſen, ſeine Kinder. Er iſt verwirrt. Er hat ausgeſprochen, was er nie hätte ausſprechen dürfen. Ich bin in Angſt und Not hierher gekommen.

„Ich verſchweige nicht — ich verſchweige nicht," gab ſie aber zur Antwort.

„Diesmal biſt du nicht wahr, mein Kind," ſagte der Pfarrer ruhig.

Am Abend ſaßen ſie alle drei bei der Lampe.

„Es könnte ſein," ſagte der Pfarrer, „daß heute noch unſer guter Junge käme, — er könnte drüben bei Karl wohnen, weil unſer Fremdenſtübchen ſo gut beſetzt iſt."

„Was habt ihr denn für einen Jungen?" fragte Sibylle.

„Ja, da wirſt du dich wundern," meinte die Pfarrerin. „Wir haben jetzt zwei Kinder, dich und ihn. Du kennſt ihn ſogar. Sag's nicht, wer's iſt," wendete ſie ſich lebhaft an ihren Pfarrer, „ſie wird ſchon ſehen."

Und ſie ſah. Der Pfarrer las eine Parabel vor, die er gedichtet hatte, und ſagte: „Ein wenig Pfeffer in dieſe Welt ſtreuen, iſt hin und wieder ganz gut und braucht es."

Da tat ſich die Tür auf und Ottomar trat ein — Ottomar Rauchfuß.

„Ottomar!“ rief Sibylle. Es war ihr Herzensfreund, Lillys Bruder.

„Isebies!“

In diesem einfachen Aussprechen der Namen lag alles, was sie miteinander erlebt hatten: die schöne Kindheit, die starke Luft des Ettersberges, ihre Zusammengehörigkeit, eine ganze Erinnerungswelt.

Beide schauten sich einen Augenblick voll Verwunderung an.

Sie sah nur seine Augen. Das waren die braunen, ernsten, uferlosen Augen, in die sie als Kind so gern hineingeschaut hatte — wie in eine ruhigere Welt.

Er schien noch gewachsen zu sein, die Gestalt war kräftig, schlank.

Er sah auch auf Sibylle so wie einst, als wollte er wie damals sagen, wenn er ihr nicht so recht traute: Sieh mir in die Augen; und wenn sie ihn mit weit offenen Augen dann angesehen, war die Sache für ihn erledigt. So auch jetzt. Es war für ihn die Isebies, seine und seiner Schwester gute Isebies. Er gab ihr die Hand wie sonst, und es war, als lägen keine Jahre zwischen der letzten und dieser Begrüßung.

„Hast du damals meinen Brief bekommen?“

„Den letzten —,“ sagte Isebies, „auf den ich nicht wieder schreiben durfte?“

„Ja, — den,“ sagte er.

Er begrüßte den Pfarrer und die Pfarrerin herzlich und wurde von ihnen so herzlich aufgenommen wie Isebies heut morgen.

„Was sollen wir nun tun?“ fragte Ottomar.

„Sibylle hatte ihren Eltern verſprechen müſſen, den Verkehr mit allem, was Rauchfuß heißt, aufzugeben. Die Urſache iſt Ihnen bekannt."

„I bewahre," ſagte die Pfarrerin, „das haben die ſo nicht gemeint. — Nun iſt ja alles gut und friedlich. Dich laſſen wir jetzt nicht von uns fort, unſern liebſten Freund, unſern guten Jungen, da laß mich nur an die Eigenbrodts ſchreiben. Das war damals!"

Der Pfarrer war nachdenklich geworden.

Ottomar ſtand wie jemand, der entſchloſſen iſt zu gehen.

„Nein," ſagte der Pfarrer, „du bleibſt. Ich nehme die Verantwortung auf mich. Ich ſtimme allerdings nicht mit meiner Frau ſo ohne weiteres überein. Frauen nehmen ſolche Dinge auf die leichte Schulter. Aber in dieſem Falle iſt es auch meine Meinung, daß du bleibſt. — Es iſt eine Fügung Gottes, daß wir uns fanden, wie die, daß wir Iſebies Sibylle fanden. Ich halte es für gut, daß ihr einander einmal wieder ſprecht. Unſer Kind braucht Rat und Hilfe. Vielleicht kannſt du mit uns das Rechte für ſie finden. Ich ſollte heute noch an Eigenbrodts ſchreiben. Bleiben ſie bei ihrem Entſchluß, was ich durchaus nicht glaube, ſo . . ."

Der Pfarrer hielt inne, als traue er ſelbſt ſeiner Folgerung nicht ganz.

„In Gottes Namen," ſagte er dann. „Dieſe Verantwortung nehme ich einfach auf mich. Jetzt ſetz' dich, Ottomar. Hätte ich es vordem gewußt, wie die Dinge ſtehen, ſo hätte ich dich gebeten, deinen

Beſuch aufzuſchieben; — aber ſo ... Es iſt ja kaum möglich, da du zu uns gehörſt und bald noch enger zu uns gehören wirſt."

„Da weißt du auch wohl gar nicht, daß Ottomar Rauchfuß, wenn er ſein Examen nächſtens hinter ſich hat, aller Wahrſcheinlichkeit nach hier neben meinem Manne Hilfsprediger werden wird?" fragte die Frau Pfarrerin.

„Nein." — Sibylle ſchaute Ottomar groß an. „Theolog biſt du geworden?"

„Staunt dich das ſo?"

„Ein wenig bin auch ich mit daran ſchuld," ſagte der Pfarrer. „Ich möchte gerad' in unſerer Zeit die Beſten zu uns herüberholen. Das heißt zugleich die Redlichſten und die Tapferſten."

„In Tapferkeit und Redlichkeit," antwortete Ottomar lächelnd, „ſollen Sie ſich hoffentlich nicht getäuſcht haben."

Sibylle dachte: Komiſch, daß ich die Pfarrer früher gar nicht leiden konnte. Und nun ſitze ich mitten unter ihnen, und der liebſte Junge gehört zu ihnen.

Sie hatte oft darüber nachgedacht, was Ottomar wohl geworden wäre. In keinem Beruf hatte ſie ſich ihn vorſtellen können. — Ja, wirklich, ſie konnte ihn ſich jetzt ganz gut als Pfarrer denken; aber nicht in der Stadt, — nur unter Bauern in einem ſtillen Dorf, wie den guten Pfarrer Schönwetter hier.

„Und Lilly!" fragte ſie — und fand ſich ſchuldig, daß ſie nichts von ihr wußte.

„Lilly?" antwortete Ottomar gedankenvoll. „Es

iſt dieſelbe Lilly, die wir kannten, der man die Hände unter die Füße breiten möchte. Entſinnſt du dich genau, Iſebies, wie ſie ausſah?"

„Ja," ſagte dieſe verſunken in Erinnerung.

„Es legt ihr niemand die Hände unter die Füße."

Er griff in ſeine Bruſttaſche und zog ein Taſchenbuch hervor, entnahm ihm ein Bildchen und reichte es Iſebies.

„Lilly!" rief ſie, und Tränen ſchimmerten in ihren Augen. „Lilly mit zwei Kindern. Das iſt das älteſte," ſagte ſie, „das, — für das ich leben und arbeiten wollte. Wenn man dem einen wohltut, — tut man dem andern weh. — Ihr war ich treu von ganzer Seele und durfte es nicht ſein. Sagt mir, wie findet man ſich in dieſer Welt zurecht? Es iſt nicht ſo einfach. — Das andere Kindchen iſt wohl etwa zwei Jahre. Und was tragen ſie für Bündelchen auf dem Rücken und Lilly auch?"

„Rucksäckchen," ſagte Ottomar. „Sie wandern viel. Du wirſt alles erfahren."

„Wie zart und ſchön ſieht Lilly aus. Iſt ſie glücklich?" fragte Iſebies zaghaft.

„Sie glaubt es zu ſein."

„Wieſo glaubt ſie es nur?"

„Es iſt viel, wenn man es zu ſein glaubt. Nur möge der Glaube ihr erhalten bleiben," antwortete Ottomar ernſt.

„Iſt er nicht gut zu ihr? Liebt er ſie nicht, wie er ſie lieben müßte?"

„Er liebt ſich ſelbſt. Sie liebt ihn auch, — und

das läßt er ſich gefallen. Wenn es ſo bleibt, wie's jetzt iſt, mag's ſein. Wir werden's erleben."

„Wo wohnen ſie?"

Sie bekam zur Antwort: „Er iſt Schriftſteller, braucht Anregung, iſt nicht fürs Familienleben geſchaffen, und ſo hat Lilly eigentlich kein Heim, lebt bald da, bald dort mit den Kindern und betet ihn aus der Entfernung an. Sie iſt ſo ziemlich vogelfrei. Er nennt ſie ſein wanderndes Frauchen. — Entſinnſt du dich noch, wie ſie ſagte: Ich kann nur ſein, wenn mich jemand, der mich liebt, an der Hand hält. Von da an wußte ich, daß ihr ein ſchweres Los beſtimmt war, denn was uns am ſchwerſten fällt, das müſſen wir erleben."

„Wie kommſt du darauf?" fragte Sibylle erſtaunt und dachte an die Legende, die ſie ihrem Vater geſchenkt hatte.

„Wie ich darauf komme? Weil ich die Augen offen habe."

„Ich hab' dasſelbe gedacht," ſagte Sibylle befangen.

„Das iſt natürlich," meinte er, „denn ſchon zu jener Zeit wußten wir davon. Der Dorn, den du der Alten aus dem Fuß zogſt und zwiſchen den Lippen hielteſt! Von da an iſt der Gedanke wohl in dir und mir gewachſen. Er iſt auch einfach genug, ſo daß jeder eigentlich darauf kommen muß."

„Iſebies aber," ſagte der Pfarrer, „kann dieſen Gedanken wohl ausſprechen oder niederſchreiben, aber ſchwer wird ſie danach handeln. Sie tut, was ihr gefällt."

„Sie kann auch tun, was ihr schwer zu tun wird," sagte Ottomar. „Leicht war es ihr nicht, Lilly und mich aus ihrem Leben zu streichen, nichts mehr von uns zu hören und zu sehen. Ich fürchtete fast, daß sie dennoch an mich oder Lilly schreiben würde. Sie tat es aber nicht."

Das war der alte, liebe, ernste Ottomar, der so sprach.

Sibylle, wie in einem Traum befangen, war wieder das glückliche, verträumte Kind, das so gern nach Ottomars einfachen Worten und einfachen Taten handeln wollte und es so oft nicht konnte.

Ottomar war ihr das Maß gewesen, das sie an Gutes und Böses legte. Wenn er sie gelobt hatte, welch ein Frieden des Herzens, und wenn er tadelte, welche Verzweiflung! Sie hatte als Kind oft gedacht, er steht Gott näher als andere Menschen.

Ja, es war ganz recht, daß er Pfarrer wurde. Dann konnte er mit kummervollen Leuten reden, mit Leuten, denen er zum besten zusprach. Denn mit Gebildeten um nichtige Dinge zu plaudern, war er zu gut.

Sonderbar, daß Alexander Dohrn ihm darin glich. Wie weh tat es Sibylle jedesmal, wenn sie ihn so gründlich mißverstanden sah. Alexander Dohrn aber war unendlich schwerer zu verstehen als Ottomar. Ottomar war von jeher der einfache Mensch gewesen, dessen ruhige Seele leicht und stark über die Erde ging, und Alexander Dohrn war ein Sucher, ein Grübler, der nicht ruhte, bis er das Wesentlichste erfaßt hatte. Welche Weite des Denkens lag in ihm,

und dann wieder war in ihm etwas Kindliches, das Ottomar fehlte. Oder fehlte es auch ihm nicht?

Ein wenig glichen sie einander, ganz gut, daß er Pfarrer wurde.

Isebies-Sibylle fühlte sich in Ottomars Nähe ruhiger. Es war ihr, als könne nichts Schweres und Beunruhigendes geschehen, seit sie ihm wieder begegnet war, und er sprach mit ihr genau so wie vor fünf Jahren, als hätten sie sich jeden Tag in dieser Zeit gesehen und gesprochen. Sie gehörten wieder wie einst ganz einfach zueinander.

Abends brachten die Pfarrersleute und Sibylle Ottomar zu Onkel Karl. Der Mond schien, die Bäume standen im monddurchleuchteten Herbstnebel, so zart und licht gewoben wie hingehaucht. Es war solch eine Herrlichkeit in der Natur, daß aller Herzen ergriffen waren.

Als Ottomar Sibylle die Hand zum Abschied gab, sagte er: „Es kann nichts Böses dabei sein, daß wir uns wiedersehen. Schlaf sanft, Isebies."

Am Sonntag morgen war heilige Pfarrhausstimmung. Der Pfarrer ging auf und nieder auf dem geraden Weg zwischen den Malven und Sonnenblumen, die Herbstnebel lagen noch wie kühle Schleier über Wald und Wiesen.

Niemand redete den würdigen Herrn an. Niemand störte ihn. Die Pfarrerin hatte das liebe mittuende Schweigen, die Magd ging im Hause in Strümpfen.

Es war ein ſo ſchönes, gutes Schweigen. Und der vortreffliche Kaffee und der feſtliche Sonntagskuchen. Heiligkeit und Erdenbehagen waren hier verbunden.

Im Wohnzimmer lagen der Talar und die ſchwarze Kappe, die der Pfarrer zum Kirchgang aufſetzte, und die weißen Bäffchen, die Sibylle nicht leiden konnte, die ihr den ganzen Pfarrer verdarben. Sie legte ſie auch heute unter die Kappe.

„Das war aber eine Überraſchung geſtern abend," ſagte die Pfarrerin beim Kaffee. „Ihr ſeid wie Geſchwiſter miteinander. Das hat uns Ottomar nie erzählt, daß ihr euch ſo nahe ſteht. Er ſagte nur einmal, als wir zufällig von dir ſprachen: ‚Die Iſebies Eigenbrodt kenne ich auch.'"

„Ja, wir kennen uns gut," ſagte Sibylle leiſe. „Es wäre beſſer geweſen, meine Eltern hätten den Verkehr mit Lilly und Ottomar nicht verboten."

„Ich kann es mir aber vorſtellen," meinte die Pfarrerin; „die Geſchichte mit ſeiner Schweſter hat Rauchfußens damals unmöglich gemacht."

„Aber gut iſt es doch nicht, dies: Haut ihn, er hat keinen Freund," antwortete Sibylle.

Ihre Antwort ließ den ganzen Kampf ihrer Seele fühlen, den ſie durchlitten hatte. Augen und Mund bekamen etwas Trotziges.

„Still," ſagte die Pfarrerin. „Das iſt kein Geſpräch für heut morgen. Trink' deinen Kaffee und iß den Kuchen. Ich gehe auch zum Tiſch des Herrn. Setz' dich dann auch in die Laube und laß dich von Gottes Sonne beſcheinen, das macht gut

und ſtill. Ich ruf' dich, wenn ich gehe. Ottomar geht auch mit."

So hatte Iſebies wieder mit dem Freund ihrer Kindheit das Abendmahl genommen. Der Pfarrer hatte es ſeiner Frau und den beiden guten, jungen Menſchen, die ihm ans Herz gewachſen waren, nach den anderen Gemeindegliedern gereicht.

Die geheimnisvollen Worte hatten wieder wie ein dunkles Meer gerauſcht. Myſtiſche Töne und Kräfte den Raum erfüllt, die Herzen berührt. Der Troſt aller Getröſteten, die Not aller Sterbenden, die Ahnung aller Erwachenden, an denen die mächtigen Worte vorübergerauſcht, waren auferſtanden und berührten die erſchauernden Seelen.

Welch einen Friedenstag lebten ſie miteinander.

Nach dieſer heiligen Stunde fuhr Sibylle mit dem Pfarrer und Ottomar in eine andere Gemeinde des Pfarrers, in der er ein Begräbnis halten mußte.

Ein altes Bäuerchen war geſtorben, lag friedlich mit gefalteten Händen in ſeinem Sarg in der wohlaufgeräumten armen Stube. Die alte Frau ſaß mit gefalteten Händen, ſo friedlich wie der Tote ſelbſt, am Sarg. Im ganzen Haus duftete es nach Kaffee, den die Frau für die Trauergäſte hergerichtet hatte. Jetzt war alle Arbeit zu Ende, und die Stunde vor dem Begräbnis war ſie bei ihrem alten Mann, gerade ſo ſchweigſam, wie ſie ſo manchen Sommer-

abend vor der Türe am Hauſe miteinander geſeſſen hatten.

Der Pfarrer ſprach mit der Alten. Sie erzählte ihm ruhig von den letzten Stunden des Heimgegangenen. „Da hat'r zum Sohn geſagt: ‚Fahr' heit nich auf Weimer. Ich ſterb' heit. Gib mer 'n Kaffee, die Mutter ſoll en guten machen. Ich leg' mich ruhig nieder. Fahr' aber heit doch lieber nich auf Weimer.' Nach ein paar Stunden hat er noch e mal e Schälchen gewollt, hat aber nur e paar Schlickchen getan; — dann hat er mer die Hand gegeben un geſagt: ‚Mir ham gut miteenander gehauſt, das muß ich ſagen' —

Un nich lang darauf is er eingeſchlafen, ganz ſtillechen."

„Ja," ſagte der Pfarrer, „und ihr habt auch gut miteinander gehauſt."

„Gelle ja," ſagte die Alte. „Ich bin ganz zufrieden geweſen. Die gute Stunde ſelber war er immer von jung auf. Un wenn man ſo miteenander alt geworden is."

Am Grabe ſprach der gute Pfarrer ſchlichte Worte, die ſo ganz zum Leben der alten Eheleute paßten. Den jungen Leuten legte er ans Herz, ſo ſtill und brav zu ſein wie das alte Paar, das jetzt vom Tod getrennt worden war; den Alten ſprach er vom Tod als von einem guten Freund, einem heiligen Führer, den niemand zu fürchten brauchte, den ſie aber vor Augen haben ſollten, denn er ſei der Führer zum Guten. Er laſſe das Erdenleben weniger ſchwer erſcheinen, denn er erlöſe davon. Sie ſollten ſich ihm

ruhig anvertrauen. Er ſei der beſte, wahre Freund, der es wirklich gut meine, der zu ihnen ſage: Kinder, ſeid vernünftig, hängt eure Herzen nicht ſo feſt an dieſe Erde. Sie iſt ja nicht eure Heimat! Ich führ' euch erſt in eure Heimat. Schaut ſelber her: Gibt's hier eine Freude ohne Leid? Gibt's hier irgend etwas ohne Mühe und Kampf? Das bißchen Eſſen, wie müßt ihr euch dafür abarbeiten und abrackern. Nicht einmal iſt es euch leicht gemacht, an Gott unſern Herrn zu glauben. In Dunkel iſt alles gehüllt. Und wenn ich, der Tod, nicht wäre mit meiner ſichern Stunde, da ſpräche kein Ding und kein Mund die Wahrheit zu euch: Ich aber, der Tod, ich ſpreche die Wahrheit. Wenn ihr ſo hin und wieder an mich denkt, denn oft tut ihr's leider nicht, weil ihr mich törichterweiſe fürchtet, da vergeſſe ich nie zu ſagen: Nehmt euch in Obacht, meine Stunde kommt. Macht euer Bündel nicht ſo ſchwer. Laßt den andern auch was. Nicht ſo rappſchen! Ihr könnt ja nichts mitnehmen als den Frieden eurer Seele und die Güte eures Herzens. —

So ſprach der gute Pfarrer Schönwetter, und die Leute verſtanden ihn.

Sibylle nahm dann beim Lehrer dem Pfarrer den Talar ab, packte ihn in das leinene Tuch, wie ſie es ſonſt immer während ihrer Konfirmationszeit getan hatte, und ſie fuhren alle drei wieder heim im Kütſchchen.

„Siehſt du," ſagte der Pfarrer, „ſo treiben wir's immer noch und werden's nicht müde. Alle Weisheit dieſer Welt, mein liebes Kind, iſt ganz ſchön;

aber ſo von Herzen zu Herzen, ſo ganz ureinfach — und ich bin bei den Weiſen dieſer Welt gar oft zu Gaſte geweſen —, ſo ganz ureinfach darf der Herr Pfarrer Schönwetter ſein, dann iſt er ſicher, verſtanden zu werden. Wie heißt das alte Ding: Wir wollen weniger erheben, doch deſto mehr geleſen ſein. 's iſt übrigens ganz egal, der eine macht's ſo, der andre ſo, — wenn's nur aus lebendiger Seele kommt."

Die Pfarrerin hatte in der Laube gedeckt, ein Strauß ſtand auf dem Tiſch, der Garten lag im hellen Sonnenglanz, und alle waren in froher Stimmung.

Auch Sibylle ſchien wie aus einem ſchweren Traum erwacht. Der Freund ihrer Kindheit an ihrer Seite! Sie fühlte manchmal ſeine Blicke auf ſich ruhen, als wollten ſie ihr bis in die Seele dringen. Sie fühlte, wie die Pfarrersleute ihn liebten und hochhielten, und er hatte ſein altes ſchönes, freies Knabenlachen noch.

Ach, wie gut das alles war!

Am Nachmittag ging ſie mit Ottomar durch den ſonnendurchſchienenen gold- und rotleuchtenden Buchenwald.

„So können wir uns einbilden, Ottomar, wir gingen im Ettersberger Forſt Jahre zurück."

„Können wir noch genau ſo miteinander reden?" fragte er ganz einfach im Ausdruck.

„Ja," ſagte Sibylle, „genau ſo, — daß du Pfarrer werden willſt, hat mich zuerſt doch erſtaunt und faſt erſchreckt."

„Weshalb ſoll ich es nicht werden? Ich bin ein

einfacher Menſch, das fühle ich ſo recht, wenn ich unter andern bin. Die komplizierten Dinge intereſſieren mich nicht. Ich bin auch zu lebendig. Unter Büchern allein könnte ich mein Leben nicht verbringen, und die beißende Klugheit der Gelehrten ſtößt mich ab. Ich ſehe das Leben ſo groß und den Tod ſo groß — und finde, daß unſer Herz ein ſo wundervolles Ding iſt, daß ich mich darauf freue, zu Sterbenden zu gehen und mit ihnen zu ſprechen. Es wird ſo viel dummes Zeug auf Erden geredet und getan, auch von den ſogenannten Gelehrten.

Mit Leidenden und denen, die dem Tode nahe ſind, läßt ſich's reden. Sie ſind die einzigen, die hören, — die wirklich hören.

Von all den Menſchen, die in den letzten Jahren mit mir ſprachen, waren es nur zwei, die nicht nur mit dem Maule wackelten: der eine unſer Pfarrer Schönwetter, dem ich mich auch fürs erſte verſchrieben habe — fürs erſte —; die Einfachheit, in die er ſich zurückgezogen hat wie in ein Refugium, hat mir's angetan; und noch ein andrer, ein Menſch, den ich einmal ſah und nicht wieder ſehen wollte, — um, ſagen wir, den Eindruck zu behalten. Und dazu war's einer aus Weimar!

Ich ſaß an einem Herbſttag an der Saale in einem kleinen Gaſthaus und hatte meinen Dackel mit und ſtand mich nicht beſonders mit dem Dackel; es war nicht der Hund, der zu mir gehörte, denn auch Menſch und Hund müſſen einander finden wie Freund und Freund. Es war ſo einer, du weißt, wie meine fidele Stiefmutter ſolche nannte: ‚Kommſt her oder

net, und da kam er her oder net.' Nach solch einem ist's nicht besonders ehrenvoll zu rufen, und man läßt's bald sein.

Das tat ich auch. Ich setzte mich wieder an meinen Platz und schaute in die helle Saale.

‚Sei nachsichtig, und du wirst bald das Nachsehn haben,' sagte da jemand hinter mir mit der wohlklingendsten Stimme, die ich je hörte, einer vollkommenen, ganz harmonischen Stimme.

Ich schaute mich überrascht um, da saß ein rassiger, dunkelhaariger, fast bartloser Mensch, vornehm im Äußern. Ein Ränzchen aus hellem Segeltuch lag auf dem Tisch.

Er hatte mich beobachtet und lächelte, als ich mich umdrehte.

In seiner Bemerkung lag allerlei, was mich überraschte. Ich hatte freilich das Nachsehn, aber daß dies aus der vielgerühmten Tugend der Nachsichtigkeit sich sogleich ergeben sollte! Natürlich! Er hatte recht. Ich dachte: ‚Dumm ist er nicht!'

Dann dachte ich: ‚Nicht jeder verstände es, einen wildfremden Menschen so sicher und liebenswürdig dabei, ohne jede Grimasse oder dumme Verlegenheitsangewohnheit mit einer feinen, sogar geistreichen Bemerkung anzureden.'

Das ist für manche schwerer und unmöglicher als einen neuen Weltteil entdecken.

Er war damit beschäftigt, eine kleine Spirituslampe anzuzünden und kochte sich in einem silbernen Kesselchen Kakao. Es duftete um ihn her, und die Flamme flackerte. Er tat alles sehr intelligent und

geſchickt und trug unter ſeiner Reiſemütze eine Art Kappe aus roher Seide. Wahrſcheinlich war er empfindlich."

Sibylle hörte ihrem lieben Freund mit großen Augen zu; das konnte nur Alexander Dohrn ſein. Sie ſagte aber kein Wort.

Ottomar erzählte ihr, wie ſie ſich dann miteinander weiter unterhalten hatten.

„Wir ſprachen über ſeine Bemerkung. ‚Vergeſſen Sie das nicht, ſolange Sie etwas erreichen wollen,' ſagte er. ‚Wir ſelbſt haben es uns ſo ins Herz gelegt, andere zu vernichten, um uns zu erhalten. Zu ſolchem Ziel iſt jede Frechheit, jede Liſt und Gewalt, jedes Unrecht erlaubt und geboten und belohnt ſich auf der Stelle. Jede Unentſchloſſenheit, jede Abſchwächung des ſtraffen, zielbewußten Willens, etwas aufkeimendes Mitleid, die leiſeſte beſſere Regung rächt ſich unmittelbar: ſiehe Dackel, der Fang iſt vereitelt. Darum Verdruß, wenn die Beute entgeht, und Herzensfreude, wenn ſie röchelnd am Boden liegt. — Kein andrer Ausweg, um zu leben: — erbarmungslos zu morden.

Sehr bald aber wird der Raubende den Unterſchied gewahr zwiſchen dem leicht und dem ſchwer zu erlangenden Fraß, zwiſchen der ſichern und der gefährlichen Jagd, zwiſchen der wehrloſen und der wehrhaften Beute, und er lobt das eine und ſchilt das andre, betrachtet das eine mit Haß, das andre mit Liebe, — nur ſich im Auge. Was ſich freſſen läßt, gefällt ihm, und er nennt es gut; was ſich nicht willig hergibt, was widerſteht, was gar ihn ſelbſt

angreift, mißfällt ihm, und er nennt es ſchlecht und böſe! Freſſend hält er das Tun für löblich und recht; doch ſelbſt gefreſſen für unrecht und böſe.‘

Sehr einfach und ſehr ungewöhnlich, dachte ich. So ein eigentümlicher Wandersmann. Er ſprach ſo lebendig, als hätte ich ihn nur in ſeinen Gedanken unterbrochen. Er ſprach auch nicht gackernd und nicht äh — äh — zwiſchen jeden paar Worten. Ein ſchöner Kerl mit einer ſchönen Sprache und einer Glut des Denkens.

Wenn ich dir ſo davon erzähle, kannſt du dir doch keine Vorſtellung davon machen.

Er gab ein großes Bild, wie das Rauben und Morden allmählich in feſt gehandhabte und ſtreng eingehaltene Ordnung gebracht wird und alle Welt ſich freudig dieſer Ordnung fügt, und wie jedermann, was er an ſich ſelbſt als grauenvoll empfindet, dem Nächſten gelaſſen antut.

Er ſagte: ‚Kaltblütig und mit Ruhe wird gemordet und in ſanften Formen gefreſſen.‘

Und wundervoll, wie aus dieſem grauenvollen Bilde Selbſtloſigkeit ſich hob, das Wunder aller Wunder, Quell und Urſprung aller Gottheit.

Was der Kakaomenſch ſprach, hatte etwas Hinreißendes, war ein Kunſtwerk.

Glücklicher! dachte ich. Wie der ſein Beſtes achtlos in den Wind ſtreut, denn daß ich zufällig kein Weidenſtrunk an der Saale war und kein Schmierfinke aus dem alten Rattenneſt, ſchien ihm ganz egal.

Er blies an ſeinem Kakaomaſchinchen herum,

und ſein Gebräu duftete ganz geheimnisvoll und köſtlich.

Ich wollte ihn bitten: Nimm mich mit, wandre ein Stück mit mir, ich bin kein Eſel. Aber mir fehlte der Mut, der Mann hatte etwas verblüffend Vornehmes, Abwehrendes, trotz alledem, daß er mich ſo zu packen gekriegt hatte wie einen Froſch."

„Du ſagſt auch: wie einen Froſch!" rief Sibylle. „Das ſage ich immer, er fängt ſich die Leute wie Frösche."

„Kennſt du ihn?" fragte Ottomar erſtaunt.

„Alexander Dohrn."

„Er hat mich eingeladen zu kommen."

„Und du kamſt nicht!" Sibylle ſeufzte auf. „Du biſt Gottes Weg nicht gegangen. Du haſt's verſäumt. — Du hätteſt kommen ſollen. Daß du ihm begegnen mußteſt!"

„Ja," ſagte Ottomar, „es war eine Begegnung, die mich ergriffen hat, — dieſer ſchöne vornehme Menſch mit ſeiner Seele, die ſchwer an Gedanken trug. Ob er eine Form finden wird? — Daß du ihn kennſt! Der Pfarrer erzählte mir, daß du Erfolg haſt, daß du ſchreibſt. Mich hat's ganz ſonderbar berührt, du, Iſebies!

Tu's nur recht anſtändig und ehrlich, verſtehſt du, ganz urehrlich, ſo — wie ich den Eindruck hatte — wie der Alexander Dohrn denkt. Dann wird's auch was!

Und denke nicht, daß du berühmt werden willſt. Tu dafür nur ja nichts! — Wir wollen eigentlich dasſelbe. Ich weiß, du haſt ein Herz ſo tief wie ein Brunnen. — Das ſagteſt du ſonſt immer. — Das

klagteſt du ſonſt. — Du willſt auch etwas vom Leiderlöſen, das du in dir fühlſt und in den andern vermuteſt. Gell?"

„Vielleicht."

„Da halte dich aber nur rein vom Pack und werde nicht eitel. Ich gehe in ein Dorf, wahrſcheinlich komme ich hierher. Ich will einfach mit den Erdenleuten zu tun haben, und wenn ich werde wie unſer Pfarrer, iſt's gut. Etwa ein eitler Herr Paſtor in der Stadt, davor behüte mich Gott, oder ein gelehrter Pfarrer — Jawohl! — Mir iſt jede Form der Religion recht. Jedes Symbol iſt gut. Wir, in der Welt der Bilder und Worte!"

„Ottomar," ſagte Iſebies, „du gehſt einen guten Weg. Du gehſt ſo unentwegt wie damals ſchon. Früh nach ſechs mit der Laterne den Ettersberg hinab zur Schule."

„Das war ſehr gut," ſagte er. „So lernt man am beſten die Wege dieſer Welt gehn. So geh' ich leicht auch über ſchwere Dinge. Man ſoll ja nicht glauben, daß die ſchweren Dinge dieſer Erde etwa ſchwerer ſind, als wenn ein müder Junge winters mitten in der Nacht aufſteht, ſein Laternchen anzündet und jeden Morgen durch Schnee und Kälte und Wind und ſcheußlichen Regen in die ekelhafte Schule wandert. Ich wollte, du und Lilly, ihr hättet das auch tun müſſen.

Ich wollte auch, Iſebies, ich wüßte über Lilly beſſer Beſcheid. ‚Sein wanderndes Frauchen!' — damit bin ich nicht recht einverſtanden. — Sag' einmal, wen haſt du denn jetzt ſtatt uns?"

„Komiſche Frage, ſtatt euch hab' ich niemanden."

„Ich meine, was haſt du für Freunde?"

Über Sibylles Geſicht zog eine Wolke. „Haben die Pfarrers dir davon erzählt?"

„Nein. Nichts."

„Ich werde dir einmal davon ſprechen, Ottomar. Jetzt nicht."

Ottomar faßte Sibylles Hand. „Immer bin ich für dich da. Immer. Vergiß das nicht, keinen Augenblick vergiß das. — Tu nichts, von dem du denken müßteſt, ich fände es nicht gut."

Sibylle lächelte wie im Traum.

„Das klingt unverſchämt, nicht wahr? Aber es macht nichts. Weißt du noch? ‚Grüne Laus!' — So nannteſt du mich ſonſt, wenn ich ſo was ſagte; aber Scherz beiſeite, ich kenne dich, wie dich niemand ſonſt kennt. Wenigſtens bilde ich mir's ein.

Wir drei hätten beieinander bleiben ſollen!" ſagte er voll Wehmut. „Es war eine Zerſplitterung, als die Trennung kam."

„Ja," meinte Iſebies lebendig, und Tränen traten ihr in die Augen. „Wir waren wirklich eine Macht da oben, — keine Langeweile konnte herein, keine Menſchen. Ich glaube, wir wären einander ewig genug geweſen! Wir hätten zuletzt nur irgendein Gemurmel und Gebrumm wie die Tiere gehabt und hätten uns bis ins Herz hinein verſtanden. Ach, daß es dir auch ſo ergangen iſt, daß du die Sehnſucht nach uns dreien nie verlorſt! Ich nie! Und werd's auch nie! Siehſt du, wie wir miteinander reden können, ſauer und faul und alles, — und

wenn wir über Regenſchirme ſprachen, ſo war's ſchön! — Und niemand konnte es ſo wie wir! Du und Lilly, ihr konntet mir ins Herz ſehn. Ich wäre ein beſſerer, ruhigerer Menſch geworden."

„Lilly aber wollte ihren Götzendienſt," ſagte Ottomar ſchroff. „Wäre die auch im Winter um ſechs Uhr hinunter in die Schule gegangen, da hätte ſie wohl eine Weile ruhig ertragen können, daß ſie niemand in Liebe an der Hand hielt. Wer hält ſie jetzt? Dumme Suſe! Ich weiß es nicht, Iſebies?!"

So plauderten ſie wie einſt, und beider Herzen ſchlugen.

„Mir paßt's doch nicht, Iſebies, daß wir hier ſo miteinander hingehen, und wenn drei Paſtor Schönwetter es in Ordnung finden. Keinen Schritt vom Weg. Ich liebe das Verſtohlene nicht."

Ach, und ſie kannte das Verſtohlene. Dunkelrot wurde ſie und ſenkte die Augen.

„Ich fahre heute abend zurück, Iſebies. — Sollteſt du mich in irgendeiner Sache wirklich brauchen, dann bin ich bei dir. Aber nur, um miteinander zu plaudern, dürfen wir uns nicht ſehen. Komm, wir wollen jetzt heimgehen."

Inzwiſchen war ein Expreßbrief an Sibylle abgegeben worden, ein Brief, der mit dem Boten fünfundſiebzig Pfennig koſtete. Die Frau Pfarrerin hielt ihn ganz erregt in der Hand, als ihre beiden Gäſte eintraten. „Herr, du meine Güte," ſagte ſie, „was iſt denn das? So einen teuren Brief hab' ich mein Lebtag nicht bekommen. Es wird doch niemanden etwas geſchehen ſein?"

Sibylle nahm den dreieckigen Brief, der ganz von Marken überdeckt war, auch auf der Rückseite. „Nein," meinte sie verlegen und erschreckt, „das ist gar nichts, — der ist von Frau Dohrn."

Die Pfarrerin schüttelte den Kopf. „Das ist das erste, was ich von deiner Frau Dohrn erfahre. Einen so zu erschrecken! Und wozu das viele Geld? Ist's denn gar so nötig?"

Sibylle hielt den Brief in der zitternden Hand, ohne ihn zu öffnen.

Die Pfarrerin meinte: „Na, wenn sie so viel Marken darauf geklebt hat, so mach' ihn doch wenigstens auf."

Sie tat es. Über ihr Gesicht flog nervöse Röte. Sie fühlte sich beobachtet. Ottomar stand am Fenster, und sie empfand seinen Blick.

Da nahm sie sich zusammen und las.

„Isebies," schrieb Frau Dohrn, „wenn je im Leben, müssen Sie jetzt bei uns sein.

Nur Sie wissen, wie es in uns aussieht, nur Sie können uns wieder eine Stunde Ruhe schaffen. Kommen Sie, nicht gezwungen! Kommen Sie freiwillig. — Kommen Sie, ehe es zu spät ist. — Das einzige ist, daß wir uns selbst und unsere Kraft wiederfinden. Da können nur Sie helfen. Ich erwarte Sie wie eine Rettung! — Was uns jetzt am notwendigsten ist, wer beurteilt das? Sie? Oder Ich?"

Frau Dohrn schrieb „Ich" in der Erregung mit großen Anfangsbuchstaben.

„Kommen Sie! Kommen Sie! Wie ist es möglich, daß Sie auch nur einen Augenblick zögern

können? Kommen Sie, und Sie werden ſelbſt Beruhigung finden.

Ich erwarte Sie nach dieſen Zeilen auf jeden Fall, das iſt die böſeſte Zeit, um einander fremd zu werden.

Eliſe.

Davonlaufen, liebe Iſebies, — im Stich laſſen! Wie heißt Ihr Spruch: Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben. Hören Sie das.

Eliſe."

Iſebies wagte kaum zu atmen, geſchweige aufzublicken.

Während ſie las, war es ihr wie Entſetzen durchs Herz gefahren: Weiß ſie darum? Sagte er es ihr? Er kann nicht lügen! — Um Gottes willen aber doch — ſchweigen!

„Jetzt iſt unſer Kind aber nicht ſchlecht erſchrocken," meinte die Pfarrerin.

Sibylle faßte ſich. „Ich habe es ja erzählt, daß meine Freunde in Sorge ſind."

Als die Pfarrerin aus dem Zimmer gegangen war, trat Ottomar auf Sibylle zu.

„Du haſt Kummer und Aufregung, haſt dich aus irgendeinem Grund hierher verkrochen? — Ich ſage dir nur das eine: Rechne auf mich, — was es auch ſei!"

Seine Stimme bebte, und Sibylle ſah die mächtigen Augen ihres jungen Kameraden mit tiefer Güte auf ſich gerichtet.

„Ja, du biſt gut! Und deshalb liebten wir dich

ſo ſehr. Weißt du noch, die Iſebieſe, die dummen Iſebieſe! Wie oft nannteſt du uns ſo. Ja, Ottomar, ich bin in Sorge. Nur dich werde ich fragen, — nur dich!"

So nahmen ſie Abſchied voneinander.

Iſebies aber ſchrieb nachts an Frau Dohrn, aber der Brief kam ihr tot vor.

Am andern Morgen kam ein neuer Brief:

„Sie kennen Dohrns, heute iſt jede Ausſicht auf Ruhe abgeſchnitten, jeder gute Gedanke und jede Hoffnung erſtickt in ſeinem Keim. Keine Macht der Welt, die Gedanken zu bannen, — ſie ſind da, ſolange ſie da ſind! Vielleicht lange Qual. Heute haben wir es erfahren. Wir müſſen wohl jede Hoffnung aufgeben, gut davon zu kommen. Wir wollen das Schickſal nehmen wie es iſt. Aber — Sie müſſen kommen. Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, daß Sie jetzt hier ſein ſollten!

Telegraphieren Sie!

Wir werden heut nacht nicht ſchlafen; wir werden oben in der roten Stube auf und ab gehen. Es wird beſſer werden, wenn Sie erſt da waren.

Eliſe."

Unter dem Brief ſtand von Alexander Dohrn geſchrieben: „Es wäre doch ein Glück, wenn wir jetzt beieinander ſein könnten."

Ottomar war nach Jena zurückgefahren. Sibylle ſaß in ihrem ſtillen Pfarrhausſtübchen, halb angekleidet, und hielt den Brief in ihren Händen, verwirrt und ratlos, nach einer ſchlafloſen Nacht.

„In welchem Unheil ſtehe ich," ſagte ſie wieder leiſe vor ſich hin.

Am Abend des Tages kam noch ein Briefchen von Eliſe Dohrn: „Liebſte Sibylle, Sie ſind uns das Liebſte, was es auf der Welt gibt. Nun denken Sie an uns. Vergeſſen Sie nicht, wie Sie geholfen haben, vergeſſen Sie nicht, daß Sie uns helfen müſſen. Eher hätten Sie gehen müſſen, — viel eher, — aber nicht jetzt! Ein hartes Wort, Iſebies, — ein hartes Wort dem leichtſinnigen Herzen, — jetzt aber kommen Sie! Jetzt durchaus: Jetzt will ich es. — Jetzt muß es ſein!

Eliſe."

Gott im Himmel, dachte das Mädchen, was iſt das!? Hat ſie mich je gehen laſſen? — War ich zudringlich? Hat ſie mich nicht gerufen und gerufen! Von zu Hauſe fort gerufen! Von meiner Pflicht gerufen! Gegen mein Wollen gerufen? Gegen den Willen des Vaters gerufen! Sie, immer ſie! Vergaß ſie das? — Hat ſie mich nicht in Angſt und Not und Schuld gerufen, — gerufen und gerufen?

Das arme verwirrte Geſchöpf ſtarrte vor ſich hin, heiße Tränen in den Augen. Das war der erſte Peitſchenhieb, der über ihre arme ſtolze Seele ging.

Da erhob ſie ſich, trocknete die Tränen und ſagte: „Ich komme — ich komme! Ich werde dir ſagen, wie unrecht du haſt! — Nein — nein! Ich laſſe mich nicht ſchlagen!"

Ihr Herz klopfte zum Zerſpringen.

„Nein, ich muß kommen, ich muß ſprechen! —

Und ruft ſie mich jetzt nicht wieder! In einem Atem: Ja und nein. Was ſoll das heißen?"

Sie ging hinunter zu der Pfarrerin und ſagte ihr, daß ſie auf einen Tag nach Weimar wollte, ob ſie wiederkommen dürfe? — Ob ſie nicht ſtöre.

Ja, ſie durfte. Sie durfte in die Welt des Friedens zurückkehren.

Sie wollte Frau Dohrn allein ſprechen, wollte ihn nicht ſehn. Sie wollte ihr ſagen, daß ſie Frieden brauche, — daß ihre Eltern Frieden brauchen, daß Dohrns Frieden brauchen, daß jeder ſich ſelbſt auf Erden genug ſein muß, daß alle auch einſam ſterben müſſen, und daß wir trotz aller Nähe einſam im Leben ſind.

So wählte ſie eine Stunde, in der ſie wußte, daß Frau Dohrn allein zu treffen war, eine Zeit, in der er ſich meiſt in den Arbeitsſälen aufhielt.

Iſebies wurde in das rote Zimmer geführt, einen ſchönen Raum im alten Haus, der einen wundervollen Blick auf den Ettersberg hatte, über Tannen und Baumkronen hin, das Arbeitszimmer, in dem in letzter Zeit bis tief in die Nacht über alle Möglichkeiten beraten worden, in dem alles ins Auge gefaßt worden war. Große Verluſte, die Möglichkeit auszuharren, Kämpfe mit dem Delegierten der Bank, Beſprechungen mit dem Rechtsanwalt.

Beide Dohrns waren im Zimmer, trotzdem das Mädchen geſagt hatte, die gnädige Frau arbeite allein.

Er ſaß am Schreibtiſch, wie ausruhend, und

Frau Dohrn ging mit kleinen harten und doch etwas wiegenden Schritten im Zimmer auf und nieder.

Sibylle ſtand an der Türe des großen Raumes, ohne ſofort bemerkt zu werden.

Sie ſah Frau Dohrn, als ſähe ſie dieſe zum erſten Male; aber mit ahnungsvollem Wiſſen. Welche Zierlichkeit und Feſtigkeit der kleinen Figur. Welche Gebundenheit, — als ob ſie eine geheime Waffe eiſern feſthielte. Die Arme an die Seiten geſtreckt, die kleinen ſehnigen Hände geballt, — und dieſer Schritt —! Dieſer merkwürdige Schritt, dramatiſch ausdrucksvoll, als ginge ſie einem Feind entgegen, und doch in den Bewegungen der Hüften etwas Unſicheres, faſt Weichliches.

Er ſaß, die Hand müde aufgeſtützt, den Kopf darin geborgen. Nicht mehr Wollen lag in ſeiner Haltung, und doch auch etwas, was ſich nicht ergibt.

Jetzt ſchaute Frau Dohrn auf. Ihr Blick war ſtahlhart. „Iſebies!“ ſagte ſie mit einer Betonung, die von dem Mädchen ganz Beſitz ergriff.

Alexander Dohrn ſchaute mit einem langen Blick auf Sibylle.

Sibylle ſtand wortlos.

„Kommen Sie endlich,“ rief er.

Er hatte gewiß, ſo warm und lebendig wie die Begrüßung klang, ſie nicht begrüßen wollen. Aber der Ausdruck ſeiner Stimme überſtrömte ſeine äußere Haltung.

Frau Dohrn legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein Freund,“ ſagte ſie, lächelte wie im Traum — und wendete ſich flüſternd zu ihm.

„Setzen Sie sich, Isebies," fuhr sie mit demselben sonderbaren, nicht zu deutenden Lächeln fort. „Herr Dohrn wird Ihnen sagen, — es ist mir lieber, er sagt es Ihnen."

„Wir werden Isebies erschrecken. Weshalb jetzt?" Das sagte er.

„Und weshalb nicht jetzt?" fragte sie hart. „Ist es ein Unglück, Isebies ein wenig zu erschrecken?"

Er schwieg . . . Erhob sich dann, ließ sich auf das Sofa nieder, auf dem Sibylle saß und angstvoll schaute.

„Frau Dohrn ist ganz wunderbar, ganz unbegreiflich wunderbar —," begann er unvermittelt — und schwieg wieder.

„Sag' es einfach," unterbrach sie ihn, und auf ihren Zügen stand noch immer ein kaum hingehauchtes Lächeln, das Sibylle ganz beklommen machte. Es war so ein fremdes, unwirkliches Lächeln.

„Isebies," begann Alexander Dohrn. Er sprach schwer und tastend. „Frau Dohrn will, daß wir beide glücklich werden. Frau Dohrn will sich von mir scheiden lassen — unseretwegen."

Sibylle sank ein wenig zurück, als brauche sie einen Halt. Ihre Augen schauten verwirrt, ihre Lippen waren aufeinander gepreßt. Sie hätte nicht sprechen gekonnt, sich nicht bewegen können. Eine Erstarrung war über sie gekommen.

„Ich habe dir gesagt, daß es zu viel für sie ist," sagte Alexander Dohrn kurz und erregt, „— — zu viel."

„Zu viel — — zu viel —," antwortete Frau

Dohrn gedehnt, wie abweſend, als wiederhole ſie das Wort unbewußt.

„Ja — ja, — Iſebies, ſo iſt's."

Sibylle erhob ſich, ſtand, als ſuche ſie nach einem Halt, und ging nach der Tür, ohne ein Wort reden zu können.

„So nicht, ſo nicht fortgehen," ſagte Alexander Dohrn in möglichſter Ruhe.

Sibylle aber ging durch den weiten Raum. Er ſchien ihr endlos, und was ſie dachte, war ebenſo endlos und ſtürzte auf ſie ein. War Frau Dohrn eine Heilige? — Um Gottes willen — eine Heilige? — Liebte ſie ihren Mann nicht! Wenn dieſe nicht? Wer dann? — Ganz unzertrennlich waren ſie ihr erſchienen. — Eins! — Und nun? Welches Entſetzen! Welcher Unſinn! Welche Sünde!

Mit einem furchtbaren Schreck ſah ſie die Geſichter ihrer nächſten Menſchen vor ſich. Vater und Mutter und die liebe Frau, die Schweſtern, die Pfarrersleute und Ottomar. — Alle, alle.

Ja, — und etwas fühlte ſie noch, was ſie mehr als alles entſetzte: Sie fühlte ſich Alexander Dohrn nahe, unerhört nahe! Nie hatte ſie ähnlich empfunden. Sie fühlte ſeinen Kuß im Geiſte wieder auf ihren Lippen. Was ſie ſich an jenem Abend nicht zu denken gewagt hatte, hob jetzt das Haupt!

Um Gottes Barmherzigkeit willen! In welchem Unheil ſtand ſie!

Immer wieder bildeten ſich ihr die Worte, als drückten ſie alles aus. Nahe ſtand er ihr, nahe! Das hatte ſie gar nicht gewußt.

Eine innere Empörung fühlte ſie gegen die Frau. Wie durfte ſie es wagen, hier Schickſal zu ſpielen, auszuſprechen, — zu geſtalten? Um Gottes willen, wußte ſie denn, was ſie getan hatte? Wie konnte ſie? — Und wieder dachte Sibylle: Wie durfte ſie!

Und ſo kam ſie an die Türe. Aber Frau Dohrn folgte ihr und ſagte, als Sibylle die erſten Stufen hinunterging: „Auch ich hätte kein Wort gefunden, wenn ich Sie wäre. — Gehen Sie jetzt; aber kommen Sie heute noch. Es iſt durchaus notwendig.“

So ſaß Sibylle eine Stunde danach mit den Ihrigen daheim zu Tiſche — und wußte ſich zu beherrſchen. Ja, es war gar nicht ſo übermäßig ſchwer, ſich zu beherrſchen, denn an das, was ſie ſoeben erfahren hatte, glaubte ſie nicht.

Es ſtand außerhalb aller Möglichkeit, wie eine Geſpenſtererſcheinung. Man konnte es vergeſſen, als wäre es nicht dageweſen.

Aber die Arme und die Füße waren wie Blei, und eine Ermattung im Körper, als hätte ſie eine ſchwere Krankheit überſtanden.

Die Seele kann im Augenblick eines großen Schrecks entwiſchen; aber der ungeſchickte Kamerad, der Körper, trägt jeden Streich.

Wohin nun?

„Du haſt Ottomar Rauchfuß wieder bei Pfarrer Schönwetter begegnet,“ ſagte Heinrich Eigenbrodt. „Weshalb erzählſt du das nicht ſofort. Du weißt, wie wir zu dieſen Leuten ſtehen?“

„Ich vergaß es," antwortete Sibylle.

„So etwas vergißt man nicht."

„Doch, ich vergaß es," antwortete das Mädchen. „Pfarrer Schönwetter hat es dir geschrieben."

Ottomar — Ottomar! — dachte Sibylle.

„Ich bitte dich, — ja, ich wünsche es, daß du einer Begegnung mit Ottomar Rauchfuß ausweichst. Ich möchte keinerlei Verbindung mit diesen unglücklichen Leuten. Hörst du?"

„Ja," sagte sie, „aber laß mich noch ein paar Tage bei Pfarrer Schönwetter."

„Ich werde meine Meinung über Rauchfußens an den Pfarrer schreiben."

„Ja," sagte Sibylle, „dann kann er alles einrichten, wie du wünschst! Ottomar aber wird selbst nicht kommen, solange ich dort bin!"

Endlich konnte Sibylle ermattet und bis ins Innerste zerquält sich in ihrem Zimmer einschließen.

Da ging sie auf und nieder — fast gedankenlos —, die Hände über der Brust gefaltet.

„Ach Gott im Himmel, nimm mir das Gefühl, als gehörte ich irgendwie zu ihm! Ich weiß nicht, — ich weiß nicht!"

Am Nachmittag um vier Uhr wurde Frau Dohrn gemeldet.

Sibylle kam bebend und fand Frau Dohrn im Wohnzimmer mit der Mutter und dem zierlichen Zwilling zusammen, ganz harmlos plaudernd.

„So, Iſebies," ſagte ſie auf ihre verſchleierte Art lächelnd, „ich wollte Sie mir in der wundervollen Herbſtſonne ein wenig zum Spazierengehen holen. Ich komme Tag für Tag nicht hinaus."

Sie war ganz vornehme Dame, mit großer Sicherheit im Benehmen.

Das arme erſchreckte Mädchen aber dachte: Wie kann ſie nur! — Wie kann ſie nur hierher kommen? Heute? Wie bringt ſie's übers Herz . . .

Sie erſchien ſo grauſam ſpieleriſch, wie ſie mit der Mutter ſprach. Und wenn ſie tauſendmal heilig war, ſo fehlte ihr etwas — etwas, — das ihr nicht fehlen durfte.

Wieder regte ſich Zorn in Sibylle, — Anbetung der unglaublichen Hingabe, Bewunderung und leiſes Grauen.

Was war das alles?

So ganz fremd, ſo ganz unbegreiflich. Doch wenn ſie das durchgeiſtigte, eigenartige, überaus raſſige Geſicht anſah mit der zarten, ſchmalen, unſäglich feingebildeten Stirn, dem wundervollen Haaranſatz, den Augen, die wie im Lichte ſchwammen, wußte ſie nicht, was ſie denken, fühlen und ſagen ſollte.

Ihre Verwirrung war grenzenlos.

Jetzt hörte ſie Frau Dohrn wieder ſprechen: „Sie haben mir das Vertrauen geſchenkt, Ihr Kind mir ſo oft zu überlaſſen. Iſebies hat uns unendlich wohlgetan. An mir hat Iſebies eine zweite Mutter gefunden."

„Nun," ſagte Frau Eigenbrodt lächelnd, „für gewöhnlich genügt eigentlich eine."

Sibylle unterbrach das Geſpräch. „Ich muß heute zurück zu meinen Pfarrersleuten. Die warten auf mich. Ich verſprach's, zu kommen."

„So — ſo?" ſagte Frau Dohrn wieder in unbeſtimmbarer Betonung.

Iſebies aber legte ſich dieſe Betonung wie eine Zentnerlaſt aufs Herz.

„Wieſo biſt du ſo eifrig, — du hatteſt doch ſonſt nicht ſolche Eile?" fragte Frau Eigenbrodt, der eine eigentümliche Sorge wegen Ottomar Rauchfuß im Herzen aufſtieg.

Iſebies durchſchaute, verſtand. „Mutter!" ſagte ſie tief aufatmend.

„Bleib heut hier, mein Kind, geh' mit Frau Dohrn."

„Gut — gut," antwortete Sibylle wie im Traum, legte ihren Arm um Frau Eigenbrodts Schulter und ſagte noch einmal leiſe, kaum hörbar, in ihrer unſäglichen Angſt: „Mutter! Mutterchen!"

So ging ſie mit Frau Dohrn.
Wundervolle Herbſtſonne.

Beide ſprachen nicht.

„Laſſen Sie uns die Zeit nicht verſäumen, Herr Dohrn weiß nicht, daß ich mit Ihnen zuſammen bin —," brach Frau Dohrn das Schweigen. „Ganz gleichgültig, wer Schuld trägt, oder wer keine Schuld trägt."

„Niemand trägt Schuld, — und niemand ſoll Schuld tragen," ſagte Sibylle leiſe.

„Isebieschen — Isebieschen! So kommen wir über diese Dinge nicht fort. Den Kopf verstecken, nicht hinschauen, — sehr bequem! Denken Sie mal — Schuld? — Schuld? Das entsetzt Sie! — Als ob sie nicht täglich Schuld auf sich laden? Als ob wir der Schuld jemals entwischen könnten? Mein Gott! — Ich bin nun mal so eine Art Hexe. Ich weiß, an Ihren Augen seh' ich's, daß Sie so etwas von mir denken. Ich fürchte mich auch nicht vor Schmerz. — Ich fürchte mich nur vor Öde. — Sie haben mir immer gefallen. — Sie sind das einzige Weib, das mir je gefallen hat. Sie sind etwas zu viel gekommen, wir haben uns etwas zu viel gesehen! — Gut, mag's meine Schuld sein. Ich sehe schon, Sie wollen sie von sich abwehren!"

„Nein, nein!" rief Sibylle wie außer sich. „Sie spielen ja mit den Dingen! — Um Gottes willen, Sie denken ja nicht! Ideal und groß denken ist Unsinn, wenn man anderen Unglück damit bringt. Wissen Sie denn die Schuld, die Sie und ich bei uns, bei uns Eigenbrodts getan haben?"

„So, ich habe eben bemerkt, daß niemand bei Eigenbrodts sehr benachteiligt aussieht!"

„Ach, was wissen Sie!" schluchzte Sibylle auf.

„Isebies, lassen Sie sich nicht gehen. Gut, Sie haben manchmal zu Hause gestört; aber was haben Sie dafür bei uns getan?"

„Bei Ihnen! — Es ist ja alles Unsinn — und Wahnsinn!"

„So?" sagte Frau Dohrn.

„Nein, Sie wissen nicht, was Sie tun! Sie

ſtellen ſich die Dinge nicht vor, ſo wenig Sie ſich mein Zuhauſe vorſtellen können. Sie laſſen ſich ſcheiden und . . ." Sibylle wagte nicht gleich auszuſprechen. — „Und dann die Kinder! — Sie ſelbſt! — Meine Eltern — mein Zuhauſe! Ich! — Er! — Welch ein Entſetzen überall?"

„Vielleicht, wenn ich mir zu wenig vorſtelle, ſtellen Sie ſich zu viel vor," ſagte Frau Dohrn ruhig.

„Geben Sie das Herrn Dohrn. — Ich ſchrieb es für ihn auf, — vielleicht verſteht er mich." Sibylle nahm ein Zettelchen aus der Taſche und reichte es hin.

„Darf ich's leſen?"

„Ja," ſagte Sibylle leiſe.

Da las Frau Dohrn: Es war einmal ein Mädchen, das hatte einen Freund, von dem ſie das Beſte und Größte dachte. Da geſchah es einſt, daß ihr Freund ſie betrübte und erſchreckte, ſo ſehr, daß ſie es, ohne zu ſprechen, in ihrem Herzen verbarg, als hätte ſie es nie erfahren, denn ſie konnte ihm kein Wort darüber ſagen, ſonſt hätte ſie ſterben müſſen. Und ſo geſchah es, daß ſie, ſtatt ihrem Freunde zu zürnen, ſehr gut gegen ihn war, daß er ſich ſelbſt verwundern mußte. Ihr Herz aber war traurig geworden, ſo traurig, daß ſie es niemandem mehr ausſprechen konnte.

Frau Dohrn las und ſagte: „Spinngeweb gegen Feuer! Haben Sie das als Antwort heut geſchrieben?" Sie lächelte.

„Nein, nicht heute."

„So? — Das redet von Liebe! Kindchen! Kindchen!"

Sibylle war es zumute, als wäre ſie geſtorben und befände ſich in einer andern Welt mit andern Geſetzen und Gefühlen.

Oft hatte Frau Dohrn ſie erſtaunt mit ihren wunderlichen, leidenſchaftlichen Anſichten und Urteilen; aber heute, heute, wo es ſich um ihr eignes Sein und Nichtſein handelte, um Mann und Kinder, um alles, um ihr eignes Blut und Leben, ihres eignen Herzens Seligkeit und Qualen! Ihr ſchwindelte — —

„Was ſind Sie denn? Wer ſind Sie denn?" fragte Sibylle.

Und der Ausdruck, mit dem ſie fragte, brachte die Antwort: „Keine Heilige, mein Kind. Legen Sie mich in kein Erbauungsbuch. Ich nehme heute und geb' morgen, — ich gebe im Überſchwall. — Ich liebe Senſationen, ich quäle mit Krallen und Küſſen. Ich bin ſo und ſo ein ſonderbares Stück Natur, eine ſonderbare Heilige. Hüten Sie ſich, — ich laſſe Sie nicht los! Fragen Sie Herrn Dohrnchen, — gut bis zum Übermaß. Gut, daß es einem grauen könnte. — Aber was iſt gut? Fragen Sie ihn, ob er's weiß? Meine Güte kennt er, — ob aber nicht auch ein wenig Grauen davor? Was weiß ich! — Was weiß ein Mann von ſeiner Frau! — Ich bin nicht ſo deutlich. Ihnen gegenüber aber werde ich deutlich ſein. Heute ſo, morgen ſo. — Ein wenig Anrecht hab' ich ja jetzt auf Sie! — Mit Blut erkauft — ſagen wir mit Blut! —, weshalb nicht?"

Sibylle ging in tauſend Unruhen und Qualen, in tauſend Zweifeln und Nöten! Ihre Verwirrung war grenzenlos. Wohin ſollte ſie ſich wenden, welche Entſchlüſſe ſollte ſie faſſen? Fort! — Fort! — Das war das einzige! — Das murmelte ſie unhörbar vor ſich hin.

„Wie Sie zuſammengeduckt ſind," ſagte Frau Dohrn, „die ſchlanke, luſtige Iſebies. Sie haben ſich gedacht, das iſt alles ganz leicht, wenn mir's paßt, gehe ich. Ich ſpiele da eine kleine Komödie und dort eine kleine Tragödie. Warum nicht? — Jung ſein und hübſch ſein iſt allerliebſt. Alles hat Wert, was man ſagt, der dümmſte Kohl. Man brennt da ein Feuerchen im Herzen an und dort eins, und freut ſich, wenn's flackert! Es iſt jetzt etwas Ernſt dazu gekommen! So, — mein Gott, was man Ernſt nennt. Große Geſchichte!"

„Nie ſpielte ich Komödie, nie! In Gottes Namen ſchwör' ich das. — Ich hab' nie gedacht . . ."

„Das haben Sie weiß Gott nicht getan," ſagte Frau Dohrn. „Vielleicht Druckerſchwärze im Blut? Wer weiß. Aber Scherz beiſeite! Jetzt kommen Sie mit hinauf, — wir trinken Tee und wollen ganz vernünftig reden, mit Ihnen darf ich mir doch hin und wieder erlauben, ein bißchen Hexe zu ſpielen?" Sie lachte.

„Laſſen Sie mich!" rief Iſebies außer ſich. „Habe ich Ihnen weh getan und auch Herrn Dohrn, ſo habe ich keine Ahnung gehabt. Ich habe wirklich geglaubt, Sie brauchten mich. Ich habe unrecht getan, wohin ich blicke; aber wie konnte ich das

wiſſen? Ich wollte ... Ach, was wollte ich! Ich habe unrecht gegen meine Nächſten getan!"

„Immer Eigenbrodts! Sie haben jetzt auch Verpflichtungen, — gegen mich zum Beiſpiel! Ich ſchenkte Ihnen Vertrauen. Ich öffnete Ihnen mein Haus."

„Mich ſchwindelt," ſagte Sibylle leiſe. „Mir dreht ſich alles. Ach, wie wird mir!" Bleich und krank ſah ſie aus. „Ich weiß nicht, was iſt denn das für ein Durcheinander, — für ein Schreckliches?"

„Davon ſagen Sie Herrn Dohrnchen nichts, daß wir geſprochen haben?"

„Nein."

Sie ſtanden jetzt vor Dohrns Haus.

„Kommen Sie mit hinauf und beruhigen Sie ſich."

Da hob in Sibyllens armem Herzen ſich eine Sehnſucht. Ihn ſprechen, ein paar Worte mit ihm ſprechen! So, wie es jetzt, nach dem Geſpräch mit Frau Dohrn, um ſie ſtand, war alles Untergang und Verwirrung.

Sie ging müde mit hinauf.

„Alſo kein Wort," ſagte Frau Dohrn.

Sie gab keine Antwort.

„Kein Wort verraten? Wir ſprachen nicht miteinander!"

„Nein," ſagte Sibylle.

Als ſie ihrem Freund allein gegenüberſtand, nahm dieſer ihre Hand in die ſeine und ſagte: „Sie ſehen zum Erbarmen aus, Sibylle. Sagen Sie,

armes Herz, das hat Sie alles so sehr erschreckt? Frau Dohrn hat sich groß betragen. Was haben wir für Tage erlebt! — Und wenn Sie sich innerlich dagegen sträuben, — ich weiß es, seit jenem Abend, — ich weiß es, wir gehören zueinander. Und wenn Sie kein Wort sagten, das ich mir so deuten dürfte, — es ist so. — Sie waren Heimat — ganz Heimat — ganz Mitempfinden gegen Ihren Willen, ganz süßeste Mutter: Sie würden verkümmern, und ich würde zugrunde gehen. Wir gehören zueinander."

„Mag sein," sagte Sibylle. „Viele gehen zugrunde und verkümmern, weshalb wir nicht? Sind wir besser wie andere?"

„Frau Dohrn aber will, daß wir zueinander gehören. Es ist ihr freier, starker Wille."

Traurig blickte ihn Sibylle an.

„Geht kein froher Strom durch Ihre Seele?" fragte er erregt. „Für mich Heimat, — Erlösung! Wir führen jetzt die ganze Schererei mit der Bank mit aller Glut des Willens durch. Was sich ergibt, bleibt ihr und den Kindern, und wir beide! — Wir beide!" Seine Stimme war wie durchleuchtet, sein Gesicht wie neu geschaffen. „Wir beide gehören zueinander! Leben wie armes Volk und arbeiten. Ach, wenn Sie wüßten, — mitten in aller Qual und allen Nöten dieser Tage kamen die wundervollsten Gedanken."

Sein Ausdruck war für Sibylle ganz neu.

Schweren Herzens sagte sie: „Sie denken nur an sich und mich. Können Sie sich das Unheil, was wir anderen bringen würden, nicht vorstellen?"

„Eigengeſchaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenſchaften. Ich erinnere nur —"

„Im tiefſten Grunde iſt es ſo," ſagte Sibylle leiſe, „aber . . ."

„Herr, mein Gott!" rief er aus. „Ihr ſchafft Euch Mauern, wo keine ſind! Frau Dohrn will, — wünſcht es, — will frei ſein! Was iſt da unerhört, unmöglich?"

„Die Meinen denken nicht, wie Sie denken. Die ſchufen ſich eine ganz andere Welt, der Ihren entgegen —"

„Dann, Sibylle, dann nehme ich dich in meine Heimat, in meine von mir geſchaffene Welt und frage nach niemand!"

Sibylle lächelte ſchmerzlich und ſah ihn fremd an. „Wer kann ſeiner Welt entfliehen?" ſagte ſie.

„Wir ſind alle tief bewegt, Sibylle. Sie ſind erſchüttert. Gehen Sie in Ihr ſtilles Neſt zurück zu Ihren friedlichen Menſchen. Denken Sie nach; aber ohne Qual und ohne Haſt. — Ich kenne einen Menſchen, dem nur Sie Leben geben. Denken Sie an ihn und denken Sie, ob er es wert iſt, daß . . . Geh, mein Herz, — geh."

Er reichte ihr die Hand.

Sie war ſeit Tagen wieder im ſtillen Haus, bei denen, die reif und ſtill und voller Heiterkeit lebten. Noch beſaß ſie dieſes köſtliche Heim der reinſten Seelen, fern von Leidenſchaften und Ver-

wirrung. Noch durfte ſie hier ein- und ausgehen bei „lieben Gotts", wie des Pfarrers Bruder Karl ſagte.

Sie arbeitete in dieſer leichten, erquickenden Luft im Pfarrhauſe, andächtig ſelbſtvergeſſen, — wollte kein Denken an ihr Schickſal, an ſich ſelbſt. „Schriftſtellerin," hatte der liebe Pfarrer Schönwetter geſagt, „ſolch ein trauriges Wort, mein Goldkind! Wirſt du nicht ſchamrot, — du liebe Seele?"

Sie ſpürte die Schmach nicht, die am Wort haftete, als ſie ſo ſelbſtvergeſſen, mit der Kraft der guten, ſtarken Iſebies ſich in ihre Arbeit verſenkte, alles vergaß, ganz untertauchte.

Welch ein Leben! Welch ſtille Wonne! Welch ein Wunder, ſo entfliehen zu können, allen Sorgen und Ängſten, und friſch und ſtark wieder aufzutauchen.

Nach ſolchen ſtarken Arbeitsſtunden ſaß ſie mit der Pfarrerin in der erſten Dämmerung eines Abends im ſtillen Zimmer, als das Mädchen Ottomar meldete.

Bang blickte Iſebies-Sibylle nach der Türe; ſo ſehr ſie ſich freute, Ottomar zu ſehen, verſtand ſie nicht, daß er ſein Wort, nicht zu kommen, nicht hielt, — er, der Gerechte und Sichere.

Nach einer kurzen Unterhaltung, der Iſebies-Sibylle es anmerkte, daß ſie erzwungen war, ſagte Ottomar unvermittelt: „Es iſt ſchön draußen, Sibylle, begleiteſt du mich ein wenig?"

Sie erhob ſich mit klopfendem Herzen.

Er konnte ſich nicht verſtellen. Es lag eine Sorge auf ihm, — ein Kummer. Wie ſie ihn kannte!

Wie ſie ſich ſeiner und ſeines Ausdrucks aus früheren Jahren erinnerte!

Sie gingen miteinander durch den Garten den breiten, geraden Weg. Feuchte herbſtliche Nebelluft. Die Malven ſtanden fahl, nur hin und wieder leuchtete eine eben erblühte unter den welken auf. Von den nebelfeuchten, ſchweren Wipfeln der hohen Birnbäume fiel noch hin und wieder eine reife Frucht, die nicht geerntet worden war, dumpf ins Gras.

Sie waren ſtumm miteinander gegangen.

„Die Leute ſprechen in Jena davon, daß Alexander Dohrn ohne dich nicht mehr leben kann," ſagte er unvermittelt mit einer Stimme, die Sibylle fremd klang. Sie fuhr zuſammen, antwortete nicht, entzog ihm ihre erregte Hand. So gingen ſie ſchweigend weiter nebeneinander.

„Trauſt du mir?" fragte Sibylle hart nach langem Schweigen.

Keine Antwort.

„Sieh mir in die Augen!"

„Es iſt dunkel," antwortete Ottomar.

„Sieh mir in die Augen. Zu jeder Stunde meines Lebens, Ottomar, ſollſt du das können. Das iſt das einzige, was ich klar weiß, — das Geſetz meines Lebens."

Ein Aufſchluchzen, und das arme Geſchöpf verbarg den Kopf an Ottomars Bruſt und weinte heiß und tief erregt.

Ihre ruhige Haltung, mit der ſie die namenloſe Unruhe ihres armen Herzens ertragen mußte, brach zuſammen.

Es war dieſelbe leidenſchaftliche Iſebies, die Ottomar wegen kleiner Nöte ſonſt gar oft getröſtet hatte.

Heute lag ſie an ſeiner Bruſt, rückhaltlos wie einſt, und er fühlte ihr vom Weinen feuchtes Geſicht, und auch über ſeine Wangen rannen Tränen, qualvolle, junge, verzweiflungsvolle Tränen.

„Ich bin dein," ſagte er, kaum fähig zu ſprechen, „komm zu mir mit jeder Bitte und jedem Verlangen. Hörſt du! Leb' jetzt wohl, — denk' dran: Du haſt mich!"

So ließ er ſie nach einem feſten Händedruck im dunkeln Garten ſtehen, ging durchs Pförtchen, den Waldweg nach Jena zu.

Und die dunkeln, ſtillen Bäume, von denen die nebelfeuchten letzten Blätter wie Blutstropfen faſt lautlos zu ihren Füßen niedertropften, nahmen ein zerriſſenes Menſchenherz unter ihren ſtillen, geheimnisvollen Schutz. — — — — — — — — — —

Sibylle ſtand noch lange, hatte zuerſt auf Ottomars verklingende Schritte, dann in die Stille und Dunkelheit des Herbſtabends hineingelauſcht. Alles war verſunken, alle Erſcheinungen dieſer ſchönen Welt, und nur von herben Düften und feuchten Herbſtgerüchen war ſie umgeben, wie von zarten geiſtigen Körpern.

Ein würziger Holzrauch, den irgendein Feuerchen in einer Hütte aufſteigen ließ, brachte eine Erinnerung an Heimſtätte, Behagen, Schutz, Unterkriechen ins angeſtammte Eigene.

Ihre Seele aber irrte im Unheimiſchen und

Weſenloſen, in Angſt und Verwirrung wie im wogenden dunkeln Nebel.

In der Nacht noch ſchrieb ſie an Frau Dohrn, daß dieſe kommen ſollte, gab ihr an, wo ſie ſich treffen wollten. Sie müſſe mit ihr reden. Frau Dohrn ſollte darum wiſſen, wovon Ottomar in der Not ſeines Herzens ihr geſprochen.

Frau Dohrn kam. Sibylle holte ſie am Bahnhof ab. Sie ſtieg lebhaft und Sibylle begrüßend aus, trug ihr elegantes Reiſekleid, den kleinen Hut ganz in einen grauen Schleier gehüllt, der unter dem Kinn geknüpft war und in langen Enden herabfiel.

Sie ließ Sibylle gar nicht zu Worte kommen.

„Wohin gehen wir?“ fragte ſie lebhaft. „Führen Sie mich zu Ihrem Pfarrer? Was tun wir? Schade, daß es ein ſo grauer Tag iſt!“

Es war ein grauer Tag; die Luft ſtand faſt ſtill, kein Windhauch, die neblige Herbſtkühle war wie völlig unbelebt. Es regnete nicht, der Himmel hielt ſeine Tropfen in einer grauen gleichmäßigen Wolkendecke feſt.

„Wie gut Sie's haben,“ ſagte Frau Dohrn und blickte um ſich. „Nun führen Sie mich hin, wo Schönes iſt. Wann komme ich hinaus!“

Frau Dohrn plauderte, als wäre nichts geſchehen.

Die beiden Frauen gingen einen einſamen ſtillen herbſtlichen Weg, der hinauf zu einem Bergwirtshaus führte. Dieſer lautloſe Herbſttag! Die Farben,

die in der Sonne geglüht hatten, waren zu einem ſtillen nebligen Braun geworden, die Wieſen im Tal lagen faſt farblos. Nebel ruhten unbewegt, wie zarte graue Schleier, den Fluß entlang. Der Herbſtduft war ſtark und herb.

Sibylle ging bedrückt, fragte nach den Kindern, nach der Arbeit, ob ſie miteinander ins Theater gingen. Und endlich nahm ſie unter lautem Schlagen ihres angſtvollen Herzens den Mut und ſagte ſcheinbar ruhig in verhaltener Erregung, um Frau Dohrn nicht allzuſehr zu erſchrecken: „Man ſpricht hier über uns, über Dohrns und mich, — über Herrn Dohrn und mich.“

„So. — Nun ſehn Sie mal,“ erwiderte Frau Dohrn, „wie hübſch ruhig und ſelbſtverſtändlich ſie das ſagt! Es freut mich, daß Sie über dieſen Dingen ſtehn.“

Sibylle blieb wie erſtarrt.

„Nein! Nein! Nein!“ ſagte ſie und blickte ratlos. „Ich ſprach nicht ruhig.“

„Was ſoll das heißen: nicht ruhig? Ich dächte doch . . .“

Sibylle ſprach unklar. Es war, als konnte ſie den einfachen Ausdruck nicht finden. Ein Abgrund lag zwiſchen ihr und Frau Dohrn, eine ſchauerliche Unwirklichkeit. Die vorgeſchriebenen Wege, die die Menſchen gehen, ſind doch ganz klar. Man konnte ſich doch verſtändigen, ſo ſchien es ihr. Weshalb verſtand Frau Dohrn die einfachſten Dinge nicht? Weshalb verſtand ſie dieſe verſteckte große Angſt nicht?

„Laſſen Sie die Leute doch reden,“ ſagte Frau

Dohrn, „was kümmern mich die Menſchen! Was wollen Sie denn?"

„Sie und die Kinder ſchützen!" rief Sibylle geängſtigt, als wäre dieſes Wort zu finden die größte Mühe der Welt geweſen. „Es ſcheint Ihnen eine freie große Tat, eine große Idee; aber es iſt ein großes Unrecht!"

„Ein Unrecht von mir? Was Sie ſagen?" Frau Dohrn lachte auf. „Und was mich das ſchert!"

„Und die Kinder!"

„Es ſind meine Kinder. Wie eine Mauer werden ſie um mich ſtehn."

„Ja, aber Sie brauchen dann eine Mauer. Und die Kinder wollen ihr eigenes Leben. Die dürfen nicht wie eine Mauer ſtehn, um das zu ſchützen, was wir getan haben."

„So laſſen Sie ſich doch einmal herbei zu ſagen, was wir! — wir! — wir! getan haben!"

„Ich will und wollte es nicht," ſagte Sibylle ſchroff. „Ich will's nicht! — Hören Sie mich!!"

„Gewiß," ſagte die Frau aus ihrem grauen Schleier heraus lächelnd. „Nur ſind wir ſchon etwas zu weit gegangen. Sie erzählen mir ja eben ſelbſt, was die Leute zu reden belieben."

„Um Sie zu warnen!" ſagte Sibylle ruhig.

„Das hätten Sie früher tun ſollen. Jetzt Kopf oben! Retten, was zu retten iſt. Miteinander gehen!"

„Ich habe Sie nicht warnen können, denn ich wußte nichts."

„Worte — Worte," ſagte Frau Dohrn. „Schön

iſt's hier! Hören Sie einmal, — unbeſchreiblich ſchön! Und hier laſſen Sie es ſich wohl ſein — und arbeiten — und plaudern und lachen! — Natürlich lachen Sie! — Und arbeiten! Glückliches Geſchöpf! Wie geht's Herrn Ottomar Rauchfuß? — — Und ich liege wie auf einem Stachellager, meine unruhige Seele zermartert und zerreißt ſich ſelbſt."

„Das ſollen Sie nicht," rief Sibylle überſtrömend von Mitleid.

„Worte — Worte!" antwortete Frau Dohrn. „Sie haben die ſchöne Ausrede, daß Sie jung und unerfahren ſind. Wie hübſch ſich das anhört! — Als ob ein Weib je unerfahren iſt!"

Frau Dohrn warf über das verwirrte Geſchöpf Schuldgefühl wie einen ihrer grauen Schleier, in die ſie ſich zu hüllen liebte, und dieſer graue Schleier fiel auf Sibyllens helle Seele und umdämmerte ſie.

Schlafwandelnd kam ſie in ihrem friedlichen Aſyl an. Es ſanken im Zwielicht auf die braunen Buchen die erſten Schneeflocken vom Himmel. Leiſe und faſt zärtlich ſanken ſie nieder, ſo erſchien es Sibylle.

Wenn wir uns einſam und verlaſſen fühlen, fern vom Verſtehen der Menſchen unſere eigenen ſchweren Wege gehen, die niemand mit uns geht, ſpricht die Natur zu uns; die Schneeflocken fallen zärtlich, tröſtlich auf uns nieder, der Wind umarmt und liebkoſt, die Sonne legt ſich wie eine gute warme Hand auf uns, die Bäume bekommen menſchliche und verſtändliche Bewegungen, die Dunkelheit nimmt uns ans Herz, verbirgt und ſchützt uns wie eine Mutter.

Frau Dohrn hatte auf dem Weg durch die schweigsame Herbstlandschaft ihre Stimmung oft gewechselt, von hingebendster Mütterlichkeit bis zu Äußerungen beißenden Hohns. Sie hatte von Sibylle auf eine ganz wunderliche Weise Besitz ergriffen, betrachtete sie als ihr erworbenes Eigentum, überschüttete sie mit Liebe, mit Vorwürfen, mit Plänen, mit einer Art scherzender, spielender Mißachtung und sprach von ihrem Gedanken, sich scheiden zu lassen, wie von etwas Selbstverständlichem.

„Verlassen Sie sich auf meine Herrschernatur," hatte sie Sibylle gesagt. „Was euch unmöglich erscheint, ein Wort von mir, ein Wille, und es ist da. Sie brauchen nicht für Eigenbrodts zu fürchten. Nur fest und einig durchführen und zueinander halten, etwas Unüberwindliches sein, und alle beugen sich. Der Mut und die Unerschütterlichkeit zur Tat trägt die Anerkennung in sich. Sieghaft sein."

In Sibylle dröhnten alle diese Worte, diese Schrecken noch nach.

Wollte Frau Dohrn frei sein! — Ja, gewiß wollte sie das. Sibylle war müde vom Denken, vom Abwehren, vom Zweifeln; sie verstand nicht. Ganz unklar war ihr das Wesen der Frau geworden. War es Hingebung, war es Liebe, war es Unklarheit, war es Überklarheit, was diese Frau trieb zu handeln und zu sprechen?

Fort! Fort! sagte eine Stimme in Sibylle, — eine Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen war; aber andere Stimmen erhoben sich zaghaft dagegen.

Am andern Morgen hielt ſie einen guten Brief von Frau Dohrn in der Hand.

„Meine liebe, liebe Iſebies, muß uns denn, ſobald wir auseinandergehen, gleich Unheil und Qual treffen? Sie ſehen, wir ſollten es nicht tun. Wenn ich wüßte, daß ein Wort von mir Sie beruhigen könnte, ſo wäre ich heute ſchon wieder bei Ihnen.

Eins wiſſen wir, wir gehören zueinander. Alles, was von außen herantritt, muß daran abgleiten. Und darum nur Ruhe, keine Aufregung und keine Qual — und keine Gedanken, — — es wird alles gut. Gewiß. Nur müſſen wir zuſammenhalten, und ruhig und klar müſſen wir bleiben, aller Qual und allen Gedanken zum Trotz.

Und dann, liebe Iſebies, ich leſe Ihre Briefe nun zum vierten, fünften Male, und wenn Sie von mir anfangen zu ſprechen, dann überſpringe ich es, weil ich jede Anklage für ſo ganz ungerecht halte. Nur jetzt und für den Augenblick laſſen Sie den Schreck nicht wirken und ſtehen Sie oben, — ein dummes Geſchwätz und nicht unklug, liebe Iſebies.

Wenn Sie noch unruhig ſind oder nur fürchten, wieder unruhig zu werden, dann telegraphieren Sie: ‚Komme‘. Ich richte dann ſchon alles ein und kann auch wirklich jeden Augenblick kommen. Darauf rechne ich ſicher, daß Sie es tun.

Einen guten Tag und eine gute Nacht, meine liebe Iſebies.

Ihre Eliſe.“

Die Zeit rückt vorwärts und führt die Seelen mit ſich einem dunkeln Ziel entgegen.

Wie ein junger Baum aber will jede Seele wachſen, will nicht verkrüppeln. Unmut liegt auf ihr, wenn ihr Wachstum gehindert wird, auch wenn unſer Bewußtſein von dieſer Unluſt nichts weiß.

Eine zarte, faſt unbewußte Scham erfüllt die Seele bei Erfolg, bei Erlangen, bei Rechthaben, bei Glückesfülle; — in Schmerzensnot aber und im Unrechtleiden taucht dämmernd ein Gefühl auf, als ginge die Seele auf guter, herber Weide. Ein Mißtrauen dem Glücke dieſer Erde tröſtet mit geiſterhaftem Troſt' der aus einer fernen, in das Dunkel des Herzens einſchimmernden Welt ſtammt.

So erging es Sibylle. Scham lag über ihr, daß ſie das wehevolle Geſchenk der Frau empfangen ſollte. Ihr ganzes Weſen wollte dies Unerhörte nicht, es erſchauerte und ängſtigte ſie, auch wenn alle, die ſie liebte, damit einverſtanden ſein würden.

Ein ſtilles, unauffälliges Glück, das ſich ſanft ans Herz legt, unbemerkt von allen; aber ein Glück, das aus heißen Tränen und Anſtrengungen, Überwindungen und Peinen einer andern zu ihr wollte?! Wenn ſie daran dachte, ſtieg Glut in ihre Wangen. Sie hätte ſich auflöſen mögen zu nichts. In welch ſchrecklicher Geſtalt trat das Glück zu ihr!

Liebte Frau Dohrn ihren Mann nicht, war ſie ſeiner überdrüſſig? Nein — nein, das glaubte Sibylle nicht. Rätſelhaft war ihr alles. Wie fern ſtand ihr die Frau trotz aller Nähe.

Als Sibylle ratlos und hilflos wieder nach Weimar kam, in das heimatſichere Haus zu ihren Lieben, erſchien ſie ſich wie eine Verbrecherin; als ſie zu Dohrns kam und die Kinder ihr entgegenjubelten und riefen: „Der Engel kommt, der Engel kommt!“ wußte ſie nicht ein und aus vor Verwirrung.

Frau Dohrn war allein daheim und empfing ſie lächelnd, war unergründlich, ſprach vollkommen ruhig. Sibylle fand kaum Worte. Alles, was ſie ſagte, erſchien matt und kraftlos gegen Frau Dohrns ganzes Weſen.

Sie fühlte ſich ihr nicht gewachſen. Sie kam ſich ungeſchickt vor, ganz armſelig. Wie konnte Alexander Dohrn ſie lieben? Wie war das möglich? — Was konnte ſie ihm ſein?

Wenn ſie Frau Dohrns Geſicht anſah, das wie aus Elfenbein leuchtete, und die Edelſteinaugen und das bewußte Weſen der Frau mit ſich ſelbſt verglich, verging ihr der Atem.

Ob Frau Dohrn doch frei ſein wollte? War es eine ihrer Herrſcherlaunen? War es ein Spiel? War es Ernſt? — Um Gottes willen, was war es?

„Ich fühle Ihr Mißtrauen,“ ſagte Frau Dohrn einmal zu ihr. „Sie möchten in mich hineinſehen, nicht wahr? Aber Frau Dohrn iſt nicht durchſichtig.“

So ging die Zeit über die Seelen hin. In Sibylle wuchs gegen ihren Willen tiefe Zugehörigkeit zu Alexander Dohrn. Ihre Seele aber war todmüde von allem Außergewöhnlichen.

Du biſt geliebt, ſagte ſie ſich, tief und mächtig

geliebt von dem teuerſten Mann, der dir der wünſchenswerteſte Freund iſt. Aber ihr Herz blieb von tiefer Trauer erfüllt, von Scham bedrückt.

Als Dohrns den Entſchluß faßten, nach Berlin zu ziehen, kam in Sibyllens Seele ein Aufatmen. Lieber in Sehnſucht vergehen, als in dieſem verwirrenden Zwieſpalt weiterleben.

In Berlin wollten Dohrns ſich nach allen Möglichkeiten einer Scheidung umſehen. Alexander Dohrn war nicht deutſcher Untertan. Sein Vater hatte die deutſche Untertanenſchaft verloren und die ruſſiſche nicht erworben, ſo war er vaterlandslos, und eine Scheidung in Deutſchland hatte große Schwierigkeiten.

Die Angelegenheit wurde zwiſchen den Ehegatten ruhig und ſachlich beſprochen.

Es gab Zeiten, in denen Sibylle begann, alles für möglich und natürlich anzuſehen, da diejenige, die es am nächſten anging, jetzt ſo völlig leidenſchaftslos und einverſtanden ſich zeigte.

Es wuchs und entwickelte ſich dies alles bei Dohrns faſt pflanzlich, erdenſicher langſam — und wurde ganz Frau Dohrns Tat.

Vor Sibylles Seele aber ſtand das Haus Eigenbrodt mit all ſeinen Traditionen, ſeinen unſäglich zart abgeſtimmten, wohlgeratenen Menſchen, ſeiner Unnahbarkeit und Abgeſchloſſenheit.

Wenn ſie mit den Ihrigen zuſammenſaß, erſchrak ſie oft bis ins innerſte Lebensmark hinein, denn bei jedem Geſpräch trat die ruhige, felſenfeſte Eigenart der einfach Vornehmen zutage, die durch entwickelte Familienkultur ſich ſelbſt vor einer zu lauten, zu leben-

digen Freundschaft scheu zurückzogen, die sich kein überschwengliches Wort gestatteten, kein überschwengliches Lob, kaum einen heftigen Tadel.

Mit einem Lächeln, einem bedeutungsvollen Schweigen beurteilten sie das Leben um sie her.

Die gewissenhaften, stillen, schweigsamen Menschen im Exzellenzengarten hatten ihre Kräfte und Eigenarten ihren Nachkommen in das lebendige Blut gelegt, und Frau Mutters süße, heitere, gelassene Natur hatte dem etwas eckigen Schweigen jene Zartheit der Würde beigefügt.

Dieses köstliche Kunstwerk, an dem Generationen gewirkt und gewebt, trug Isebies-Sibylle wie eine ungeheure Last auf ihren Schultern.

Hier wie dort, gebannt durch Liebe, Zugehörigkeit, Schwäche, Verwirrung, stand das bebende Geschöpf ratlos mit der übergroßen Last, die niemand ihr abnehmen konnte. Das Sommerlüftchen ihrer so heiteren Seele war verflogen.

Sibylle fühlte etwas felsenhaft Domhaftes, wenn sie an die Ihrigen dachte, und sie lag wie ein wirres Bündel vor der Türe des Heiligtums.

In dieser Zeit hob sich das Licht ohne Schatten, wie Heinrich Eigenbrodt seine Tochter, die kleine Weltdame, nannte, von dem Familienbilde hell ab. Sie trat mit leichten Schritten in den Vordergrund und streckte die Hand nach neuem Inhalt ihres Lebens bescheiden-vornehm aus.

Wie ein gutes, heiteres Kind war sie ein- und ausgegangen, ganz erfüllt von zarter Lebensfreude.

Umgeben von zahmen Vögeln, klugen Hunden,

hatte ſie lächelnd ohne Verlangen gelebt, geliebt von Menſch und Tier, geatmet in einer Wolke von ſüßer Anbetung. Ihr Näschen hatte wie das Näschen eines zierlichen Götterbildes Weihrauch eingeſogen, der ihrer Schönheit, ihrer jungen Weibesmacht dargebracht worden war.

Ihre zierlichen Tiere waren in dieſer duftenden Wolke geflattert, und die klugen, zottligen kleinen Hunde ſprangen wie die Bälle in Anbetung und Zärtlichkeit an ihr in die Höhe, wo ſie ſich zeigte. Ihre Anbeter nahm ſie ſo wenig ernſt, wie eben ein zierliches Götterbildchen ſie ernſt nimmt. Der verbotene Vetter war und blieb der verbotene Vetter, ohne daß das durchſichtige Wellenſpiel ihrer Seele getrübt worden wäre. Süß erdenwohl war's ihr zumute. Sie hatte einen dicken rötlichbraunen Vogel, einen Kreuzſchnabel, der ihr beim Nähen die Fäden und Nadeln reichte, einen Kreuzſchnabel, klug, wie keine Menſchenſeele noch einen beſeſſen, mit dem ſprach ſie und plauderte, und er ſah ſie mit runden Augen an. Die Tiere dienten ihrem zarten Weſen, lernten ſie erfreuen, ohne daß ſie ſich viel Mühe mit ihnen gab. Sie verſtanden ſie.

Zu ihrer Schweſter Sibylle ſagte das Licht ohne Schatten in dieſer Zeit: „Iſebies, was tuſt du eigentlich, du arme Seele? Du rennſt und du ſchreibſt und biſt ſogar die Nacht nicht ruhig. — Was willſt du denn? Du biſt hübſch und jung, und ich weiß etwas von dir. Geh, das Leben iſt nicht wert zu opfern. Laß dir opfern," lächelte ſie, „aber opfere nicht ſelbſt. Du dauerſt mich."

Zwiſchen jeder Beſchäftigung tanzte Lieſelotte, tanzte ganz verſunken, bis ſie müde war. Ihr Gang, ihre Bewegungen hatten etwas ſo Leichtes wie ihre Seele. Es war eine Freude, ſie im Hauſe zu haben. Sie kannte keine Langeweile, keinen Unmut.

So war ſie von einem Feſte gekommen und hatte am Morgen lächelnd zu ihrem Vater geſagt, als ſie zierlich ihren Morgenkaffee trank: „Du haſt uns allen unſeren Vetter verboten. War es eigentlich der Grund, weil er Offizier iſt?"

„Nein," ſagte Heinrich Eigenbrodt.

„So?" meinte Lieſelotte. „Dann wüßte ich einen, der mich gern heiraten würde, auch ein Offizier, ein Menſch mit der reinſten Seele, und er hat die ſchönſten Hände, die ich je ſah. Ich habe ihm geſagt, daß wir Freunde bleiben wollen unſer Lebtag; aber heiraten dürften wir einander nicht, weil du die Offiziere nicht magſt."

Heinrich Eigenbrodt mußte lächeln: „Das iſt nicht ganz richtig, mein Herz. Ich habe nichts gegen einen braven Offizier."

„So," ſagte Lieſelotte ruhig, „dann werde ich es ihm ſchreiben. Welche Freude wird er haben."

„Und du?" fragte der Vater. „Du ſprichſt nur von ihm."

„Er liebt mich ſehr," ſagte das zarte Mädchen, „und mir iſt er ein lieber Menſch, du wirſt ja ſehen, ſeine Hände ſind wie ſeine Seele. Selig ſind, die reines Herzens ſind —," meinte Lieſelotte ruhig. „Wer möchte ſein Lebtag lieben. Mir würde es zu ſchwer ſein."

Sehnsüchtig hörte Isebies-Sibylle ihre Schwester so sprechen, so selig eingehüllt in die Sanftheit ihrer Natur und so wissend. Sie fühlte auch wehes Hinneigen und ein Heimgefühl zum Zarten, Stillen, zur Gelassenheit; aber welche Wege ging sie!

Ottomar, — dachte Sibylle, Ottomar!

Sie dachte auch an die herzensbange Nachtstunde, als sie die Nähe jenes nach ihr verlangenden Sterbenden empfand.

Alles Sanfte wurde von ihr fortgedrängt. Wohin sie sich wendete, tat sie Menschen weh statt wohl.

Was hatte das aber mit ihrem innersten Wesen zu schaffen?

Sibylle war wie eine arme Seele, die keine Heimstätte auf Erden hat, kein Behagen, keine Zugehörigkeit, ja kein Gefühl, dem sie sich hingeben konnte. Sie lebte nur in Abwehr.

Ihre Arbeit, ihre Kunst aber zog sie wie eine Heimat an sich.

Zur Zeit, als Dohrns mit dem Gedanken immer vertrauter wurden, Weimar zu verlassen, wandelte Frau Dohrn im großen roten Zimmer auf und nieder. Sibylle war soeben fortgegangen.

Ein Fenster stand offen. Alexander Dohrn saß schweigend vor seinem Schreibtisch.

Pein lag im Raum wie eine schwüle, drückende Atmosphäre.

„Und — du fragst nicht," sagte Frau Dohrn, „was nun geschehen soll?"

Im Auf- und Niedergehen bewegte ſie ſich etwas weichlich in den Hüften, trotz der harten, kleinen Schritte und trotz der Anpreſſung der kurzen, energiſchen, zart geformten Arme. Ihre großen Augen blickten wie in die Ferne.

Heinrich Eigenbrodt hatte ganz recht geſehen, als er die Augen dieſer Frau Feldherren-Edelſteinaugen nannte.

„Tat — Tat!“ ſagte Frau Dohrn ſcharf. — „Wir müſſen von hier gehen! Selbſtverſtändlich. Ein halbes Vermögen eingebüßt. Gut. — Jede Hoffnung zu einem Leben verloren, wie ich es mir träumte; zu einem Erfolgsleben! Du hätteſt es uns ſchaffen können wie keiner, — du! —“

„Vielleicht irrſt du dich,“ ſagte er.

„Liebe und Ehe verloren. Weshalb? Nein, ich frage nicht! — Öde, wohin ich blicke; — Einſchränkung, Gleichgültigkeit, Alltäglichkeit, Reizloſigkeit, — du haſt es vortrefflich verſtanden, dein Wort einzulöſen. Du kannteſt mich, — oder kannteſt du mich nicht? Wahrſcheinlich nicht.“ Sie lachte auf. „Wahrſcheinlich nicht! Nun, unterſuchen wir's nicht! Die Kinder, — meine Kinder! Sie werden mit der Glut, die ſie aus meinem Blut ſogen, um mich ſtehen, mit der Glut, die ihr alle nicht kennt. Wir werden eine Macht ſein. — Ich werde eine Macht ſein!“

„Du wirſt dich täuſchen,“ ſagte er ruhig, „du gehſt falſche Wege. Was du auch zu haben glaubſt, — hat dich.“

„Philoſophie!“ meinte Frau Dohrn mit einer ſonderbaren Betonung.

„Du biſt Herr über das, was du überwandeſt! Sonſt über nichts."

„Laß das," ſagte Frau Dohrn, „werde Herr über deine Liebe zu Sibylle!"

„Ich ſprach nicht von mir," ſagte er.

„Ich kann meine heiße Weltliebe ebenſowenig laſſen; alle Weisheit iſt umſonſt, meinen Ekel vor Armſeligkeit, Gedrücktſein, vor Gleichgültigkeit in der Liebe, vor dem gutbürgerlichen Abgetanſein, vor dem Begriff ungeliebte deutſche geduldige Hausfrau, — Sanftmutstier! Allesertragerin, — Alleshergeberin, — arbeitsfreudiger Müllereſel, — Vertraute aller Unbequemlichkeiten —! Nein, mein Welthaß und meine Weltliebe halten ſich die Wage, — du kennſt mich nicht! — Du biſt in deiner Weiſe viel zu ſehr Egoiſt, als daß du mich kennen könnteſt. Erſchrecken würdeſt du, wenn du klar ſäheſt, wen du mit Pflichten und Pflichtchen ſo freigebig und ohne Ende und ohne Dank gedankenlos beladen haſt. Du haſt mir gegeben, was du geben konnteſt, eine Strecke Wegs königliche Liebe, Liebe, die ich dir nie vergeſſen werde, — das Wundervollſte auf Erden. Deshalb eben laſſe ich dich, — trenne ich mich, — deshalb eben! Wir ſind durch ſchwere Zeiten gegangen, die haben mich bei dir gehalten. — In Not und Tod — ja —! Aber nicht in Flachheit, — nicht in Öde und Langeweile und nicht ohne Dank. Abgetane Liebe erregt in mir Ekel. Wenn es uns leidlich gut bürgerlich ginge, ſo eine bürgerliche Gleichgültigkeitsehe mit dir, — nein! Ich bin nicht geſchmacklos genug, ich bin auch nicht gut genug, auch nicht dumm genug,

auch nicht verdorben genug, auch nicht heilig genug. Mir macht Entſagen auch keinen Spaß, dieſe Art Machtempfinden, wie du es meinſt, iſt mir nicht angeboren, und dann, du kannſt ſo wenig ohne Liebe leben wie ich!

Chriſtlich ſanftmütiges Eheweib! Du heilige Unnatur — Ich nicht! — Ich nicht!"

Leidenſchaftlich ſtreckte ſie die Arme vor, wie um zu verſcheuchen, was ſie ſah.

„Liebt ihr, iſt euch das Weib nicht raſſevoll genug, — ſeid aber nicht erſtaunt, wenn's euch ſpäter bequem iſt und ſie ſich zum breitgetretenen Nichts umwandelt! Nicht einen Gedanken lockt euch das hervor, kein Erſtaunen! Was denkſt du dir von mir? O, ſeid ſo klug und weiſe, wie ihr wollt, ſo ſtolz und kraftvoll, — dem ſehenden Weibe gegenüber ſeid ihr höchſt naiv!"

Jetzt lachte ſie grell auf. „Ich tu's auch nicht! — Es liegt in meiner Hand, — einzig in meiner Hand! Weshalb ſollſt du glücklich ſein? — Und ich! Ich? — — Ich tu's doch! — Jawohl! — — Ich tu's nicht! — — Ich tu's —"

Er verfolgte ſie mit den Blicken, wie einer etwa das Schickſal in Perſon betrachten würde, das im Zimmer vor ihm auf- und niederwandelt.

„Gott verzeih's! Ich bin überzeugt, du ſprichſt mit Sibylle etwa ſo: ‚Sibylle, Frau Dohrn iſt eine wundervolle Frau.' Das heißt in anderen Worten: eine bequeme Frau."

„Bei Gott, nein!" ſagte er. „Wieſo bequem?"

„Was weißt du! Liegſt du nachts auf dem

Dornenlager wie ich? Wiſſen — wiſſen. — Was heißt wiſſen! — Was weiß der Mann vom Weibe! — Ach — Worte — Worte!

Nur eins weiß ich: In der Liebe red' mir nicht vom Manne!

Zu lieben! — Und nur die Folgen der Natur bedenken, — ein Kind tragen und gebären. Tod und Not ſondergleichen, ſchwere Nächte, wehe Tage und doch lieben! Tod und Vernichtung in der Liebe trinken und alles wiſſen. Daran mißt ſich des Weibes Liebe.

Schweigen, Schweigen!

Wenn ich mich jetzt aufgebe, ſo iſt das Geſchmacksſache, Schönheitsliebe und Trunkenheit, hat mit Entſagung und braver Weibesentartung nichts zu tun. Geſchürt von Überreizung iſt's nebenbei, mich hat die Ehe im Kampfe mit meiner Natur ſehr ermüdet.

Was weißt du!

Du haſt an mir mehr Gefährtin, als du je an Sibylle haben wirſt, mehr Freund und Mutter. Ich bin für dich mehr Heimat, mehr Verſteherin, mehr Hingebung, mehr, mehr, — mehr von allem, ein ungeheurer Lebensgewinn, mit ruhigen Augen betrachtet. Du haſt die Lebensluft der Liebe aufgebraucht, und ich auch. Ich fliehe den Mann ohne Liebe. Das heißt den Mann, der für mich nicht mehr fühlt, deſſen Nerven für mich ſtumpf wurden, dem die Seele für mich in Dumpfheit verfiel.

Was kümmert mich alle Weisheit und Größe eines Mannes, der mir gegenüber in jeder Lebens-

äußerung erſtarrte. — Ich bin kein Wundertier an Güte.“

„Weshalb ſagſt du mir das alles?“ fragte Alexander Dohrn. „Glaubſt du, ich weiß nicht, was du tuſt?“

„Du weißt es nicht, kannſt es nicht wiſſen. Wir wiſſen nur, was uns gleich iſt. Du glaubſt jetzt auch, Sibylle zu verſtehen,“ ſagte Frau Dohrn ruhig. „Sibylle geht Wege wie die ärmſte Märtyrerin. Wie ſie mir lieb iſt! — Trotz alledem! — Iſebies, — kleine Iſebies! — Sie ſollte ſich hinlegen und ſterben dürfen. Ob du ihr Mann wirſt oder ein anderer! Es bleibt ſich gleich. — Es lohnt ſich nicht der Müh'! Das Leben und die Liebe! Für Tier und Bauer war alles gemacht; aber fürs erſte noch nicht für uns.

Neues Leben und neue Liebe für uns!“

So ſprach Frau Dohrn tiefinnerlich erregt.

„Daß ſie faſt alle elend aneinander werden müſſen! — Iſt's ihre Schuld? Wer weiß!

Sibylle iſt ein köſtliches Geſchöpf. Mich verlangt nach ihr! Heiß verlangt's mich oft nach ihr!“ das ſagte die zierliche Frau gedankenvoll. — „Es war mir ſo wohltätig, von ihr geliebt zu ſein. Jetzt fürchtet ſie mich. — Und wenn ich noch ſo liebevoll zu ihr bin, ſie fürchtet mich. — Und ſie tut recht daran!

Ach, ich gehöre zu den Durcheinandermenſchen. In meiner Seele iſt vom Schickſal ungebührlich umeinander gerührt worden. Die Seelen der meiſten Menſchen ſind wie ſtille Teiche; aber die meine nicht! — Gott ſei's geklagt.“

Hilflos und einsam klagte die Frau. Ihr Gefährte konnte sie nicht trösten. Er hatte dies Recht nicht mehr.

Er litt tief.

Seine arme Kameradin, der Mensch, der am treusten zu ihm gehalten, war in tiefster Not wie losgelassen; aber er fühlte, sie beachtete ihn kaum. Sie sprach wie in leere Luft hinein. — Was war er ihr noch! — Ein leeres Gefäß, das einst für sie Göttertrunk umschlossen hatte und alles Zarteste und Köstlichste dieser Welt.

Sie stand wie verschmachtet in einer Wüste. Er sah sie im Geiste auf ihrem dornenvollen Lager liegen, ihre dornenvollen Wege gehen, ihre arme Seele war wie ein vom Sturm aufgewühlter Teich. Was konnte er tun? Zu ihr hinstürzen, sie in die Arme schließen? Dazu war keine Kraft mehr in ihrer Zueinandergehörigkeit.

Er stand regungslos.

Grausam ist das Versagen der Liebe für beide, für Mann und Weib, die sich einst liebten.

„Alexander," sagte Frau Dohrn, „Sibylle wird, ehe ich einen Schritt tue, ihren Eltern von unserem Plane Mitteilung machen. Nur so geschieht es."

„Niemals," sagte er.

„Doch," sagte Frau Dohrn. „Wer ist in dieser Sache Herrin? Einzig nur ich allein! Ich tu's oder tu' es nicht. Ich bin hier Engel oder Teufel. Du willst Sibylle schützen, ihr die Hände unter die Füße breiten? — Nein! sage ich, laß sie leiden! — Laß sie tun! Laß sie büßen! Ich würde wahnsinnig, wenn

ich allein zertreten würde. Laß uns alle miteinander leiden! Ihr ſollt mit mir leiden! Alle!

Eine gutbürgerliche Verlobung zwiſchen euch in Eigenbrodts Stil — nach geſchehener Scheidung —, und ich bin wahnſinnig. Ich will auch meine Sicherheit haben, daß mein und der Kinder Vermögen mir und den Kindern gehört. Mögen Eigenbrodts für Sibylle eintreten. — Ich will frei ſein, frei in jeder Hinſicht. Verſtehſt du!"

„Ich brauche Eigenbrodts nicht," ſagte er hart.

„Ich aber brauche Eigenbrodts. In Kampf und Not will ich mich von dir löſen, nicht bei bürgerlichem Juniwetter einen zufriedenen Mann entlaſſen. Quält euch nur! Haßt mich nur! So wie ich es will, — ſo will ich's!

Ich will bei der Komödie zuſchauen. — Beiſeite ſchieben laſſe ich mich ſo ohne weiteres nicht, den heiligen Packeſel ſpiele ich nicht!

Kämpft um eures Lebens Seligkeit. Ich will ſehn, ob ihr's wert ſeid oder nicht!"

Was an jenem Abend in verzweifelter Laune Frau Dohrns erregtem Gemüt entſprungen war, was noch zu heftigen, verzweifelten Szenen zwiſchen dem Ehepaar führte, ſollte zur Wirklichkeit werden.

Dohrns hatten Sibyllens Leben getrunken und Sibylle Dohrns ganzes Weſen. Frau Dohrn hatte ſchleierhaft Sibyllens Seele eingehüllt. Es war eine Welt entſtanden, die dieſen drei Menſchen zugehörte,

die ſie ſelbſt geſchaffen hatten, im Gegenſatz zu der Welt, die die andern ſchufen.

Dohrns Geſetze breiteten ſich ungehindert auf dieſer raumvollen Welt aus. Sibyllens jetzt oft ſo natürliche Zugehörigkeit zu Alexander Dohrn machte ihr dieſe ihr eigentlich ſo fremde Welt heimiſcher.

So kam es, daß ſie das Unerhörte im Verhältnis zu ihren Freunden nicht mehr klar empfand, daß ſie ſich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, ihren Eltern Frau Dohrns Plan mitzuteilen. Ihre Nächte waren deshalb nicht ruhiger, ihre Tage nicht fröhlicher. Aber ſie hoffte auf Erlöſung aus den tieferregenden Formen, die ihr Leben angenommen hatte.

So ließ ſie ſchweren Herzens Dohrns ziehen, die nach Berlin überſiedelten, um von da aus Wege zu finden.

Sibylle blieb wie eine geängſtigte Seele zurück.

Die Schweſter Biwi zog wieder nach Weimar, ihr Mann war dahin verſetzt worden. Sie brachte ihr Kindchen mit. Lieſelottes Hochzeit nahte und wurde gefeiert.

Sibylle aber hatte das Gefühl: Es baut ſich ein Wall um ihre Lieben.

Wochen und Monate vergingen. Sibylle fand den Mut nicht, den Unfrieden in das blühende Haus zu tragen.

Sie ſchrieb an Dohrns und bat ſie, alles wieder und wieder zu bedenken.

„Liebe Frau Dohrnchen!“ ſchrieb ſie. „Ach, laſſen Sie mich es ſagen: — Seit ich allein hier bin, fühle

ich, daß der Einfluß hier im Haus mich erſticken will. Unſer Leben, unſere Wege erſcheinen mir unüberwindlich und ganz wahnſinnig. Alle möglichen Pläne, wie ich helfen könnte, gehen mir durch den Kopf. Ich glaube einen Weg gefunden zu haben, der Ihnen beiden frohere Tage bringen wird auch ohne mich, ohne daß das Traurige, Schwere geſchieht. Ziehen Sie in den Süden unter blauen Himmel in hellere Sonne. Herr Dohrn wird wieder froh in ſchöner Natur leben. Von ſeiner Mutter hat er die Liebe zur Sonne, zur Wärme. Er bedarf Heiterkeit. Er iſt im Norden geboren, aber ſeine Mutter war Sehnſucht nach ihrer Heimat. Sagte er nicht ſelbſt: ‚Unheimiſch war meine Mutter, ein Stück fremder Natur.‘ Iſt er das nicht ſelbſt? Paßt er hier zu den Menſchen? Schaffen Sie ihm eine Heimat in der Heimat ſeiner Mutter. Er ſchafft Ihnen Heimat, wohin Sie mit ihm gehen. Er iſt ſo überreich an ſich ſelbſt.

Herr Gott, was iſt hier für eine andre Luft!

Wie erſcheint mir mein Leben! Mir ſchwindelt. Ach, ich merke hier, nun, da ich allein bin, wie ich mich gequält habe. Aber es ſoll alles geſchehen, — alles.

Es ſtürzt ſo vieles auf mich ein.

Ich glaube, es wäre gut, wenn wir in unſer ſonderbares Leben hinein einmal ruhig ſprechen hörten.

Es iſt ſchwer zu ertragen, hier einſam zu ſein. Es iſt beinahe unerträglich, und nirgends ein Funken Hilfe und alles einſtürmend.

Wir denken Unmögliches.
Ich ſehe unaufhörlich Ihr liebes Geſicht.

Ihre arme

Iſebies."

„Meine lieben Dohrns!" — ſchrieb ſie wieder. „Haltet feſt zueinander. Plaudert abends mit den Kindern, leſt mit ihnen, helft ihnen. Sie ſind die Hauptſache! Das erſte.

Fürchtet nichts für mich. Ich bin hart gewöhnt. — Ich ſchließe die Türen zu meiner Welt auf und lebe ein Leben, das niemand mir nehmen kann. In aller Not und Angſt arbeite ich.

‚Ganz Luft und Feuer' ſteht auf einem winzigen Zettelchen, das ich auf dem Herzen trage. Ich rühre an die Stelle, auf der es liegt, und Ströme fließen über mich hin, die Freiheit, wundervolle Entrücktheit bringen, — ſelige Kraft, Mut zu dulden.

Ich liege auf den Knien nachts vor dem Zimmer meiner Eltern, zu dem ich leiſe geſchlichen bin, und bete: ‚Gott ſchütze Euch vor mir, Gott breite ſeine Hände über Euch aus.' — Ich ſchleiche an die Tür der lieben Frau und bete und bete und ringe die Hände. Dann liege ich im Geiſt auf den Knien vor Ihnen und bete und bete in die Ferne und in die Nähe, — in die Nähe, ſuchend nach einem Herzen, das mich hört, — nach einem Gott, — nach mir ſelbſt, — nach höchſter Liebe und unausſprechlicher Hilfe!

Iſt es ſo ſchwer, einander zu lieben? Liebten Sie einander nicht einſt über alles? Was änderte ſich? Ihre

ewigen Seelen, die ich ſo heiß liebe, ſind da, ſind dieſelben. — Werden Sie nicht müde, das geliebte Bild wieder zu finden. Herr Dohrn ſagt: ‚Eigengeſchaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenſchaften!‘

Schaffen Sie beide neu an der großen heiligen Liebe. —

Ich bete und ſchreibe und bete — und bebe. Meine Seele iſt ſo leicht wie ein Hauch und frei und furchtlos. Ich fürchte kein Opfer und fürchte keinen Schmerz. Herr Dohrnchen, ſchaffen Sie nicht an dem Bild, das Sie ſich von mir machen. Ich würde Sie enttäuſchen. Ich bin nicht die, die dem einen folgt und andere leichten Herzens läßt. Sie würden mich ſo tief verwundet endlich erkämpft haben, daß Sie Sorge und Müh' und Not auf ſich laden würden. Ich bin kein freies Geſchöpf. Ich fühle mich, als wäre ich der Atem derer, die ich liebe; wie ſoll ich mich ausdrücken, um Ihnen mich ganz zu offenbaren? Mich erſchreckt eine ſo ſchwer erkaufte Zueinandergehörigkeit. Sie legt ſich wie eine drückende Laſt auf mich. Mir iſt, als ſollte unſer Leben ein Heiligtum werden, dem unerhörte Opfer gebracht wurden. Ich fürchte mich vor ſolch einem Heiligtum.

Ihre hilfloſe Iſebies, die in Weimar umhergeweht wird wie ein abgeriſſenes Blatt. Seien Sie gut, ſeien Sie grenzenlos gut, Herr Dohrnchen. — Ach, weshalb ſteht Frau Dohrn nicht als guter Engel neben Ihnen! — Die guten heiligſten Engel auf dieſer Erde müſſen gar oft feurige Schwerter tragen.

Ihrer beider treue Iſebies.“

Frau Dorn an Sibylle:

„Liebe dumme Iſebies!

Muß ich wieder ſagen: Spinnweben gegen Feuer? Seien Sie tapfer, ſeien Sie heiter. Handeln Sie königlich. Was zwiſchen uns liegt, beurteilen Sie nicht, beurteilt niemand.

Und wer nicht hören will, hört nicht.

Wiſſen Sie, liebe Iſebies, wie unendlich naiv Ihr letzter Brief war? — Wiſſen Sie das? Was muten Sie mir eigentlich zu leſen zu?

Aber Ihre naive Kraft hatte mir es angetan. Sie ſind mir lieb und gefährlich deshalb geworden. Halb Nönnchen, halb Bacchantin. So etwas läßt man eigentlich nicht in ſein Haus.

Ich tat's — Ich wehrte nicht.

Jetzt können Sie nicht aufhalten, was ſo mächtig ins Rollen kam. Ihre Briefe ſind Schaum! Erregen Sie mich nicht. Ich muß mich ſtark erhalten. Schreiben Sie keine ſolchen Briefe mehr — und bedenken Sie, daß jeder Brief an mich, auch an ihn gerichtet iſt. Glauben Sie, es iſt ein Scherz, den wir erleben, ein ſo oder ſo? Eine Komödie, nach deren Schluß man ſucht? Sie werden anders denken lernen, anders ſchreiben lernen. Tod und Leben ſteht bei uns auf dem Spiel. Die verträumte, zaghafte, tugendhafte, rückſichtsvolle Iſebies, die doch gern mit dem Feuer ſpielt, möge ſich deſſen erinnern.

Schlafen Sie gut. Sie müſſen ſchlafen.

Waren die großen Menſchen keine Menſchen wie wir, die Tauſende und Abertauſende, um ihre guten

und ſchlimmen Zwecke zu erreichen, in den Tod führten, die über deren Leiber ſeelenruhig hinweggingen? Die ſich bei gutem Schlaf und gutem Appetit trotzdem erhielten, bei beſter Geſundheit waren und bei beſtem Frieden, liebten und geliebt wurden?

Sie wollen ein Erſtaunen der Ihrigen nicht erregen, ein Erſtaunen über einen Plan, dem ſie bald ihre Zuſtimmung nicht verſagen können.

Liebe Iſebies, übertreiben Sie Ihre Gefühle nicht.

Gott behüte Sie — und tapfres Tun."

„Vermag ein gutes Wort von mir, liebe Sibylle, auf Sie zu wirken, ſo nehmen Sie alle, die die Jahre gebracht, jeden guten Gedanken, und Sie werden deren genug finden.

Ihre Briefe haben mich erregt, und ich hatte nicht genug Beſinnung, die Erregung zu bekämpfen und von den Briefen gegen Herrn Dohrn zu ſchweigen und Sie zu bitten, ſehr ruhig zu ſchreiben, da es mir ſonſt buchſtäblich unmöglich wird zu leſen . . . Nur Gleichmut, Beſonnenheit und Ruhe können Sie an ein Ziel bringen.

Sie müſſen alles, was Erregung bringt, vermeiden. Sie wiſſen, was davon abhängt. Geſundheit und Leben, — und wo der Augenblick das geſprochene Wort entſchuldigen kann, iſt das unvorſichtig geſchriebene unentſchuldbar.

Noch einmal, liebe Iſebies: Nur Ruhe kann uns zu einem guten Ziele führen.

Eliſe."

Sibylle an Frau Dohrn:

„Wenn Sie und Herr Dohrn ſich in meine Lage verſetzen könnten! — Sie würden fühlen, daß es tiefere Erregung wie hier nicht geben kann!

Sibylle."

Heinrich Eigenbrodt war auf einige Tage verreiſt, die beiden Sibyllen, Mutter und Tochter, ſaßen im Wohnzimmer. Die Gartentür ſtand offen, draußen rauſchten die vollaubigen Bäume im warmen Gewitterwind.

Es war ſchwül. Sibylle, die Mutter, hatte Klavier geſpielt, ihre ſüßen melodiöſen Weiſen, ſehnſüchtig und heiter ſchwebend.

Weh ſchloß dem Mädchen den Mund, tödliches Weh.

Sibylle, die Mutter, nahm ihre Handarbeit.

Draußen rauſchte es mächtiger, die erſten Donnerſchläge grollten. Noch ſchlug kein Regen gegen die Scheiben.

Die Stunde war gekommen. — Sie war gekommen. Das dunkle, nächtliche Sommergewitter brachte dieſe bange, ſchreckliche Stunde auf breiten, ſchweren Flügeln. Es brachte ſie Sibyllen, der Tochter, und Sibyllen, der Mutter, — endlich.

Die Schwüle war herzerſtickend geweſen, atemraubend. Wenn Sibylle, die Mutter, dieſe Stunde gewiß nicht erwartet hatte, wenn ihre Gedanken andere Wege gingen, ahnungslos, ſo hatte ſie doch das Weh ihres Kindes Tag für Tag eingeatmet.

Ihr Blut, ihre Nerven hatten alles in ſich ſchon aufgenommen.

Der Regen begann zu rauſchen, der Donner grollte, der Wind beugte die vollaubigen Baumwipfel zueinander. Im Zimmer war es ſtill und drückend.

In den Donner hinein ſagte Sibylle: „Mutter, höre mich —" Sie ſaß aufrecht, die Hände lagen gefaltet auf der Tiſchdecke.

Sibylle, die Mutter, ſchaute befremdet auf.

„Mutter," ſagte Sibylle, die Tochter, „ich möchte ſchweigen dürfen. Ich weiß nicht, wie ich es dir ſagen ſoll; aber ich muß reden." Es war ihr, als wenn die mächtigen Donnerſchläge ſie verbargen, als wenn das Gewitter, die Regenſtröme ſie einhüllten.

Sibylle, die Mutter, ſchaute mit großen erſchreckten Augen auf ihr Kind. Sie fragte nicht. Sie wartete mit angehaltenem Atem. Ihr Kind, das gerade und bewegungslos vor ihr ſaß, flößte ihr Schrecken ein.

Das wilde, ſommernächtige Wetter füllte das Zimmer mit Getöſe und ließ es wie erbeben im fahlen Blitzesleuchten. Die große Hängelampe brannte im Schein der Blitze lichtlos.

Es war für Sibylle vielleicht die einzige Möglichkeit, heute zu reden. In ſtiller, alltäglicher Stunde, in der nur Eigenbrodts Patriziertum im Hauſe herrſchte, dieſes abgeklärte, ſanfte Patriziertum, das das geheimnisvolle Menſchentum ſeiner Geheimniſſe und Unergründlichkeiten entkleidet hatte, wäre es

unmöglich geweſen, in dieſer Ruhe, Sicherheit und dem ſanften Behagen den Mund aufzutun, um zu ſagen: Ich will eine brennende Fackel in euer Haus ſchleudern, ich, euer wohlerzogenes, gutes Kind.

Sturm und Hochgewitter, die aufrühreriſchen Erinnerungen an geheimnisvoll drohende Zuſtände mußten eindringen, um die ſchweren, in dieſem Hauſe unerhörten Worte der armen gequälten Seele von den Lippen zu löſen.

Sibylle verſuchte zu ſprechen, ein Mitleid aber ſondergleichen, wenn ſie ſich dem Anblick ihrer Mutter hingab, ließ ſie lange nicht zu Worte kommen.

„Mutter, Frau Dohrn will ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſen, damit ich und Alexander Dohrn uns heiraten können.“ — Das war es, was geſagt werden mußte. Die Kraft reichte zu keinem weiteren Wort.

Die dieſe Worte vernommen hatte, ſtieß einen Schrei aus, wie ihn das blühende Haus noch nicht gehört hatte, einen Schrei des Entſetzens, einen Schrei des Untergangs alles Sicheren und Heiligen. Die Hände an den Kopf gepreßt ſtand Sibylle, die Mutter, mitten im Zimmer, mit einem Ausdruck hilfloſen Grauens auf dem Geſicht, und wieder ſchrie ſie auf. Kein Wort fand ſich in dieſer ernſten, behüteten Seele, das ausdrücken konnte, was ſie beſtürmte.

Bei dieſem zweiten Schrei aber hatte Sibylle, die Tochter, das Empfinden, als wäre unvermutet ein Schwarm Stare mit Sturmesgeräuſch in ihrer nächſten Nähe aufgeflogen, wie ſie es im Herbſt und Frühjahr auf dem Ettersberg erlebt hatte.

Etwas ganz Sinnverwirrtes war über ſie gekommen.

„Grauenhaft,“ ſagte Sibylle, die Mutter. „Wie konnte ſo etwas Entſetzliches geſchehn! Wie war das möglich bei einem meiner Kinder! Wie haſt du leben können? — Mit uns lachen können, die Mahlzeiten mit uns halten können? — Hat dich unſer Vertrauen, unſere Liebe nicht gebrannt? Und dieſe Frau! — Dieſe unglückſelige Frau? Solch ein Opfer willſt du annehmen! Biſt du ein reißendes Tier?“

Sibylle ſchwieg in Erſtarrung.

„Sie will! — Sie will, — es iſt ihr Wille!“

„Unerhört!“

Sibylle, die Mutter, warf ſich auf das Sofa und verbarg ihr Geſicht in den Kiſſen.

Niemals noch hatte das Mädchen ihre Mutter haltlos geſehen, — ja ſie hatte ſie nie müde oder bequem liegen geſehen, — das machte ihr jetzt einen ſchrecklichen Eindruck, dies Liegen. Die Tränen brachen bei ihr aus.

„Mutter! Mutter!“ ſchluchzte ſie laut und warf ſich neben dieſe auf die Knie.

Sie fanden kein weiteres Wort.

Sibylle, die Mutter, zündete ihren ſilbernen Leuchter an und ſuchte ihr Schlafzimmer auf.

Ehe ſie ging, wendete ſie ſich an ihr Kind.

„Schlafe, wenn du ſchlafen kannſt. Ich frage mich, wie haſt du es möglich gemacht, hier in unſerm Haus mit ſolchen Gedanken überhaupt ſchlafen zu können?“

Verändert klang die Stimme, verändert war die

Haltung der ſichern, ſo wohlgeborgenen Frau. Tränen rannen ihr über die Wangen, der Leuchter zitterte in ihrer feſten kleinen Hand, unſicher, faſt taſtend faßte ſie nach dem Türgriff. Sibylle hätte ihr zu Füßen ſtürzen und rufen mögen: Laß alles! Laß alles! Vergiß!

Noch aber konnte das nicht ſein. Ehrlich wollte ſie ihr Wort löſen, kämpfen, ſolange ſie kämpfen durfte.

Wieder ſchrieb ſie nachts an Dohrns

„Ich habe geſprochen. —

Ach liebe Dohrns, wie wenig wiſſen Sie beide von unſerer Welt. Fremd ſind wir Ihnen! Ich erlebe Entſetzen.

Ich hab' es gewußt — gewußt!

O, recht haben Sie, Frau Dohrn! Verlaſſen hätte ich Sie müſſen! Gehen, als es noch Zeit war! Alle heißen Tränen, alle glühenden Vorwürfe löſchen hier und dort mein Unrecht nicht aus. Was werde ich erleben müſſen? Was wird geſchehen?

Wie kann ich das Rad, das mir aus der Hand glitt und den Berg hinabrollte, aufhalten?"

Alexander Dohrn antwortete: „Sibylle, der Gott, der über allen Leidenſchaften ſteht, behüte Sie. Laſſen Sie ſich ſo machtlos nicht hinnehmen. Ich ſehe hier nicht das ungeheure Unrecht, das Sie fühlen, wohl aber ein ſchweres Schickſal.

Nicht Sie und nicht ich wußten, daß wir ſo unzertrennlich zueinander gehörten. Wir mißtrauten der lieben Gewohnheit nicht.

Die Zugehörigkeit zu Ihnen, — zueinander, war ſündlos wie die Heimatliebe, die wir armen Menſchen fühlen. Meine Heimat — meine Erde! Laß Dich nicht allzuſehr beſtürmen. Höre auf die Stimme, die in Dir ſpricht. Höre auf ſie trotz allen Wellen und Sturmbewegungen um Dich her. Sie ſpricht die Wahrheit. Sie iſt heller und ſtärker wie alles Laute um Dich.

Frau Dohrn ſchickt Dir dieſen Brief. Aus ihrer Hand empfängſt Du ihn. Iſt das nicht Ruhe? Sie will es. Vertraue ihr. Ich verſtehe, daß es den Deinen qualvoll und neu iſt, was das Schickſal ihnen zumutet; aber nicht unüberwindlich.

Gewiß ſollen die Geſetze dieſer Erde, unter denen wir leben, uns heilig ſein; aber gibt es nicht Geſetze über dieſe hinaus? Trägt eine tiefe, große Liebe nicht ihre Geſetze in ſich? Fühlſt Du das nicht? Sei tapfer und gläubig, und Du wirſt Dich und alles überwinden, wirſt Dir und allen Frieden bringen.

Glaube getroſt.

Du ſagſt, weshalb ſollen wir nicht untergehen? Du ſagteſt das oft. Ja, weshalb ſollen wir nicht untergehen? — Auch ich glaube, ich würde verſtehen, das Leben zu laſſen.

Aber ich frage Dich, weshalb ſollen wir untergehen? Wir, die wir leben dürfen. Du biſt jung, und es ſcheint Dir leicht, Dich zu opfern. Ich ſage Dir: Sei gläubig. Glaube an unſere Liebe, glaube an ein ſchönes großes Leben, glaube an das Glück und den Frieden, den Du einem gehetzten Menſchen zu geben imſtande biſt. Quäl' Dich nicht über Recht

und Unrecht. Geh' Deinen geraden Weg und trage Dein reines, liebevolles Herz wie ein Licht in den Händen. Es wird Dir leuchten und andern. Es wird Dich und andere schützen. Sei getrost. Sie werden sich einst vor der Reinheit Deines Willens beugen und der Güte Deiner Kraft. — Behalte Mut, Sibylle."

Frau Marie Sibylle Eigenbrodt an Frau Elise Dohrn: „Ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben; ich bin aufs Äußerste bestürzt und in tiefster Seele betrübt.

Sibylle ist zerbrochen in trostlosester Verzweiflung! Es ist Ihr Werk. — Ich unterdrücke jeden Vorwurf, uns Eltern trifft das Bitterste: wir haben mit sehenden Augen, immer Unheil fürchtend, wenn auch in ganz anderer Weise, denn in Wahrheit waren wir mit Blindheit geschlagen, — aus Schwäche, aus Furcht, wehe zu tun, haben wir seit Jahren unser Kind ins Elend rennen lassen; im Gedanken, daß bei ideal angelegten Naturen Freundschaft bestehen könne, versäumten wir den Schritt zu tun, der Heilung gebracht hätte.

Ich schützte meine Tochter vor jeder bösen Rede durch das Vertrauen, das ich in meine Sibylle setzte.

Nun gibt es nur einen Weg: Sie müssen mich unterstützen, es ist der einzige, der wieder Frieden, wenn auch nicht Freude, in die verwirrten Herzen bringen kann! Sie haben sich einer unseligen Schwäche hingegeben.

Sie haben unſere Tochter gegen unſern Willen, der Ihnen bekannt war, ſeit Jahren feſter und feſter an ſich gefeſſelt. Jetzt müſſen Sie die Bande löſen, und zwar muß der Entſchluß Sibyllen erleichtert werden durch Ihr Entgegenkommen. Fürchten Sie meinerſeits Sibyllen gegenüber keine Härte. — Von Ihnen aber verlange und erwarte ich ſie! Herr Dohrn muß zu ſich kommen, ich beſchwöre ihn im Gedanken an ſeine Töchter, — hier iſt auch eine Tochter.

Herr Dohrn muß Sibyllen ſchreiben, daß er jeden Gedanken aufgibt, der nach jenem Ziele hinführt, das, wie Sibylle ſagt, zwiſchen Ihnen beſprochen, und das ich mich zu nennen ſcheue.

Ich trage leichter die Folgen dieſes meines Verlangens als Verantwortung, ſeien ſie wie ſie wollen, als ich die Folgen tragen werde jenes Schrittes, der in Ihren Augen eine Erlöſung ſein ſoll.

Hier iſt Entſagung zu üben, hier heißt es alle Kraft zuſammennehmen. Sie haben entſetzlich gelitten, Sie werden weniger leiden, wenn Sie Ihr inneres und äußeres Leben wieder geordnet haben. Ich erwarte auf das beſtimmteſte einen Brief an Sibylle, der ihr den Gedanken nimmt, der ſie am meiſten zu quälen ſcheint: daß ſie ſchwere Schuld auf ſich laden würde, wenn ſie ihr Leben von dem Ihrigen ſcheidet.

Mein Mann iſt noch nicht zurück; ich bin unglückſelig in dem Gedanken, wie ich ihn betrüben muß, und wie ſeine Geſundheit, eben erſtarkt, unter dieſen Erſchütterungen leiden muß.

Schreiben Sie bald und vermeiden Sie dann alle aufregenden Briefe.

Marie Sibylle Eigenbrodt."

Nachschrift von Heinrich Eigenbrodt: „Gestern nach erfolgter Rückkehr hat mir meine Frau die entsetzliche Nachricht mitgeteilt, die das Glück und den Frieden unseres Hauses bedroht. Ich bin bis aufs Tiefste erschüttert. An Ihnen ist es, die Katastrophe zu verhindern, indem Sie den einzigen Weg, der zum Frieden führt, den der Ehre und Pflicht betreten." —

Das war nicht mehr das blühende Haus und die harmlos stolze Familie. Düster ging Heinrich Eigenbrodt ein und aus, stumm saß man bei Tische, schwere Unterredungen zwischen Sibylle und ihrem Vater, die Schwestern kamen scheu ins Haus.

Sibylle fühlte sich wie eine Last, wie ein Unglück. Man sprach mit ihr in einem unsichern Ton, niemand fand den rechten Ausdruck, alle tasteten danach.

Frau Mutter strich dem armen zerbrochenen Geschöpf liebevoll über das Haar, ganz wie sonst, und blickte sie mit ihren guten Augen zärtlich und warm an.

„Meine Alte," sagte sie, „meine Alte."

Schonend hatte Marie Sibylle der lieben Frau von dem Unerhörten zu sprechen begonnen und war von ihr unterbrochen worden.

„Ich weiß es schon, mein Kind, ich weiß es, mir ist es von fremder Seite mitgeteilt worden; ehe Dohrns fortzogen, bin ich gewarnt worden."

„Und du haſt uns nichts geſagt, — du haſt geſchwiegen!“

„Ja,“ ſagte die liebe Frau einfach, „ich habe geſchwiegen.“

„Und weshalb?“

„Weil ich zu alt bin, um noch den Mut zu haben, in ein Schickſal einzugreifen. Ich fragte mich: War Sibylle nicht immer ein gutartiges Kind? — Was Gott ihr auferlegt zu tragen, wird ſie ſo gut wie möglich tragen. Ich werde nur noch kurze Zeit leben. — Wir alten Leute ſollen nicht mehr eingreifen, die Dinge geſchehen nach Gottes Willen. Ihr ſeid noch im Alter, einzugreifen und zu verhindern.“

Die alte Frau vermied, über Sibyllens Schickſal mit Tochter und Schwiegerſohn zu reden; aber voll ſtummer, leiſer Zärtlichkeit war ſie mit der Enkelin, wenn ſie dieſe allein antraf. Leiſe und zart wie eine geiſtige Natur nahm ſie die Hand der Enkelin in ihre weißen, zarten, alten Händchen und ſaß ſo wortlos bei ihr.

Keine größere Gnade Gottes hätte dem armen Geſchöpf in ſeiner Zerriſſenheit geſchehen können.

Sibylle ſchrieb an Frau Dohrn:

„Hier ſehe ich alle wie mit ſchweren Wunden umhergehen, die ich ihnen ſchlug. Sie gehen würdig und gehalten, aber mir iſt, als flöſſe das Blut unaufhaltſam aus dieſen Wunden, von denen ſie nicht ſprechen. Sie ſehen ſich an, als wollten ſie ſagen:

Leideſt du ſehr? Ich ſeh' ſie an mit verzweifelten Augen, ich ſehe durch die Kleider ihre armen verwundeten Herzen. Ich habe getan, was ich konnte. Ich war tapfer, das heißt: Ich habe den anderen weh getan.

Ich bin in der Welt, in der die hauſen, die für ſich ſelbſt opfern. Ich kann nicht mehr. Jeder Blick erſchüttert mich, jeder tiefere Atemzug, den ich höre, macht mich erbeben.

Sibylle."

Und ein Brief kam an Frau Eigenbrodt:

„Sehr geehrte Frau!

Heute laſſen Sie mich nur bitten, Sibylle die nächſten Tage ganz in Ruhe zubringen zu laſſen. Geben Sie mehr Hoffnung, als Sie ſelbſt glauben, ihr halten zu können, überlaſſen Sie das andere der Zeit; ich weiß, daß ich mit dieſem Ihnen und ihr gut tue.

Eliſe Dohrn."

So wurde Brief auf Brief gewechſelt.

Keinen Schritt wichen Eigenbrodts, und Sibylle war wie ein geängſtigter, flatternder Vogel. In ihrem Elternhauſe ſah ſie Elend und Not von ihr hervorgerufen, und die Briefe, die ſie erhielt, zerriſſen ihr die Seele.

Sibylle an Frau Dohrn:

„Seien Sie grenzenlos gut. Schützen Sie ihn. Helfen Sie ihm. Daß er mich liebt, iſt eine Torheit ſeiner Seele. Stehen Sie ihm bei. Seien Sie ſo

gütig, wie nur Sie es ſein können. Ich habe den Vorteil, daß ich nicht da bin. Verſtorbene und Abweſende erſcheinen in ungetrübtem Licht. Sie haben es deshalb ſchwerer, ihn zu tröſten.

Ich weiß, Sie tragen eine ganze Welt von Leid auf Ihren Schultern. Aber Sie ſind anders wie andere Menſchen. Oft denke ich, was jeden erdrücken müßte, ſcheint Ihnen gar keine Schwere zu haben, und was andere leicht nehmen, das ſcheint Sie zu erdrücken. Aus welch geheimnisvoller Welt ſtammen Sie?

Zu Hauſe ſind alle gütig zu mir — ſanft —, und ich werde von Tag zu Tag matter. Geſtern blieb ich ganz zu Bett liegen. Heute auch; aber ich arbeite in jeder freien Stunde. Ich ſchließe mir die Welt auf, die mir gehört, und verſinke darin, wie in einen kühlen, ſonnendurchſchienenen Wald. Ja, es iſt ganz wunderlich, mir iſt, als trüge ich den Schlüſſel zu dieſer Welt leibhaftig in den Händen, und ich ſehe mein Erdenpförtchen leibhaftig vor mir, eine Gartenpforte, wie ſie zu Goethes Garten führt; weißgeſtrichen und etwas altertümlich geheimnisvoll. Ich ſehe mich den Schlüſſel in das Türſchloß ſtecken und wieder hinter mir zuſchließen, und dann wird mir wohl, traumwohl.

Sie werden das Leichtſinn und Kühle nennen. Ich aber weiß, meine Seele fürchtet ſich vor dieſer Erde, und ſie hat ein Verſteck gefunden. Da verſchlüpft ſie ſich wie ein Kind, und Schuld und Not und Qual und Sehnſucht läßt ſie draußen wie ein großes Bündel vor der Pforte liegen und iſt ganz

frei und kinderleicht in ihrem Verſteck. Niemand aber nimmt das ſchwere Bündel inzwiſchen fort."

Imogen Dohrn, das zwölfjährige Töchterchen, ſchreibt an Sibylle:

„Engelchen! Mein geliebtes Engelchen — Ach, wo ſteckſt Du! Komm doch! Wir ſehnen uns nach Dir! Niemand weiß, daß ich ſchreibe. Mutzelchen iſt ſo triſte, ſo triſte, geht in ihrem Schleierläppchen umher, bald da, bald dort, — weiß nicht recht, was ſie anfangen ſoll, guckt einmal in unſere Schulhefte, und dann vergißt ſie's wieder, und dann lacht ſie ein wenig mit uns ſo, als wenn ſie müßte, — und dann weint ſie. Und wenn wir ſie fragen, was ſie hat, macht ſie ein komiſches Geſicht und ſagt: Bäh — bäh, bäh. Aber ſie hat etwas, das iſt ganz gewiß, und Papachen erſt! Iſt immer eingeſchloſſen, will niemand ſehen, iſt krank, geht nicht aus.

Manchmal plaudert er mit uns; aber nicht wie ſonſt. Es liegt ein Druck im Haus, als ſäße ein Rieſe auf dem Dach, ein fürchterlicher Rieſe, den die Mauern kaum tragen. Kämſt Du, würde der ſchwere, dunkle Rieſe gehen. Alle würden wieder lachen. Du würdeſt uns eine Geſchichte erzählen. Wir würden Schokolade mit Dir trinken. Von Pa's Zimmer geht es wie ein ſtummer Strom zu mir. Armer Pa. Was iſt denn nur? Mir iſt ſo angſt. Komm, Engelchen, ſteck' Dein Köpfchen wieder durch die Türſpalte. Deine hellen, frohen Augen ſind wie Sönnchen. Komm, Engelchen!

Deine oft ſo traurige Imogen,
weil alle traurig ſind."

Frau Dohrn an Sibylle: „Iſebies-Sibyllchen! Wer lehrt Sie ſo mit dem Schickſal anderer ſpielen? Ahnen Sie denn die Verantwortung, die auf Ihnen liegt? Ahnen Sie, wie ſchwach, wie leichtſinnig Sie ſind? Arbeiten? Sie arbeiten jetzt, — Sie ſchließen Ihr Gartenpförtchen und träumen. Glauben Sie, ich beugte mich, wenn ich mich nicht beugen müßte? Glauben Sie, ich ſpiele? Glauben Sie, es iſt nicht tiefer, ſchwerer Ernſt? Was glauben Sie? Werden Sie klar! Handeln Sie! Wohin ſoll es führen?

Sie ſchreiben an Herrn Dohrn, vertröſten ihn, halten ihn hin, ſind nicht warm und nicht kalt. An mich ſchreiben Sie: Im tiefſten Vertrauen ſage ich Ihnen, daß unſer Gedanke eine Unmöglichkeit iſt, und daß ich nie einwilligen werde, bald ſo, bald ſo, wie die Stimmung iſt, und die Stimmung iſt wie auf einem windbewegten See.

Sie tragen große Verantwortung, Sibylle!

Eliſe.“

Man hatte Sibylle dazu vermocht, an Alexander Dohrn einen Brief zu ſchreiben, der alle Hoffnung nahm. Und Sibylle hatte dieſen Brief geſchrieben, — verzweifelten Herzens.

Sie wußte, was ſie damit tat.

Wenn wir in unerträglichen Leidenszeiten entſcheidende Entſchlüſſe faſſen müſſen, iſt in unſere gewöhnliche Sphäre Neues getreten, was ſonſt außerhalb ſtand. Wir ziehen Untergang und Tod in unſere

Berechnung und ſind erſtaunt, daß dieſe fremden, drohenden, ſteilaufſteigenden Berge, die in blauer Ferne geſtanden hatten, zu uns ſo nah gehören. —

So ſchrieb Sibylle ihren ernſten ſchweren Brief an Alexander Dohrn und opferte ihn und ſich. —

Das Aufatmen der Menſchen im blühenden Hauſe tat ihr weh. Sie verkroch ſich in ihrem Zimmer, und die Kräfte verließen ſie.

Still lag ſie und matt, draußen blühten die großblättrigen Linden vor dem Haus, der ſüße Duft ſtrömte durch die offnen Fenſter, und dämmernd träumte ſie: So duftet das Leben, das Leben, das ſich aufgibt, das den teuerſten Menſchen aufgibt und opfert.

Es ſtieg ein Opfer auf, das nach blühenden Linden duftete.

Schön und ſtill iſt's, nach getanem Opfer ſich niederlegen und zu vergehen — — —. Sie fühlte keinen Schmerz, — keine Sehnſucht, — kein Verlangen. Ihr war's, als hätte ſie noch nie die Augen ſo feſt geſchloſſen. Sie lag nicht ſchlafend, nicht wachend. Friedlos hatte ſie gelebt, — wie eine bebende Flamme gebrannt. Jetzt kam die Ruhe.

Sie wurde nicht müde, den Lindenduft einzuatmen, den ſüßen betäubenden Opferduft. „Ganz Feuer und Luft geb' ich die niedern Elemente dem Staub zurück," klangen wundervolle Worte wie ein Schlummerlied. Aber es war kein Schlaf, es war ein banges, ſeliges, umdämmertes Wachen einer ſchwer ermatteten Seele, die ſich überlitten hatte. So lag ſie tagelang und nächtelang, konnte nichts

zu ſich nehmen, konnte nichts ſprechen. Zu ſchwer hatte ſie gelebt, zu groß waren die bangen Sorgen für ihr junges Herz geweſen.

„Sie ſchläft ſich geſund," ſagte Sibylle, die Mutter, ſorgenvoll, um ſich ſelbſt zu beruhigen. Die liebe Frau ging aber wie ein ſtiller Geiſt bei der Enkelin ein und aus.

Iſebies erhielt keine Nachricht von ihren Freunden. Die Mutter nahm die Briefe in Empfang und ſchrieb an Dohrns, daß Sibylle erkrankt ſei.

Und wunderlich, Iſebies-Sibylle fragte nach keinem Brief, fragte mit keiner Silbe nach Dohrns, war ganz in ſich ſelbſt verſunken. Sie hatte getan, was ſie konnte. Sie hatte ihr Opfer gebracht.

Sie fühlte Alexander Dohrns Zuſammenbrechen. Sie fühlte ſeine tiefe Entmutigung. Sie fühlte, wie notwendig ſie ihm war.

Sie empfand ein Hinſterben an ſeinem Leid. Für keinen andern Menſchen auf Erden empfand ſie ähnlich. Sein Leid trug ſie. Sein Leid nahm ihr alle Kraft. Sie war erfüllt davon, es nahm ihr den Atem. Sie war ſelbſt wie ausgelöſcht.

Die Tage vergingen. Nichts änderte ſich in Sibyllens Zuſtand. Heinrich Eigenbrodt kam zu ihr herauf, ſtrich ihr über die Stirn, küßte ihr die Hand. Seine Tochter aber lag wie in einem Bann, kaum ein Wort kam über ihre Lippen.

Marie Sibylle, die Mutter, war oft bei ihr.

„Es iſt nicht genug, daß du entſagſt, du mußt auch überwinden. Das iſt halbe Tat, die du tuſt."

Sibylle verſtand ganz wohl; aber der Bann

wich nicht. Eine Laſt lag auf ihr, die ſie unbeweglich machte.

An einem ſtillen Sommerſonntag brachte das Mädchen der lieben Frau ihr einen Brief. Sibylle hielt ihn in der Hand, ohne ihn zu öffnen; — lange hielt ſie ihn ſo in der Hand. Mit dieſem Brief hatte das Mädchen ihr einen blühenden Lindenzweig von den Bäumen draußen vor dem Haus mitgebracht und ihn ihr auf die Bettdecke gelegt.

Ein ungeheures Erlebnis für die erſchütterte Seele! Sie blickte auf dieſen Zweig, als käme er aus einer andern Welt.

Der Brief lag jetzt auf ihrem Herzen. —

Es ſchien ihr, als ſollte ſie aus einem tiefen Schlaf geweckt werden, — — und ſie wollte nicht geweckt ſein. Sie wollte den Brief vergeſſen. Ihre Blicke ruhten auf dem Zweig, und er nahm alle ihre Gedanken gefangen.

Die ganze Herrlichkeit des Sommers drang auf ſie ein.

Der Brief brannte leicht auf ihrem Herzen.

Sie dachte an ihre ſeligen Sommer.

Alle Sommerdüfte umgaben ſie; durch den Lindenduft rang es ſich zart wie ferne Kornblüte hindurch, der ſchwere, fruchtbare, brodige Geruch — und Roſenduft, ſüßer, warmer Roſenduft! Die Düfte wandelten ſich, durchdrangen einander. Ihre Seele verſank ganz in die Düfte des Sommers.

Der Brief lag ſchwerer und ſchwerer auf ihrem Herzen.

Schlaf — Schlaf —!

Es war ihr, als ſchwände der Brief hin wie ein Traum. Sie atmete auf.

Doch nein, — da lag er wieder ſchwer und drückte ſich in ihr Herz wie ein heißes Stück Eiſen in Schnee.

Sie griff nach ihm.

„In Gottes Namen denn!“ ſagte ſie leiſe und öffnete ihn mit ſchwachen Fingern.

Frau Dohrn ſchrieb: „Ihren letzten Brief, Sibylle, dem kein andrer folgte, gab ich Herrn Dohrn nicht.

Welche Tage — welche Stunden!

Es iſt, als wüßte er von dem Brief, den ich verſchwieg. Sibylle! In die Hand eines Kindes gab ich ſein Glück! — In die Hand einer folgſamen Tochter! Sibylle! Wie eine Königin handle ich, — und Sie! — Denken Sie nach! Sterben die Ihren ohne die Tochter? Steht das Eigenbrodtſche Haus nicht auf geſunden Grundmauern? Wird es erſchüttert, wenn ein Glied der Familie ein wenig anders zu ſeiner Heirat kommt, als die Eigenbrodts es ſeit Jahrhunderten gewöhnt ſind?

An dem Bürgertum wird fleißig fortgebaut. Da fehlt es nicht an Arbeitern. Ihre Hände werden nicht vermißt werden, unkluges kindliches Geſchöpf.

Hier aber ſteht ein einſamer Menſch, — ein Menſch, für den alles andre tot iſt, für den nur Sie leben, der alles Glück, Leben und Tod von Ihnen erwartet!

Werden Sie nicht ſchamrot, daß ich ſo für ihn werbe? — Glauben Sie beruhigt, daß ich ihn nicht

mehr liebe, glauben Sie beruhigt, daß er mir gleichgültig ist. Ich war sein Weib, — ich liebte ihn, — er liebte mich!

Das ist kein Rechenexempel, unter das man einen Strich zieht und Gleichgültigkeit als Summe darunter schreibt.

Hat ein Mensch den andern getrunken — ja, getrunken —, so ist sein Blut erfüllt von ihm, — seine Nerven, seine Seele, — sein ganzer Körper, — sein ganzes Sein. Eins ist er geworden mit ihm.

Vergessen Sie das nicht.

Vermindern Sie mein Tun nicht durch Ihre Auffassung, und wenn die Ihrigen mich Verbrecherin schelten. Pah! Sie sollen mich verurteilen! Aber Sie, Sibylle, sollen wissen, daß ich größer und besser handle als Sie. Trotzdem Sie jetzt sehr vortrefflich sind, eine Mustertochter, eine Heilige, — und krank sind Sie auch! — Ganz gemütlich krank! Was Sie sich alles gestatten!

Eine heiße Seele wird nicht krank! War ich je krank?!

Raffen Sie sich auf! Werden Sie nicht im Halbschlaf zur Mörderin. Es möchte Sie einst reuen. — Ich habe mein Opfer gebracht. Glauben Sie, ich lasse Sie weiter dämmern in Selbstgefälligkeit? Nein!

Ihr Pflicht liegt bei ihm.

Sie gehen falsche Wege, die Wege der Feigen und Friedfertigen.

Ich hätte eine Welt regieren können, ein Reich, wie irgendeine Königin und soll hier mit meinem

Willen Schiffbruch leiden, an einem ſimpeln Bürgerhaus!

Gehen Sie ins Freie, hinaus zur Wallendorfer Mühle, den Weg, den wir ſo oft gingen, und denken Sie beſonnen nach, was Sie ihm ſchulden, was Sie mir ſchulden, und was Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit iſt.

Die Scheidung wird hier in Deutſchland kaum durchzuführen ſein. Andre Wege müſſen gewählt werden. Wenn ich Ihnen telegraphiere, daß Sie kommen ſollen, ſo iſt Gefahr für ihn, — dann gibt es keine Rückſicht, — dann kommen Sie!

Bereiten Sie ſich vor. — Geſtatten Sie ſich kein Krankſein! Kopf oben! Das Herz auf dem rechten Fleck! Nicht zerfließen, nicht ſelbſtgefällig ſein! Nicht tugendhaft! Nicht braves Kind! — Heldin! Weib! Wiſſend! Lernen Sie lieben!

Seine Großmutter lieben iſt nicht Liebe! — Dächt' ich. — Wiſſen Sie, was Liebe iſt? Vielleicht wußte ich's. Vielleicht weiß ich's. Fragen Sie doch einmal."

Wie getroffen ſank Sibylle in ihre Kiſſen zurück, in grenzenloſer Verwirrung.

Sie hatte getan, was ſie konnte. Sie hatte bis zur Erſchöpfung nach dem Rechten geſucht. Wo lag das Rechte? Wo lag ihre Pflicht? Handelte ſie für die einen gut, ſündigte ſie für die andern. Wohin ſie ſah, kam ſie nicht aus Schuld und Not.

Ein Entſetzen durchfuhr ſie. Wie, — ſollte ſie

den Kampf noch einmal aufnehmen? Den schrecklichen Kampf gegen leidende Herzen.

Die Ruhe der Ihren, die sanfte Heilung der Wunden, die sie soeben noch schmerzlich berührte, weil sie durch das Leiden eines andern, der ihr unsäglich nahe stand, erkämpft war, jetzt schien ihr diese Ruhe, diese Befriedigung mit einemmal ihr höchstes Kleinod, um das sie zitterte.

O, Auf und Nieder, Ein- und Ausatmen dieser Welt. Die sanft und unmerklich leben, fühlen dich nicht; die aber in Sturm geraten, werden vom Ein- und Ausatmen deiner Wellenbewegung zu Tode gehetzt.

Marie Sibylle, die Mutter, hatte die letzten Nächte bei der Tochter geschlafen.

Sibylle hatte es ihr nicht gewehrt.

Heut nacht aber sagte Sibylle: „Schlafe nicht wieder bei mir. Seid nicht gut zu mir, denn es kann sein, daß ich mein Wort brechen muß. Ich will es nicht. Ich will's halten, — vielleicht aber kann ich's nicht halten."

Sibylle, die Mutter, antwortete: „Tue, was du tun mußt. Ich werde meine Pflicht erfüllen. Solange du bei uns bleibst, bist du mein Kind."

Sibylle hörte, wie die Mutter stundenlang nicht zum Einschlafen kommen konnte. Sie hatte ihr von neuem die Ruhe genommen.

Nacht — und ein Stern geht auf

Magelone von Geldern kam in dieſer ſchweren Zeit zu Eigenbrodts. Sie erſchien nicht oft, trotzdem ſie ſich gegenſeitig von jeher ſympathiſch waren.

Sie reichte Marie Sibylle, der Mutter, die ſie allein antraf, die weiche, ſchöne Hand, von der die kleine Iſebies als Kind den Eindruck gehabt hatte, es wäre ſchön, ſich daran zu halten, und fragte: „Sagen Sie einmal, wie wäre es, wenn Sie mir Ihre Tochter Sibylle nach Bayreuth mitgeben würden? Sie ſoll den Parzival hören, ſie ſoll ſich einmal das Leben dort anſehn. Sie gefiel mir nicht, als ſie mir geſtern auf dem Weg zur Wallendorfer Mühle begegnete. Was tut ſie ſo einſam? Solcher Ernſt ſollte auf einem jungen Geſicht nicht liegen. Die Lernzeit, ſag' ich, allen andern entgegengeſetzt, iſt das Alter. Man wird dazu in eine möglichſt reizloſe Kutte geſteckt, und die Müh' geht los, — die dümmſten Herzen und Köpfe werden gedrillt und lernen Dinge begreifen, die ihnen unmöglich zu begreifen waren. Genommen wird, was nur zu nehmen iſt. Das Herz

bekommt Aufgaben, die alle Kräfte zu überſteigen ſcheinen. Ja, wir müſſen alle in das große Kloſter eintreten, in dem Entſagung, — Entſagung und immer wieder Entſagung gepredigt wird.

Sibylle aber blüht. Sie ſoll ſich doch erſt das erblühen, was ihr einmal genommen wird.

Ich rief ihr zu: ‚Sibylle, was fällt Ihnen ein? Weshalb machen Sie ein Geſicht, als hätten die Hühner Ihnen das Brot genommen?‘

Geben Sie mir Ihr Kind mit. Hat ſie einen Kummer, iſt's gut, man zerſtreut ſie. Denken Sie darüber nach.“

So kam es, daß man ſich entſchloß, Sibylle mit Magelone von Geldern reiſen zu laſſen.

Der Tag vor Sibyllens Abreiſe war ein regneriſcher kühler Sommertag, ein Tag ohne Freude. Sibylle, die Mutter, war viel bei Biwi, die ihr zweites Kindchen geboren hatte. Die liebe Frau Mutter war mitgegangen. So war Sibylle allein im Haus.

Sie hielt müde einen Brief in der Hand, den ſie ſich von der Poſt geholt hatte.

„Mut — Mut,“ ſchrieb Frau Dohrn. „Von Bayreuth aus ſchreiben Sie mir ſofort. Vielleicht komme ich, dort mit Ihnen über alles zu ſprechen. Ich bin entſchloſſen, — das wiſſen Sie. Die Zeiten, die ich erlebte, drängen mich, ihm zu helfen und mir. Daß Liebe ſterben kann!

Halten Sie ſich bereit. Eliſe.“

Sibyllens Herz bebte. Sie wußte, daß ihr Weg zu ihm führen würde, bald — bald. Sie wußte, daß ſie ihr Wort, das ſie den Ihrigen gab, brechen würde.

Jetzt ging ſie durch das ſtille Haus, nahm einen Bleiſtift von ihrem Schreibtiſch und ſchrieb in zarten Zügen auf die Tapete über dem Bett der lieben Frau Segensworte, Troſtworte und betete, während ſie ſchrieb. Heiße Tränen floßen ihr über die Wangen. „Jeder Schritt ſei Dir geſegnet, jeder Schritt," — kritzelte ſie, „wo ich auch ſein werde, ich bin bei Dir. Bleib nur leben um Gottes Willen! Gräme Dich nicht. Ich fühl's, mein Herz iſt, wie es immer war; aber ſag Du, geliebte liebe Frau, — was ſoll ich tun?

Meine Seele iſt gehetzt, mein Wille iſt gehetzt. Mich ſchwindelt vor tauſend Überlegungen.

Mein Schickſal iſt's, in Unfrieden von Euch zu gehen. Kein böſes Menſchenwort ſoll Dich und Euch alle treffen! — Alles komme auf mich.

Fürchtet Euch nicht vor den Menſchen, Ihr habt keinen Grund, gut und rein, wie Ihr alle ſeid.

Ich hab Dich lieb lieb lieb — liebſtſtſtſtſt.

Deine

Iſebies — Du Geliebtes."

So ſchrieb ſie in ihrer Verwirrung und in ihrer Not, zu helfen und Troſt zu geben, wie ein armes hilfloſes Kind.

Dann ging ſie hinunter an das Bett ihrer Mutter und ſchrieb: „Segen — Segen — Segen — Ruhige Nächte, glaub' an meine Seele. Die Sünde, die

ich tu, Euch zu kränken, ſoll zum Heiligtum meiner Seele werden. Gut will ich ſein. — Gut — gut — gut, wohin das Leben mich auch führen wird."

Ihrem Vater ſchrieb ſie unter Tränen: „Du Stolzer — Du Reiner. Dich trifft Schweres durch mein Fortgehen, durch meinen Wortbruch. Glaub' dennoch an mich! Sei nicht verzweifelt. Gott gab Dir viel, viel Glück und Segen, — durch meine arme Hand gibt er Dir Schweres, Gott ſei's geklagt!

Und doch, Du ſollſt Dich meiner nicht zu ſchämen brauchen. Ich trage Dein Bild im Herzen."

Sie ſchrieb zitternd, kaum leſerlich, in banger Haſt, daß niemand ſie überraſchte, unſichtbare Segensworte auf die Tapete.

Ihr ſelbſtverdientes Geld trug ſie ſeit Tagen ſchon in einem Täſchchen mit einer Schnur um den Hals.

So war ſie gerüſtet für den ſchweren Weg, den ſie gehen ſollte.

Klug hatte Magelone von Geldern geraten, das begabte Kind aus dem ſtillen, feierlichen Haus untertauchen zu laſſen im vollen großen Leben, und wäre dies arme Geſchöpf nicht ſo verwundet geweſen, nicht ſo erſchöpft, nicht ſo verwirrt, ſo hätte der gewaltige Lebensſtrom ſie mit ſich genommen.

So aber ſah Sibylle mit großen Augen aus einer Welt, in die ſie gebannt war, die Dinge gleichſam weſenlos, die Geſtalten großer Menſchen zogen wieder wie geheimnisvolle Wolkenſchatten an

ihr vorüber. Sie ſah Liſzt im Wagnerſchen Hauſe, ſie ſah vornehme königliche Frauen ſich leicht und ſouverän bewegen.

Sie war mitten unter all den Menſchen, die auf des Lebens Höhe ſtanden, mitten unter Königen und Königinnen, die ſich ein königliches Leben geſchaffen hatten.

Wie ein Heiligtum erſchien ihr Wagners Haus. Anbetung, Vergötterung lag in den Blicken der Frauen; Begeiſterung, Erregung, erhöhtes Leben, wohin ſie ſah.

Und Magelone von Geldern, welch eine wundervolle Perſon!

Vertraut ging ſie unter all den königlichen Menſchen, heimiſch — ganz verwandt, zu ihnen gehörend, wurde erſehnt, begrüßt wie eine Schweſter. Sie war bei köſtlichem Humor. Vor ihrer Türe ſtand den ganzen Tag ein Coupé, das ſie bald zu dieſem, bald zu jenem führte. Liſzt ſaß ſtundenlang bei ihr, und um ſie her war Heimat für alle, die ſie ſuchten. Das große Hotelzimmer, das ſie bewohnte, ſchien wie durch ein Wunder umgewandelt, von ihrem Weſen wie durchdrungen.

Nie trat der erregte Geſellſchaftsausdruck, den die Menſchen unter andern tragen, in ihre Züge. — Sie ſtand über all dem erregten Treiben, dem hochgeſpannten Wollen, den tief erſchütterten Nerven, den Geiſtern, die unter Hochdruck geſchaffen und gelebt hatten, mit ruhigen Zügen, ruhigem Herzen, einer Seele, die ſich nicht imponieren ließ. Ihr lebendiger Humor verließ ſie nicht und nie ihre wahrhaft ſouveräne Gelaſſenheit.

Mit welcher Grazie nahm ſie dem müden Liſzt, der eingeſchlafen war, die Zigarre aus dem Munde, rückte ihm die Kiſſen zurecht, mit einem Lächeln, das ihr ſo wohl ſtand. „Ich kenne dich," ſagte dies Lächeln, „hier kannſt du ruhig ſchlafen, hier brauchſt du nicht der berühmte, angeſtaunte Mann zu ſein, ſo wenig wie bei deinem lieben Herrgott."

Mit einem andern ihrer berühmten Freunde hörte Sibylle ſie hingebend plaudern. Sie fragte nach ſeinem geiſtigen Wohl ſo warm und mitfühlend, wie auch nach dem Zuſtand ſeiner wollnen Strümpfe.

„Sag', Magelone, weshalb habt ihr euch eigentlich nicht geheiratet?" ſagte eine Zuhörerin ſcherzend.

Da reichte Magelone mit einer warmen lebendigen Gebärde ihrem Freund die Hand und antwortete: „Wahrſcheinlich, weil wir uns viel zu lieb hatten!" Nie verlegen, nie unvornehm, immer Herrin ihrer ſelbſt und ihrer Kraft.

Mit Staunen ſah Sibylle das alles.

Magelone von Geldern erſchien ihr in gewiſſer Weiſe größer als die andern. Sie hatte nichts geſchaffen, hatte nichts Erſtaunliches getan, ſie ſtand aber über dem Leben. Sibylle empfand, daß dies das Größte ſei.

Magelone von Geldern war menſchlich ſehr vollkommen. Sibylle beobachtete ſie oft ganz verſunken, da war kein Lächeln, das mit ihr ſelbſt nicht in Harmonie ſtand, keine Bewegung, die nicht von der Ruhe ihrer Seele durchdrungen war.

Sie zog die andern an, wie Reichtum Arme anzieht. Es war, als wollten ſie von all ihrer Größe

und ihrem Ruhm an ihr geneſen, — wollten ſich bei ihr ausruhen.

Liſzt ſagte zu Sibylle: „Für ein junges Mädchen muß es doch wunderlich ſein, was uns alle ſo zu Magelone zieht. Ich bin überzeugt, daß Sie erſtaunt ſind. Magelone iſt Weib ohne die Anſprüche des Weibes. — Sie gibt wirklich Ruhe und Frieden und iſt angenehm, weil ſie ſich ihrer ſelbſt ganz bewußt iſt. Sie iſt als Weib nicht eitel, ein Wunder! Und iſt zur Freundſchaft beſtimmt. Wir brauchen Ruhe, und ſie gibt Ruhe und Heiterkeit, für alle uns überſpannte, ekſtatiſche Tiere eine wundervolle Sache."

Sibylle erlebte die Parzivalaufführung.

Über all die vielgeſtalteten Menſchenſeelen ging der gewaltige Strom überirdiſcher Reinheit hin und erfüllte ſie gegen ihren Willen, riß ſie widerſtandslos mit ſich fort, eine gewaltige Erlöſung der Seelen, eine gewaltige ſtürmiſche Verſetzung in eine andre Welt, in die die Seelen durch eigene Kraft nicht hätten gelangen können.

O ihr Welterlöſer, wer ſchickte euch in die Nacht der Erde, was wäre dieſe Erde ohne euch! Ein wilder Kampf der Freſſer und Opfer. Mit Tönen, mit Worten, mit eurer Seele Rieſenkräften hebt ihr auf mächtigen Schwingen die Menſchen empor.

Eine zarte, ermattete, erſchütterte, leidvolle Seele wurde mit allen aus dem Erdenleid und der Erdenverwirrung fortgetragen. Ein ſeliges Hinſterben.

Nach dieſer Entrücktheit ein Feſt unter ſehr menſchlichen Verhältniſſen in einem kahlen Rieſengaſthausſaal mit zweifelhaften Genüſſen.

Sibylle ſaß mit weimariſchen Bekannten und ſchaute traumverloren auf das Treiben um ſie her, da hörte ſie eine angenehme Stimme, die ſich an ſie wendete, eine fremde Stimme. Sie hörte ihren Namen ausſprechen, ſah ein nie geſehenes Geſicht, einen Herrn, der ſich ihr vorſtellte, ohne daß ſie den Namen verſtand.

„Sibylle Eigenbrodt," hörte ſie ſagen, „die Sibylle, die wir alle kennen, das heißt die wenigen, — die wenigen! — ‚Das Wunder in Ihrem Novellenpferch', wie ein Dichter an einen gewiſſen Verleger ſchrieb. Ich kenne Ihren Verleger," ſagte der Herr mit der angenehmen Stimme und den wohl kultivierten Bewegungen. Er erbat ſich die Erlaubnis, rückte einen Stuhl zu Sibylle, die Tiſchordnung hatte ſich ſchon einigermaßen gelöſt, und ſchaute lächelnd auf das erglühende junge Geſicht, das ihn wie ratlos anſchaute.

„Ja, ſind Sie denn die Sibylle, die uns ſo viel Freude macht?" Die um Sibylle ſaßen, die Bekannten, horchten auf. Sie lächelte, war aber ganz faſſungslos.

„Die Schriftſtellerin?"

„Schriftſtellerin?" wiederholte die arme Iſebies-Sibylle beſtürzt.

Der Herr lächelte: „Nun, mir ſcheint, man muß Sie ein wenig über ſich ſelbſt aufklären. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie aus Weimar kommen, wenn

ich das nicht von Baronin Magelone von Geldern wüßte, würde ich denken, daß Sie von einer gewiſſen Sibylle Eigenbrodt noch nie ein Wörtchen gehört haben."

„Ich kenne ſie, — ach, ich kenne ſie," antwortete Sibylle.

„Nun ſehen Sie, da iſt ja alles ganz in Ordnung; aber doch glaub' ich, könnte ich Ihnen manches von ihr erzählen. Sehr unterrichtet ſcheinen Sie nicht zu ſein.

Schauen Sie mal dorthin, — die elegante ſchöne Frau, — und dort der Herr mit dem vornehmen Charakterkopf, was meinen Sie wohl, wer die ſind? Der Name tut vorderhand nicht viel zur Sache, — ausgezeichnete Freunde von einer gewiſſen Schriftſtellerin Sibylle, — von einer Dichterin Sibylle, — wie dieſe Freunde ſagen. Solche Freunde ſitzen hier noch eine ganze Anzahl."

Der Herr mit der angenehmen Stimme ſchien ſich an dem faſt rührend faſſungsloſen Ausdruck zu erfreuen. Er hatte da ſo eine junge, ganz erſtaunte Seele vor ſich, ein andres Weſen, als er wohl erwartet hatte.

Sibylle begann langſam zu erwachen, ſich ihrer ſelbſt und des Wunderbaren, das ſich hier begab, bewußt zu werden.

„Iſt das auch wahr?" fragte ſie leiſe.

„Sie ſind köſtlich! Haben Sie's denn nicht groß und breit geleſen, daß Sie Intereſſe wachrufen?"

Ach, ſie hatte ſo viel erlebt, ſo viel getragen, daß ihr das weltenfern gerückt war.

„Ja —," ſagte ſie; — da ſtockte ſie, Tränen traten ihr in die Augen, eine tiefe Bläſſe überzog ihr Geſicht. Der ihr ſo Fremde blickte teilnehmend auf ſie. Er ſah den Kummer, der ihr Weſen verſchattete. Sie hörte die angenehme Stimme ſagen: „Ich kann Ihnen noch etwas mitteilen, was Sie ſehr erfreuen wird."

Sibylle hatte ſich gefaßt und ſagte ruhig: „Glauben Sie mir, ich habe nie daran gedacht, daß das was ich . . . wie ſoll ich ſagen," — ſie zögerte — „. . . denke, — tue," — ſie fand keinen Ausdruck — „ſchreibe —, von andern wirklich geleſen wird. Ich hab' mir das noch gar nicht vorgeſtellt."

Sie lächelte träumeriſch. „Das iſt alſo wahr?"

„Ja — ja — ja," bekam ſie zur Antwort. „Und wollen Sie's wiſſen, was ich Ihnen noch zu ſagen habe, und was in unſerm Kreis in Berlin Aufſehn erregt hat? Fürſt Bismarck hat ſich Ihre letzte Arbeit vorleſen laſſen. Es waren Gäſte zugegen, und er hat Ihre Partei ergriffen, als andre gegen Sie ſprachen. Ja, er hat einem Herrn aus ſeiner nächſten Umgebung Auftrag gegeben, näheres über Sie zu erfahren. Da dürfen Sie ſich ſchon etwas darauf einbilden. Sie werden auch noch davon hören."

Sibylle ſah den Sprecher ungläubig an.

„Wie kommt denn das alles?" Sie war verwirrt. „Schön iſt's, — ſchön iſt's!" ſagte ſie aufatmend, und ihre Augen begannen zu ſtrahlen. Über Sibyllens Geſicht war Freude gegoſſen.

Welch eigentümliches Geſchöpf, — ſo unmittelbar, dachte der Herr mit den kultivierten Bewegungen.

An dieſem Abend erlebte Sibylle Wunder über Wunder. Sie lernte unbekannte Freunde kennen, die ihr unbegreiflich nah ſtanden. Sie ging mit einer großen Geſellſchaft in ein Hotel, trotzdem es ſpät in der Nacht war, und wurde gefeiert, ſie, die Iſebies, wie eine junge Königin.

Ihr ſchwindelte. Welch ein Leben! Welch eine unerhörte Sache! So ſah das Leben aus! Wie ſchön, wie voller Reiz war die Welt. O, ſo lebte es ſich mit Erfolg, — ſo? — So getragen, — ſo behütet, — ſo beſeligt, — ſo ſchön erregt! Wie klangen die Stimmen lebendig, ſo mitten ins Herz trafen ſie! Welches Wunder! Welches Wunder! So lebten die Könige der Erde! Solche Stunden erleben ſie! Und ſie, — und ſie, — was hatte ſie damit zu tun? War es denn ihr Leben? Sie ſollte nach Berlin kommen! Sie wurde eingeladen von allen Seiten. Man ſagte ihr wundervolle Dinge, ihr, der Iſebies, — die den Schlüſſel zu einem Gartenpförtchen beſaß, das in eine Welt führte, die nur ihr gehörte, in die ſie ſich flüchten durfte.

Das alles hatte dieſe ſtille, ſchützende Welt ihr geſchenkt!

Sie trank Leben, durſtig, ſtaunend. Sie verſprach zu kommen. Sie ſah ein überſchwellendes, lebendiges Daſein vor ſich, ein Leben, an das ſie nie gedacht, das außerhalb ihrer Vorſtellung gelegen hatte.

Das ſtaunende, von Leben überſprudelnde Geſchöpf tat es den neuen Freunden an. Wie ſie erwacht war, die Iſebies, zu Freude und Sonne. In eine Heimat war ſie gekommen, in der es ſich ſo

leicht atmen ließ. Laſten fielen von der Seele. Sie lachte, wie ein Vogel nach langem Winterſchweigen ſingt, ihre Jugendkraft ſang und frohlockte.

Gegen Morgen erſt trennte man ſich.

Der Herr mit der angenehmen Stimme begleitete Sibylle in ihr Hotel, das ſeelenberauſchte Geſchöpf, das ſo ſtark mit heißen Lebenskräften ihre Qualen und Sorgen und bitteren Zwieſpalte der Freude zum Opfer gebracht hatte, ſie ganz überwunden hatte, um volles, ſchönes Leben zu trinken.

Er empfand, daß neben ihm eine ſtarke, urlebendige Natur ging, voll ſchaffender Frühlingsluſt und Kraft.

Er hatte das leidensvolle Geſicht ſich unmittelbar zu einem freude- und lebenſtrahlenden wandeln ſehen und ſagte ihr: „Leben Sie wohl, kommen Sie zu uns! Bringen Sie uns Ihr Lachen.“ — —

In blaſſer Morgendämmerung, ehe die Sonne ſich hob, las das nach Freude und Leben bebende Mädchen einen Brief Frau Dohrns, der abends nach ihrem Fortgehen gekommen war:

„Sibylle, — ſind Sie bereit, — es handelt ſich um Leben und Tod, — kommen Sie. Alles geſchieht, um Ruhe zu bringen.

Eliſe.“

„Ja, Sibylle,“ hatte Alexander Dohrn darunter geſchrieben.

So ſtand ſie, das Blut wogte in ihr, das Herz ſchlug zum Zerſpringen.

Sie legte ihre Kleider ab, kühlte und wuſch ſich mit friſchem Waſſer, ordnete ſich das Haar,

kleidete ſich wieder an, tat alles mit Entſchloſſenheit, ſchrieb an Frau Dohrn, ſchloß den Brief, ſetzte eine Depeſche an Ottomar Rauchfuß auf und legte ſich dann mit gefalteten Händen ſtill auf ihr Bett nieder, mit offenen Augen.

„In Gottes Namen," ſagte ſie, nachdem ſie ſtundenlang ſcheinbar ruhig gelegen.

Sie nahm dann Brief und Depeſche, trug dieſe ſelbſt zur Poſt.

Den ganzen Tag blieb ſie ruhig auf ihrem Zimmer, ſchrieb bebend nach Hauſe, ſchrieb an Dohrns. Es meldeten ſich verſchiedene Beſuche bei ihr, Menſchen, die ſie in ein reiches, lebendiges Daſein führen wollten. Sie nahm niemanden an, niemanden aus jener Welt, in der es ſich ſo leicht atmen ließ. — Abgeſchloſſen, — abgeſchloſſen dies lockende, lebendige Leben.

Sie ſchrieb auch an Magelone von Geldern einen ernſten, ruhigen, entſchloſſenen Brief, der ihr übergeben werden ſollte nach Sibyllens Abreiſe.

Es war ihr ein ſo quälender Gedanke, daß dieſe Frau, die ihr ſo wundervoll erſchien, ihretwegen Unruhe ertragen mußte. Ihr Weg aber war ihr vorgeſchrieben, der ſteinige Weg, der an Abgründen vorüberführte. Ihre Seele hatte keine Wahl mehr. —

Sibylle wurde ganz einfach.

Stille war eingetreten. —

Am andern Tag abends erwartete ſie Ottomar Rauchfuß.

Sie empfing ihn in ihrem Zimmer.

Sie reichten einander die Hände und waren die alten Kameraden. Ottomars Züge erſchienen ernſt und ruhig. Sibylle trat ihm gelaſſen entgegen. Sie nahmen miteinander ein Nachteſſen auf Sibyllens Zimmer ein, die Abendſonne ſchimmerte golden. Sie ſprachen wenig. Ottomar erzählte von Lilly, die auf dem Land in einem ſtillen Dorfe an der böhmiſchen Grenze mit ihren Kindern lebte.

„Du riefſt mich," ſagte Ottomar. — „Ich danke dir."

„Ich muß dir Rechenſchaft ablegen," antwortete Sibylle. „Geh mit mir hinaus in die Felder, wenn du nicht von der Fahrt müde biſt!"

„Ich bin nicht müde."

Sie gingen durch wenige ſtille Straßen, und vor ihnen breitete ſich eine abendliche Landſchaft aus, noch ſonnenüberſtrahlt.

Auf einem Hügel ſah man das Theater liegen, in dem das große Myſterium zu dieſer Stunde wieder gefeiert wurde.

Warme ſonnendurchſchienene Abendſtille. Die blühenden Ähren leuchteten ſilbern. Die Bäume ſtanden maſſig und mächtig in erſter voller Sommerpracht.

Ein fremder, nicht heimiſcher Sommer für beide, und doch der alte Sommer, der ſo tief zu Herzen geht.

Sie gingen ſchweigend nebeneinander her.

„Ottomar," ſagte Sibylle, „darf ich zu dir ſprechen wie zu mir ſelbſt? Niemand wird mich ver-

ſtehen, alle werden mich verurteilen, denen, die mich lieben, werde ich Leid bringen. Höre mich."

Und Ottomar hörte. Er hörte mit zerriſſenem Herzen, er hörte ſein Schickſal ſprechen, das mit leichten, vertrauten Schritten neben ihm ging, das mit der liebſten Stimme, die er auf Erden kannte, ihm ſeines Herzens ſtille Hoffnung nahm.

Iſebies-Sibylle aber ging neben ihm, als wäre er ein Fels, an den ſie ſich, müde von Wellen und Wogen, hielt.

Ihr ganzes Vertrauen, ihr alter Kinderglaube, ihre Zugehörigkeit zu ihm hatte es ihr natürlich erſcheinen laſſen, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen. Er war ihr Gewiſſen. Er ſollte ſie erlöſen. Nur er konnte es. Er ſollte alles erfahren. Er ſollte ihr ſagen: „Tue, was du tun mußt, Sibylle."

Und er ſagte es. Er enttäuſchte ſie nicht. Er beunruhigte die arme Seele nicht. Er faßte ihre Hand wie einſt und ging mit ihr zwiſchen den ſtarkduftenden blühenden Feldern. Er war ſo gut, ſo ſtark, ſo einfach, ſo ſich ihr hingebend, daß das leidvolle Geſchöpf groß aufatmete.

Die Reinheit dieſes Herzens breitete ſich über all ihre Verwirrung, die einfachen Worte dieſes guten, großen Menſchen gaben ihrem Tun Heimat, eine Stätte auf dieſer Welt. Sie hatten die Kraft zu erlöſen.

Auch er gehörte zu jenen Erlöſern, ohne die die Nacht dieſer Erde ein wilder Kampf der Freſſer und Opfer wäre.

Iſebies-Sibylle ging geheiligt neben ihm her.

Tränen rannen ihr über die Wangen, ihr Herz ſchlug. Sie war erfüllt von einer großen Seligkeit. Wie ſie ihn kannte! Wie ſie ihn wert hielt von dumpfer Kindheit an.

Er hatte für ſie die Kraft, zu binden und zu löſen.

„Ottomar, Ottomar," ſagte ſie, „was gibſt du mir? Was tuſt du mir?"

Es dämmerte ſtark, der Mond gewann an Kraft, die Luft wurde, je mehr die Erſcheinungen verblaßten, ſchwer von Düften. Die ganze Erde duftete und jede Ähre und jedes junge balſamiſche Laub.

„Wenn du heut nacht reiſen mußt, Iſebies, werde ich dich begleiten. Du bedarfſt jetzt meiner. Ich gehe mit dir."

„Du?" ſagte Iſebies. „Du?"

Ein Schauer durchbebte ſie. Wenn auch das Weſen ſeines tiefſten Herzens für ſie Geheimnis war, — es gibt doch über alle Geheimniſſe hinaus ein unbewußtes Wiſſen der wiſſenden Seele.

Iſebies ſtand Dohrns gegenüber. —

Sie war zu ihnen ſoeben zurückgekehrt, über blutende Herzen war ſie gegangen.

Das Unerhörte hatte geſchehen müſſen: ſie war den Ihrigen entflohen. Sie hatte alles in Qual und Beſtürzung und Schmerz zurückgelaſſen, hatte hart und erbarmungslos gehandelt.

Hier ſtand ſie nun.

Vertraute Gegenſtände im fremden Raum begrüßten ſie.

Zwei bleiche Geſichter ſahen auf ſie. Frau Dohrn mit einem harten, ſtählernen Ausdruck der Augen. Alexander Dohrn wortlos, faſt ohne Glauben. Sibylle las in ſeinen Zügen langes Leiden, Verzweifeln.

Sie fühlte ein Aufatmen ſeines Weſens, ein mächtiges Aufatmen, als er ihren Blick traf. Ja, ſie blickte wie die, die überwunden haben. Er trank ihren Blick in ſich ein.

„Wir haben uns etwas im Ausdruck verändert, Iſebies," ſagte Frau Dohrn kühl. „Willkommen! Ich will die Kinder bringen. Sie ſollen um mich ſein."

Frau Dohrn ging hinaus.

„Sibylle, bringſt du Ruhe, bringſt du Frieden? Biſt du ganz ſichere Heimat?"

„Ja, ich bin deine ſichere Heimat," ſagte ſie. „Es iſt alles geſchehen." Sie gab ihm die Hand.

Er hielt ihre Hand feſt und ließ ſie erſt fahren, als leiſe Schritte ſich der Tür näherten, Frau Dohrn und die Kinder.

„Engelchen," rief Imogen Dohrn und ſtürzte auf Sibylle zu, umſchlang ſie leidenſchaftlich und weinte. Die andere Kleine ſtand neben der Mutter und ſchaute auf die weinende Schweſter.

Die Qual dieſes Wiederſehns war unſagbar; alles übermenſchliche Empfinden eingedämmt, alles Ungeſprochene übermächtig.

Faſt unerträglich war das Sichgegenüberſtehen dieſer Menſchen, unerträglich das Bewußtſein der Opfer, die hier gebracht waren.

Sibylle ſagte: „Ich bin hier und bin jederzeit für ſie alle da; aber ich gab ein Verſprechen."

„Aha!" Frau Dohrn lächelte.

„Nein," antwortete Sibylle düſter und blickte auf Frau Dohrn. „Sie dürfen nicht an mir zweifeln. Ich tat über meine Kraft." Ihre Augen blieben groß und klar, ihr Weſen ruhig. „Ottomar Rauchfuß iſt hier, um uns zu raten."

„Mit ihm ſind Sie gereiſt?" fragte Frau Dohrn kalt. „Ich brauche keinen Rat, bei Gott nicht!"

„Ich gab mein Verſprechen," wiederholte Sibylle. „Er will mit Ihnen reden, mit Ihnen und Herrn Dohrn."

„Weshalb? Weshalb nicht?" ſagte Frau Dohrn kühl lächelnd, erwägend.

„Ja, Sibylle. Er ſoll kommen," antwortete Alexander Dohrn ruhig.

„Ich werde jetzt gehen, ſo lautet mein Verſprechen. Volles Vertrauen."

„Volles Vertrauen?" ſagte Frau Dohrn erregt. „Wie iſt das zu verſtehen? Was heißt das: ‚volles Vertrauen'? Weshalb Ihnen? Vergeſſen Sie nicht! Volles Vertrauen, — mir gehört es zu! Volles Vertrauen mir und niemandem ſonſt! — Alſo gehen wir ſchon wieder," ſagte Frau Dohrn jetzt kühl.

„Es muß ſein."

Frau Dohrn brachte Sibylle zur Türe. Alexander Dohrn ſuchte noch Sibyllens Blick, — und der traf ihn ruhig.

„Wie wäre es nun," ſagte Frau Dohrn, als

Sibylle die Treppe hinabgehen wollte, „wenn ich zum Beiſpiel, ſagen wir, jahrelang Kömödie geſpielt hätte? Wie würde man das nennen? Wie wäre es Ihnen da zumute? Verraten und verkauft, Iſebieschen?“

Frau Dohrn hatte wieder etwas Spieleriſches, Dunkles im ganzen Weſen.

„Und Macht iſt berauſchend, Iſebies. — Ich habe die Macht!“ Frau Dohrn blickte in ſich verſunken.

Mit einem Schauer ſah Sibylle in dies weiße, lange Geſicht und in große, kriſtallklare, harte Augen. Ein Abgrund tat ſich vor ihr auf, ein dunkler, ſchwindelerregender Abgrund.

„Ich bin auch Dichterin auf meine Weiſe,“ ſagte Frau Dohrn leichthin. „Ich, Iſebieschen. — Nun, gehen Sie nur zu Ihrem lieben Reiſegefährten und ſchicken Sie ihn mir. Wie hübſch Sie's haben: Immer behütet — immer verwöhnt.“ Sie ſtampfte mit dem Fuß auf. „Wer verwöhnt mich? Wer behütet mich! Macht mich nicht zur Hexe! Macht mich nicht zum Dämon! — Alſo auf Wiederſehn!“

Wiederſehn? — Doch gab es kein Wiederſehn auf lange lange Jahre hinaus!...

Als Ottomar Sibylle in ihrem Hotel aufſuchte, traf er ſie bebend, ganz von Schauern geſchüttelt. Sie lag matt wie im Fieber auf dem ſteifen, unheimiſchen Sofa des Hotelzimmers.

Befremdet blickte er auf ſie. Sie nahm ſich zuſammen, ſah aber bleich und bang aus.

„Du wirſt erwartet," ſagte ſie.

Er drang nicht auf ſie ein.

Es lag etwas Faſſungsloſes in ihrem Blick, etwas namenlos Erſchrecktes.

Während der Stunden, die Ottomar bei Dohrns verbrachte, lag Sibylle regungslos im öden Zimmer, hörte das unbekannte Rauſchen der Großſtadt vor ihrem Fenſter. Bilder zogen durch ihre Seele, als ſollte ſie ſterben, und das Leben wandelte an ihr vorüber, — die lieben Stimmen der Ihrigen, die Geräuſche aus dem Geſchäftshaus, die warme, ſonnenheitere Kindheit, Lilly und Ottomar, — die Bekannten und Freunde des Hauſes, die weimariſchen Wege, die ſie nicht mehr gehen würde, die liebe Frau in ihrem hohen Alter, das vornehm zarte, rückſichtsvolle Leben daheim, ihre Unruhe, ihr Verſchweigen, ihr fremdes, dunkles Leben, von dem niemand wußte, und dann tauchte ein geheimnisvolles, ſchönes Leben auf. Hier in Berlin wohnten die Menſchen, die ihr fremden Freunde, die ihr ein ſo wundervolles Daſein verſprochen hatten, die ſie mit offenen Armen empfangen wollten —. Sie träumte — träumte —

Welch reiches, frohes, ſonniges Leben, ſo leicht — ſo berückend!

Wundervolles hatte ſie erlebt — — Ottomars Güte! — Unheil und Leid aber hatte ſie gebracht, wohin ſie ſah.

Nur einen Weg gab es jetzt für sie, — einen Weg: den Menschen, den sie liebte, der ihr nahe war, wie niemand sonst auf Erden, der sie als Heimat verlangte, glücklich und ruhig zu sehen.

Sie hatte sich gelöst von allen, — an ihn wollte sie sich halten, Klarheit war nur bei ihm noch für sie zu finden.

Alle Opfer waren gebracht. Alles Harte war geschehen.

Wie ein Stern leuchtete diese Klarheit in ihrer Seele, überstrahlte alles Unglück, alle Verwirrung und Not.

An diesem Abend schrieb Ottomar Rauchfuß Sibyllens Eltern: „Den Wunsch Ihrer Tochter Sibylle zu erfüllen, schreibe ich. Seien Sie alle geduldig. Legen Sie nicht zu großen Wert auf das Gebräuchliche. Ihr aller Trost soll sein: Glauben Sie an Sibyllens reines Herz, werden Sie nicht an ihr irre. Geht ein reiner Mensch Wege, die uns unklar erscheinen, an denen wir verzweifeln, wir aber haben seine Reinheit erkannt, so soll diese Erkenntnis uns trösten und aufrecht erhalten.

Steinige Wege haben Sibylle dahin geführt, Alexander Dohrn zu lieben. Alexander Dohrns Frau hat die Liebe ihres Mannes zu Ihrer Tochter gutgeheißen. Vielleicht trägt die Frau hier Schuld, wenn wir von Schuld sprechen wollen; sehr wunderlich und befremdlich ist die Seele dieser Frau vom Schöpfer gebildet worden.

Soviel ich verſtehe, iſt eine deutſche Scheidung für Alexander Dohrn, der vaterlandslos iſt, auch in Deutſchland nicht heiraten konnte, nicht erreichbar. Sie ſelbſt haben Ihrer Tochter dasſelbe geſagt —

Ich habe den Eindruck, daß Sie Alexander Dohrn ganz vertrauen können. Er wird Wege finden, ſeine jetzige Ehe zu löſen, um eine neue Ehe einzugehen.

Bis dies geſchieht, wird Sibylle bei meiner Schweſter Lilly leben.

Zu Ihrer Ruhe möchte ich Ihnen ausſprechen, daß ich Alexander Dohrn für einen eigentümlichen, großangelegten, durchaus edeln Menſchen halte, der keiner niedrigen Art zu denken fähig iſt, ein ſeltener Menſch.

Ich glaube, daß Sie die Unruhe und Sorge, die in Ihr Haus eindrang, abweiſen dürfen. Sie können vertrauen.

Ottomar Rauchfuß."

In Sibylles Hotelzimmer hatte Ottomar dieſen Brief geſchrieben, und Sibylle hatte mit gefalteten Händen ihm gegenüber geſeſſen und hatte auf ihren Kameraden geblickt.

„Leicht iſt das Leben nicht, Sibylle," ſagte er einfach. „Ein Stück Heldenkraft gehört oft auch zu den ſelbſtverſtändlichſten Dingen — und zu den nicht ſelbſtverſtändlichen . . ."

Sibylle hatte, als er aufſchaute, in ihres Kameraden Augen geſehen, die ihr ſo weit und tief, wie ſie ſich das Meer dachte, erſchienen waren.

Und dieſe Augen hatten heut einen ſchweren Blick.

Ottomar brachte am andern Morgen ganz früh Sibylle an den Zug, der ſie zu Lilly führen ſollte.

„Vertraue mir, es iſt das Beſte ſo, du ſiehſt Dohrns jetzt nicht wieder. Ich verlange das von dir. Ich weiß, was ich tue. Nur ſo kommt Frieden für alle.

Alexander Dohrn ſoll jetzt handeln. Mag er verſuchen, wie es ihm gelingt. Auch Frau Dohrn muß geſchont ſein, — und was in ihrer Natur ſchläft, darf für ſie und alle nicht geweckt werden."

Ottomars einfache Worte und ſeine Art zu handeln waren in ihrer Selbſtverſtändlichkeit ruhegebend.

Ja, er war derſelbe noch, der als Junge Winter für Winter den dunkeln Weg vom Ettersberg nach Weimar in aller Herrgottsfrühe, ohne zu überlegen, ohne Klage zurücklegte, ſo ſchwer und hart dieſer Weg oft geweſen ſein mochte.

Auf den Herzen ſpielt das Leben wie auf Harfen

Eine junge Mutter, ein Kindchen auf dem Arm, eins am Rock, ſank Sibyllen mit einem Aufſchrei wie Vogelgezwitſcher in die Arme.

Den Willkommenskuß empfing das Baby, das zwiſchen den zweien nach Kuß und zärtlicher Berührung ſuchenden jungen Geſichtern zartes Hindernis war.

Seit jener Nacht auf dem Ettersberg, als Iſebies voll Schmerz neben der kleinen verſtoßenen Sünderin im Herbſtnebel hockte und ſie mit Liebe ganz einhüllte, waren beide ihre Wege gegangen, Liebes- und Leidenswege.

Lilly, von goldenem Haar umſpielt, von Lachen und Weinen wie von einem unſichern Nebel eingehüllt, von dem wilden Kinde umtanzt, vom jauchzenden Baby faſt aus dem Gleichgewicht gebracht, glich einem Sonnenregenſchauer, war nicht zu faſſen, wehte und ſtürmte in ungemeſſener Freude über Sibylle hin.

„Iſebies! Iſebies!“ Ein Schrei, eine Seligkeit, ein Bündel tanzender Liebe, etwas Unfaßbares!

Nach Lillys Begrüßung hatte Sibylle ſich geſehnt,

und nun dieſe Wolke von Freuden und Sonnenregenſchauern und dieſe mitjubelnden Geſchöpfchen! Verdreifacht hatte ſich die ſüße Begrüßungskraft und Wonne!

Ja, das war Lilly! Lilly, nach der man ſich ſehnen konnte wie nach der lieben Sonne ſelbſt, und wie ſchön war ſie geworden!

„Iſebies! Iſebies!“ klang es wieder.

Jetzt hatte Iſebies das Baby im Arm, und Lilly hing ihr um den Hals. „Ja, du biſt's, — dein ſüßes Geſicht iſt's! — Du biſt's! Du bleibſt eine Weile bei mir!“

Sein wanderndes Frauchen! hatte Ottomar geſagt. Sein wanderndes Frauchen, mußte Sibylle ſich wiederholen. Sie war ganz betäubt von dem weichen Sturm.

Und jetzt legte er ſich, und der Kutſcher wurde bezahlt, der Sibylle von der Bahn in das kleine grün eingebettete Neſt gefahren hatte, und ihr Koffer wurde von einem Bauernmädchen und einer Frau ein unglaublich enges und ſteiles Treppchen hinaufgeſchleppt, das zu einem winzigen Haus gehörte. Mitten in einem Blumengarten lag es, in dem alles, was nur blühen konnte, blühte und duftete.

In dieſes Neſt hatte das Schickſal Sibyllen aus ſchwerem Sturm verſchlagen.

Welcher Duft, welche Sonne, welch ein Gezwitſcher! Lillys Stimme war heller und zarter als die ihrer Kinder.

„Sie haben die Stimme ihres Vaters,“ ſagte Lilly ſelig, als Iſebies-Sibylle darüber lächelte, wie

die tiefen Kinderſtimmen die zarte Stimme der Mutter faſt einhüllten.

Nun trat der ſüße zärtliche Ernſt in Lillys Züge, den Sibylle ſo wohl ſchon aus ihren Kindertagen kannte.

Das Bauernmädchen bekam das Baby auf den Arm und das große Kind an die Schürze.

„Aber Bärbelchen, Bärbelchen, ſchon ſehr drauf ſchaun und nicht aus dem Gärtchen hinaus!“ Und das Baby wurde geküßt, und das Große wurde ermahnt, und Lilly kochte in einem ſilbernen Kaffeemaſchinchen Kaffee.

„Sein Maſchinchen,“ ſagte ſie bewegt, „nur wenn er kommt, brauchen wir's, nur dann, und wenn du kommſt, Iſebies! Sonſt kenne ich niemanden. Er und die Kinder! — Und Er — und Er — und Er! Und ich bin wie die Luft, die ſie einatmen, und von der ſie leben, — und das Brot, das ſie eſſen, und bin lauter — lauter Liebe von früh bis in die Nacht und von der Nacht bis in die Früh! Weißt du noch, — kennſt du mich noch?

Und du biſt müde und dein Herz iſt ſchwer? — Aber alles, — alles kommt noch! Ich bin ganz angefüllt von dir! Nur, ich ſah ſo lange niemand, der ſo ganz zu mir gehört, dem ich von mir ſprechen kann. Und was hab' ich erlebt! Meine Kinder geboren — und ſelbſt genährt. — Und eins begraben, — das liebſte — das erſte! — Weißt du, was das heißt, — ganz dahinfließen in Liebe — und ſeine Kinder? Seine Kinder ſind's. Weißt du, was das heißt? Ich habe erkannt und geglaubt, daß du biſt

der Mann unter den Männern, der Erſte, der Beſte, der Einzige! An ihn glauben, heißt lieben —!"

Dabei war Lilly geſchäftig, deckte den Tiſch, ſetzte die Täßchen auf das friſche Tuch, und der Blumenſtrauß auf dem Tiſch duftete nach allen erſten Blumen im Gärtchen, Glydra und Feuerlilien, ſpäten Tulpen und Agley.

Während ſie geſchäftig ſich zu tun machte, nickte ſie durchs Fenſter hinaus in den Garten und klatſchte in die Hände, dem Baby zur Luſt und Freude, und dem größeren Kind rief ſie bald einen Schmeichelnamen zu, bald eine Ermahnung.

„Ach, daß du den fandeſt," rief Lilly, „den du liebſt, der dir alles auf Erden iſt! Als du damals nachts in all der Dunkelheit bei mir vor der Mauer warſt, ahnteſt du nicht, was Liebe iſt! Du warſt ein Kind. Ich aber, — ich! Meine Kindheit ging in einer mächtigen Flamme auf. Liebe! Liebe!" ſagte Lilly zärtlich leiſe. „Ich bin ganz Liebe! Mein Fleiſch und Blut iſt Liebe. — Sieh nur mein Haar an!" Sie zog ein paar Nadeln aus dem Haarknoten, und das Haar rollte ſich auf und floß um ſie her. „Oft, wenn ich abends mich in dem Spiegel ſehe, nichts als mein Geſicht und das leuchtende Haar, denke ich: in dieſem Haar brennt mein Herz. Es ſind Herzensflammen.

Ach, ſo glücklich bin ich, ſo glücklich; aber oft, — wenn die Kinder ſchlafen, ſehr einſam — einſam;" ein Schatten zog über ihr Geſicht; „dann ſchleiche ich an die Betten und höre die Herzen ſchlagen, Herzen von ſeinem Herzen!

Wie wundervoll, daß wir aus Liebe werden und aus Zärtlichkeit! — — Er kommt ſelten, — er kommt ſelten —," ſagte das zarte Weib leiſe. „Er hat ſo viel zu tun, und ich will auch gar nicht immer um ihn ſein. Denk dir, ſo ein berühmter Schriftſteller, wie würden wir ihn ſtören! Und daß er mich, — mich geheiratet hat! — Verſtehſt du das? Mich? Einfach mich? Ich wollte es nicht! Ich habe mich gewiß geſträubt mit Leib und Seele. Er ſollte ohne Feſſel ſein. Er ſollte frei ſein. Schön finde ich es, wenn das Weib ſeine Liebe königlich gibt, denn nur Liebe hat ſie zu geben. Wie eine Händlerin kam ich mir vor, als er mich des Kindes wegen geheiratet hatte, alle königliche Freude war dahin; erſt nach und nach erſchien ſie wieder, als ich alles, gottlob!, was Heirat hieß, vergeſſen hatte.

Und wir ſind auch faſt unſre eignen Herrn, mein kleinwinziges Vermögen nährt uns, und ſchau nur —" Lilly führte ſie in ein kleines Nebenſtübchen, da lagen allerlei Sächelchen auf dem Tiſch, Puppen in liebevoll genähten Kleidern, angeſtrichene drollige Männchen und Weiblein aus Holz geſchnitzt, allerlei Bälle und niedliche kindliche Torheiten, reizvoll und mit viel künſtleriſcher Eigenart hergeſtellt. „Das iſt meine Werkſtatt, da hilft mir die Größere auch ſchon fleißig dabei; damit ernähren wir uns. Was brauchen wir denn? Du glaubſt nicht, wie wenig."

So plauderte das ſüße zarte Weib, wie eine Quelle alles hervorſprudelnd.

„Nur ſchenke mir Gott eine Wiege, die nie leer wird!" rief ſie jubelnd aus. „Liebe, die nie endet,

immer neuſchlagende Herzen, die alles von mir haben und von ihm Leben und Atem und Lebensſeligkeit und das ſüße Erwachen am Morgen. Und du — und du! — Nun weißt auch du, — was Liebe iſt! Iſebies!"

Sie umſchlang Iſebies-Sibylle.

Sibylle ſchaute wie benommen auf. Selig war ſie durch ihre Liebe noch nicht geworden, zu ſchwer, zu verantwortungsvoll war dieſe Liebe für ihre Schultern. — Tränen traten in Sibyllens Augen, ſie verbarg ihr Geſicht mit den Händen, und Lilly ſah, daß ſie weinte.

„Ich weiß alles von dir," ſagte Lilly ernſt. „Tapfere luſtige Iſebies! Ich weiß, du biſt beſſer, als ich bin, — du vergißt niemanden, der dir zugehört. Ich aber habe nur geliebt, habe die Welt vergeſſen. Er wurde meine Welt! Durch Liebe ſtarb ich in eine neue Welt. Wenn einer durch den Tod ſtirbt, hinterläßt er auch Weinende und kann nichts machen. So ſtarb ich in die Liebe hinein. Und gottlob und gottlob! Schuldlos iſt nichts auf Erden. Wir ſollen Schuld und Seligkeiten tragen, — beides. — — Geh, trinke jetzt Kaffee, und dieſer Kuchen! — Breitet die Schürzen aus," zwitſcherte die ſüße Frau durchs Fenſter hinunter in den Garten, und ſie warf den Kindern Kuchen hinab; und oben zwitſcherte es hell wie Silberglöckchen, und von unten antwortete es derb und voll und tief, ſein Lachen, wiedergeboren aus ſtarker Kinderbruſt.

Einige Wochen lebte Isebies-Sibylle bei Lilly und den Kindern der süßen Frau im Liebestraum. Sie träumte und lachte und arbeitete und spielte und war voller Geist und Lebendigkeit und diente einem unbekannten Gott, einem Gott, den Sibylle nicht kannte, und von dem sie sich kein Bild machen konnte. Er wurde geliebt, behütet, alles atmete für ihn, er wurde angebetet. Herrlich war, was er tat, herrlich war, was er schrieb. Gearbeitet wurde für ihn und geschaffen, um eine Überraschung vorzubereiten. Abends stiegen aus weißen Bettchen Gebete für ihn auf, die eine flammende Liebesseele für die Kinder stammelte.

Dieser Gott hatte eine Welt zu eigen, mit der er zufrieden sein konnte, eine Welt, die nach seinem Willen lebte, ihm diente, ihm traumverloren anhing und sich ein Bild von ihm machte, vor dem er sich selbst verneigen konnte; und dabei war es eine gar lustige Welt, seinen Anordnungen wohlgeneigt, freudvoll Opfer bringend, singend und jubelnd auch in Sehnsucht, arbeitend und betend, die Musterwelt, die sich ein Götterbild nur wünschen konnte.

Sibylle lebte wochenlang in dieser heitern kindlichen Liebeswelt. Von Alexander Dohrn erhielt sie Briefe aus der Heimat seiner Mutter, — aus der fernen südlichen Heimat. Er schrieb voll ruhiger Kraft.

„Du warst es, Du," schrieb er ihr, „die mir sagte, dort in die Heimat meines Bluts, der Sehnsucht meiner Mutter, zu gehen. Wie anders aber dachtest Du es Dir.

Welch eine Welt iſt hier! Wie ſo ganz begreife ich es, daß meine arme Mutter ein Stück Fremde blieb, getrennt von dieſer wundervollen Heimat!

Mit Staunen, Seligkeit und tiefer Freude bin ich ganz erfüllt. Du biſt mir hier nahe. Wie verſtehe ich es jetzt, daß ich Dich meine Heimat, meine Erde nenne! Du gleichſt, ſo ſcheint es mir, dieſen Menſchen hier. Ich ſehe Dein geliebtes weiches Geſicht, ja ich ſehe Dich immer unter ihnen. Du biſt mir hier unendlich nahe! Wunderliches Wort, — tiefgeheimnisvoll: — ‚Unendlich nahe!‘

Es gibt wundervolle Worte auf Erden!

Fühlſt Du's: ich bin zum Leben erwacht! Ich ſtaune voller Freude — und hoffe auf Dich.

Eine tiefe Liebe zu meiner armen Mutter iſt in mir erwacht, ein Erbarmen ſondergleichen. Worte, die ſie einſt ſprach, die mir in der Erinnerung haften blieben, ſind mir heilig geworden, drollige arme Worte von Sehnſucht beladen, über die ich einſt ungeduldig war. ‚Keine Menſchen, — Schornſteinfeger ſind hier alle,‘ ſagte ſie wie ein armes, eigenſinniges Kind, das ſich nicht wohlfühlt in der kalten Fremde, und ich ſchämte mich meiner Mutter.

‚Eine harte, harte Erde iſt bei euch, auch du biſt hart,‘ ſagte ſie. ‚Wäre dein Vater einer von uns, wäre deine Stimme weich wie der Wind, der über den Bosporus weht, du würdeſt ſo ein liebes Kind ſein, mit einem weißen Mützchen und ſeidenem Halat, und ſäßeſt unter einer Platane auf einem kleinen ſeidnen Teppich, und ein Laternchen würde neben dir brennen, und Zuckerzeug läge im Bündel neben

dir, und kluge alte Männer ſtänden um dich her, und du würdeſt ihnen vorleſen aus dem Koran, und die Männer würden ſtaunen, wie klug mein kleiner Sohn iſt, und ich lauſchte und ſähe hinter dem Fenſtergitter, wie du dich beim Leſen neigteſt wie eine Wiege, in der ein Kindchen liegt, und das Kindchen wäre deine Seele, deine liebe Seele, die ſtark und groß wüchſe an den heiligen Worten des Kuran, wie das Kind wächſt durch die Milch ſeiner Mutter.

Ramaſannacht würde es ſein, und vor den Häuſern die blumengeſchmückten Tiſchchen mit Speiſen und der ſüße Duft der Zigaretten.'

So konnte meine Mutter mir erzählen, — eintönig, von Sehnſucht beladen, bis ich's müde wurde und mich darüber ärgerte, daß ich wie eine Wiege mich hin und her neigen ſollte. Das war eine dumme Sache für einen Jungen, der deutſch ſein wollte und deutſche Kameraden hatte.

Ja, ich ſchämte mich meiner traurigen, rührenden Mutter. Eine arme verſchmachtete Seele.

Mir iſt's, als wäre dieſe Seele mit mir hier, — mir iſt's oft, als nähme ſie mich an der Hand und ſagte: ‚Sieh, ſieh, das alles war mein eigen. Sieh, ſieh die lieben heimiſchen Holzhäuschen unter Lorbeerbäumen und das blaue Marmarameer und fühl' den Wind, nach dem ich mich ſehnte, und ſieh die ſüßen Frauen in bunten Gewändern auf den Mauern Stambuls ſitzen, mit zarten weißen Schleiern, und die Engel, die halbwüchſigen Mädchen mit den Sternenſchleiern, das alles waren meine Gefährtinnen; und ſieh die Kinder, — die Kinder mit den

dunkeln mächtigen Augen und den weißen Mützchen und dem ſeidenen Halat. Ach, das ſind Kinder! Ein fremdes Kind wurde mein, — ein Junge, der ſich meiner ſchämt, der nicht zärtlich iſt.'

Sie hatte keine Freude, auch durch mich nicht.

Ich denke an Dich; und erſehne Dich heiß. Gut will ich zu Dir ſein, gut.

Wunderbare Wege führt mich die Seele meiner Mutter.

Ich habe hier Verwandte aufgefunden, einen einſamen alten Bruder meiner Mutter, der in einem Holzhaus am Marmarameer wohnt, das an der alten gewaltigen Mauer angebaut iſt. Oben auf der zerklüfteten Mauer wächſt ein Granatbuſch und hohes Lorbeergebüſch, und man blickt hinaus in die blaue Weite des Meeres. Der ſchneebedeckte Olymp leuchtet, die Prinzeninſeln ſcheinen im Blau und Licht zu ſchweben. Minaretts und Kuppeln ragen auf, ſo weit man über die Stadt blicken kann.

Der alte Bruder meiner Mutter ſitzt unter dem Lorbeergebüſch auf der breiten ſagenhaften Mauer, raucht ſein Nargileh, die Welt verſank ihm längſt, kaum daß er ſich ſeiner Schweſter mehr erinnert. Er erinnert ſich eines großen Unglücks, daß eine verſtoßen und totgeſagt wurde, und eines langen, langen Vergeſſenſeins.

Aber wie fand ich dieſen Bruder?

Ein Wunder! Stelle Dir vor: eine Stadt wie ein Labyrinth, unendlich ausgebreitet, — Holzhäuſer und Gärten und Zypreſſenhaine, — Hochwälder mitten in der Stadt, rieſenhaft über Hügel hingebreitet,

eine Stadt ohne Straßennummern, und glaubst Du etwa, daß es ein Adreßbuch oder irgend etwas Ähnliches gibt? Ein Ameisenhaufen. Eine Stadt des Vergessenseins, des Untertauchens. Hier verschwindest Du wie der Tropfen im Meer, so scheint's und ist auch so und doch anders. In jedem Stadtbezirk kennt einer den andern wie in einem Dorf, — so Dorf an Dorf.

So fragte ich bei allen Wanderungen nach dem Namen, den einst meine Mutter trug. Das Wunder war, daß ich gar bald das rechte Mahale fand, und ein Bübchen führte mich zu dem Alten, und weiteres Wunder: dieser Alte ist ein Freund Munif-Paschas, des Kultusministers. Durch den Bruder meiner Mutter lernte ich einen der Gewaltigen hier kennen, einen Menschen, der Dir gefallen wird, ein merkwürdiger Mann, ungefähr sechzig Jahre alt, vornehm, gebildet, einfach in seinen Gewohnheiten, ein ganz bedeutender Mensch, war Gesandter in Paris und Berlin, spricht vortrefflich Französisch und Deutsch, hat viel von Goethe und Heine übersetzt. Wir gefielen einander. Ich bin oft bei ihm. Wir haben Vertrauen zueinander.

Er hat mir Arbeit im Ministerium gegeben. Ich habe ihm von Dir gesprochen, von der Großmut Frau Dohrns, von der Schwierigkeit, eine Scheidung zu erreichen, von dem Widerstreben Deiner Eltern, und er will Wege finden hier, zu helfen.

Sei nicht kleinmütig, erschrick nicht, sei tapfer, sei klug, Du meine geliebte Heimat, Du gutes süßes Herz, Du gute Lebensluft. Gräme Dich nicht. Laß

Deinen Blick groß und weit ſein. Wiſſe, daß Du mein Leben biſt!“

So ſchrieb Alexander Dohrn.

Neu war Sibylle dieſer ſtarke, frohe Ton. Jedes Wort klang wie Erlöſung. Der Brief erſchütterte ſie freudig. Sie trug ihn auf ihrem Herzen und fühlte ihre ſchwer erlittene, ſtarke Zugehörigkeit zu dieſem Manne zum erſtenmal wie eine große Seligkeit.

Niemand kannte ihren Aufenthalt. Frau Dohrn nicht und ihre Eltern nicht. Durch Ottomar Rauchfuß aber erhielten Eigenbrodts Briefe von ihr, in denen ſie ihnen mit jedem Wort ihre ſchwere Lage zu erleichtern ſuchte, indem ſie mit bebendem Herzen helfen wollte.

Sie bekam Briefe von daheim, auch durch Ottomar, mit verzweifelten Anklagen, mit Beſchwörungen, zurückzukehren, jedes Wort mit tiefſtem Leid beladen, jedes Wort Verzweiflung.

Ihr Herz kam aus Leidensnot kaum zu ſich. Nie ſchlug es ruhig, der unruhige, bange Schlag verſcheuchte den Schlaf. Es klopfte und klopfte in Schuld und Not.

Ottomar ſchrieb an Lilly, die ihn gebeten hatte, die Briefe eine Zeitlang nicht zu ſchicken, da ſie für Iſebies fürchte.

„Sie muß wiſſen,“ ſchrieb Ottomar, „was ſie tut. Ich habe ſie zu ſchützen verſucht, ſoviel ich konnte, ich habe ſie vor dem Dämon Frau Dohrns behütet, — ich habe ſie bei Dir verſteckt, — ich habe die ſchwere Rolle auf mich genommen, unberechtigt

ihren Wohnort vor den Eltern zu verheimlichen. Ich habe die große Verantwortung auf mich genommen. Der Schmerz dieſer Menſchen um ihr Kind und ſeine Tat iſt erſchütternd. Sie muß ihn wiſſen. Sibylle muß wiſſen, welches Leid ſie bringt, ihre Handlung muß klar ſein."

Ja, und ſie wußte jedes Leid, ſie lebte es mit, ſie beugte ſich unter der Laſt.

Frau Dohrn aber war ihr wie ein Schemen. Sie wollte ihretwegen leiden, wollte ihretwegen ſich in Schuld verzehren; aber wie unter den Händen entglitt ihr das Bild der Frau, als hätte ſie dieſelbe nie gekannt.

Sie verſuchte, ſich die Nahgekannte zurückzurufen, ſie ſchloß die Augen, hielt den Atem an, umſonſt, das Bild der Frau war wie zerronnen.

Wer war Frau Dohrn? Die alte Frage, die ſie ſo oft in Angſt und Not getan.

Nur eine große, geſtaltloſe Bangigkeit ſtieg in Sibyllens Seele auf, kein Bild, kein Eindruck.

„Gott ſei mir gnädig!" betete Sibylle.

Lillys ſüße, zärtliche Nähe milderte und ſänftigte.

„Könnte ich dir mein Weſen geben, Liebe hat für mich große, weite Flügel, die mich über alles tragen, du mußt lieben lernen! Du mußt Liebe ganz begreifen!"

„Ich bin zu ſchwer," antwortete Sibylle, „an mir hängt das Leid der andern."

Sie arbeitete fleißig, während Lilly an ihrem drolligen Spielzeug hämmerte, schnitzte und pinselte.

Es kam ein Brief von Alexander Dohrn: „Meine Heimat! meine liebe Erde! Nun komm! Nun ist alles bereit. Durch unsern Freund Munif-Pascha sind Unmöglichkeiten möglich geworden. Du wirst mein Weib sein. Hier ist Scheidung am leichtesten erreicht worden. Frau Dohrn ist es zufrieden. Frau Dohrn ist einverstanden. Sei gut und tapfer. Ich hab' für Dich hier eine Welt geschaffen. Lache nicht, mein Herz, das sagt ein Mann so gern in der Freude seines Herzens.

Ich möchte Dir sagen: Ich habe das blaue Marmarameer für Dich hingebreitet und die uralte Mauer getürmt, die herrlichen Zypressenwälder, unter denen die Toten ruhen, die Riesenplatanen, die dunkeln, weit schattenden Lorbeerbäume gepflanzt, — für Dich! Und ich habe es geschaffen, daß Du wie eine junge Königin hier empfangen wirst. Und das habe ich wirklich geschaffen! Komm, und Du wirst alles sehen! — In dem lieblichen Landhaus unseres Freundes Munif-Pascha wirst Du vor unserer Trauung wohnen wie eine Prinzessin aus Tausendundeine Nacht, Du wirst so wohl behütet sein wie im Hause Deiner Eltern.

Nun aber komm! Es geschah, was geschehen konnte, meine Erde! meine Heimat! — Daß ich kein anderes Liebeswort für Dich finde! Das macht, daß diese Worte eingegraben sind in mein Herz. Du wirst Dich doch bei mir nicht langweilen, ich bin ein so einfacher Mensch.

Auch mein Werk wird unendlich einfach ſein.

Mein Gott, ich erſchrecke oft, daß ich ein langweiliger Kerl bin! Deinetwegen erſchrecke ich! Ich ſelbſt fühle mich wohl dabei.

Du biſt jung und kennſt wenig vom Leben und haſt ſo Schweres getragen.

Ich lege Dir einen Brief bei, und Gott ſegne Dich, geliebte Seele, und aller Schutz, den ich für Dich erhoffe, umgebe Dich.

Es iſt Friede, mein geliebtes Herz, laß uns ihr und den Kindern das Leben ſo erleichtern, wie es in unſerer Kraft ſteht.

Hier gibt es Arbeit die Fülle für mich und Ausſichten und Erfüllungen."

Der Brief war von Frau Dohrn:

„Du ſchreibſt mir, daß ich frei ſei. Nun wohl. Du ſchreibſt mir, daß die Scheidung nur eine Formalität iſt. Unſere Ehe war jahrelang nur eine Formalität. Wenn alles ſo iſt, wie Du ſchreibſt, können Eigenbrodts nichts machen."

Lilly war über die Briefe Alexander Dohrns ſelig. „Man ſpürt ſeinen freien Atem. Er gefällt mir. Sein Weſen iſt lebendig und gut, — und etwas Großes, Weites liegt in ihm."

Schwer war Lillys Abſchied von Iſebies-Sibylle, verweinter und ſchluchzender als damals am dunkeln Oktoberabend auf dem Ettersberg, als Lilly ihr erſtes Kindchen unter dem Herzen trug.

„Isebies," sagte sie, „die Abende sind so bang, jetzt spür' ich's erst, seit du da warst. Wie werde ich dich vermissen!

Abends auf das Klopfen der kleinen Herzen lauschen und süße Dinge denken und auf ihn hoffen und Spielwerk schnitzeln und anmalen und ein Liedchen summen und im Spiegel sehen, daß um das sehnsüchtige Gesicht das Haar in Herzensflammen brennt!

Isebies, weißt du noch, wie ich dir sagte: Er liebt mich! Und seine Herzen sind's, an denen ich abends in Sehnsucht lausche, und wenn er wiederkommt, wird bald ein neues Herzel in mir schlagen, — so ein süßes Menschenherzchen, der Sonne entgegen!

Und stell' dir vor, wie wundervoll für ihn, — dieses Liebesnest! Seine Kinder! sein Weib! Keine Not hat er von uns, nichts Überlästiges sind wir ihm. Seine heilige Arbeit wird nicht gestört durch uns. Nur Liebes, nur Seligkeiten hat er von uns.

Ich habe ihn doch glücklich gemacht!

Muß er uns nicht lieben? Muß er nicht beglückt sein? Ich will nichts! — Seine Freiheit ist mir heilig!

Aber es ist auch in mir kein Zweifel. Um Gottes willen, — ein Zweifel!" schrie das zarte Weib fast auf. „So etwas gibt's doch nicht, Isebies? Für so viel Liebe? — Denk' dir," sagte Lilly mit großen Augen, „darauf wäre ich nicht vorbereitet."

„Wie sollt' er dich nicht lieben," antwortete Isebies-Sibylle bang. Hilflos erschien ihr das liebe

Geſchöpf in ſeinem einſamen, ekſtatiſchen Liebesdienſt, in ſeiner zarten, heiteren Entſagung, — dieſe arme Welt!

Wenn man ihren Gott ihr nehmen würde! Die Geſchöpfe, hervorgerufen durch Liebe und Anbetung, würden ihre Bedeutung verlieren.

Sibylle verſtand Ottomars Sorge um das flammende Weiblein.

Isebies-Sibylle an Lilly: „Lilly, Du Frauchen, Du guter, lieber Engel. Auf meiner ganzen langen Reiſe ſah ich Dich oft vor mir. Du wechſelteſt mit vielen Bildern, die mich bedrängten; aber das Häuschen und der Blumengarten, die Kinder, das Mütterchen, das Spielzeug, aus dem Ihr lachenden Geſchöpfe Eures Lebens Unterhalt wie Bienen aus Honigkelchen zieht, das war alles ſo ruhevoll, eine kleine Welt, die ein lieber Engel geſchaffen aus ein wenig Weltenſtoff, den er dem Herrn der Welten geſtohlen. Was der große geheimnisvolle Herr ſeinen Welten an Weh und Not und Tod und Jammer beigemiſcht, — das hat lächelnd der liebe Engel fortgelaſſen. Sein Erdchen iſt ſo wunderſchön und dreht ſich wie die andern Welten. Man hört nur Lachen, nur Liebesworte; nur Hingebung ſieht man. Glückliche Kinder, eine ſonnige, ſtrahlende Mutter, die vor Liebe überfließt. Kuchen und harmloſe Speiſen, kein armes Tier nährt mit ein paar Pfündlein ſeines mühſeligen Fleiſches die lachenden Geſchöpfe.

Du lieber Engel, Du haſt Gottes Rezept zu ſeinem ſchweren Erdenſtoff lächelnd verändert. Ach, er ſoll Deine kleine Erde gnädig tanzen laſſen unter all den ſchweren, leidbeladenen Welten, er ſoll ſein heiliges Auge zudrücken, wenn die kleine ſelige Kugel im Tanz der Geſtirne an ihm vorüberzieht.

Gott behüte Euch.

Einen ſchweren, ſchweren Brief ſchrieb ich heute, drum iſt mir's ſo ein Aufatmen, an Dich zu denken.

Du weißt und weißt auch nicht, welch eine Welt mich umgibt. In dem Augenblick, als mein Freund Alexander Dohrn mir auf dem Schiff entgegenkam in all dem Fremdartigen, dem Blinken der Wellen, in all dem Überwältigenden um mich her, dem Schreien und Toben auf dem Schiff und in den Booten, erkannte ich ihn nicht, ſo gebräunt und froh ſah er aus. Er trug einen Fes wie alle faſt, die ich um mich ſah, und ſchön erſchien er mir und überaus angenehm. Er ſah aus, als fühle er ſich wohl und glücklich.

Nie hatte ich ihn ſo geſehen.

Als wir in Munif-Paſchas Kaik, einem langen, flachen, reich vergoldeten Boot, das von ſechs Männern in weiten, rot und blau geſtreiften ſeidenen Hemden gerudert wurde, pfeilſchnell dahinflogen auf dem ſonnenglänzenden, blauen Waſſer, über die hüpfenden Wellchen, da wurde es mir zum erſten Male leicht zumute ſeit Jahren, und mir war's, als ſchliefe ich aus ſchwerem Wachſein zu ſüßem Traume ein. Wir fuhren an den Rieſenſchiffen entlang, und die Möwen flogen wie Schneegeſtöber, und wie Schnee lagen ſie

auf dem Waſſer. Die fremdartige Stadt ragte auf den Hügeln auf, und mein Freund ſaß vertraulich und heimatſicher neben mir.

Und ſo iſt's geblieben — ein Traum.

Munif-Paſchas Töchter Ferdös und Fidned, der wundervolle Garten, das halb orientaliſche, halb europäiſche Haus — und meine Geborgenheit in all der Fremde und die Nähe des teuerſten Menſchen.

Was ich fühle, iſt unmöglich zu beſchreiben, und was ich ſehe ebenſowenig. Ich wohne neben Ferdös und Fidned und höre ſie lachen und plaudern. Es klingt, als zwitſcherten fremde Vögel neben mir mit ſüßen, zarten Stimmen. Eine Frau hat Munif-Paſcha nicht, eine Franzöſin erzieht die Mädchen. Die Mutter der beiden Mädchen ſtarb vor Jahren. Ferdös, Paradies, heißt das älteſte Kind, geht daheim in europäiſchem Bubenanzug, in Bluſe und Hoſe.

Welch ein Durcheinander ſchreibe ich! Aber was ſoll ich tun? Wo ſoll ich beginnen? Das Wundervolle um mich her iſt unbeſchreiblich, eine Schönheit ſondergleichen; aber ich kann mich nicht faſſen, — ich habe nicht die Seelenruhe, auszuſprechen, was ich ſehe und empfinde.

Unſere erſte Abendmahlzeit:

Seine Exzellenz erſchien und begrüßte mich mit vornehmer Güte. Ich dankte ihm für ſeine unbeſchreibliche Liebenswürdigkeit, mich in ſeinem Hauſe aufzunehmen, die ganz Fremde.

‚Nicht Fremde,‘ ſagte er. ‚Wir ſind Freunde, Ihr künftiger Gemahl und ich, wir verſtehen ein-

ander, es ist selbstverständlich, daß Sie hier in meinem Hause wohnen.'

Er sprach Deutsch und wechselte mit Französisch. Er spricht ein wundervolles Französisch, unterhält sich bei Tisch auch mit den Kindern Französisch.

Der Raum, in dem gespeist wurde, hat tiefgoldleuchtende Strohmatten auf dem Boden, darüber wundervolle Teppiche, eine europäische Tafel; das Licht, noch Tageslicht, kommt von oben, die Decke wird von geschnitzten Pfosten getragen; oben an der Wand, an die Decke grenzend, ist ringsum ein breiter Streifen, der von Weinlaub und dunkeln Trauben, von blühenden Rosen und Lorbeer auf eine wundervolle Weise überwachsen ist.

Nie sah ich ein herrlicheres Zimmer, wie eine Laube ist es, und doch geschützt gegen Sonne und Regen und wohnlich. Die Wände bedeckt von herrlichen Schnitzereien und Geweben. Hinter jedem Stuhl ein Diener mit goldgetriebener Schale und einem Krug voll duftenden Wassers und einem Handtuch mit köstlicher Goldstickerei.

Die ganze Art zu speisen hatte etwas Feierlich-Schönheitsvolles.

Die Unterhaltung war heiter. Munif-Pascha scherzte mit den Kindern, richtete Fragen über den Verlauf des Tages an die Erzieherin. Er und mein lieber Freund hatten Wohlgefallen aneinander. Und welches Wunder: — der unruhige Alexander Dohrn, der nervös von einem Gespräch absprang, um ein neues zu beginnen, was ihn mehr anzog oder weniger langweilte, war ruhig und heimisch.

Mit Staunen hörte ich zu.

Ja, das Blut deiner Mutter, dachte ich, hat dich zurückgeführt, ihre Sehnsucht ist in dir gestillt worden.

Du hast wohl die Heimat deines Wesens gefunden.

Munif-Pascha wendete sich an mich: ‚Nicht wahr, wüßten wir gegenseitig mehr voneinander, würden sich, bin ich überzeugt, Ihre Verwandten bald beruhigen, daß ihre Tochter nicht ist auf einem französischen oder einem deutschen Standesamt getraut worden, sondern auf einem hier bei uns. Soviel ich glaube, wird es unser aller Gott recht sein, und er wird lächeln über ein so große Unglück.

Im Hause von meinem Neffen ist Ihre Trauung, denn ich muß sein etwas vorsichtig. — Durch meine Stellung,‘ — er lächelte, ‚bin ich exponiert. — Die Gesandtschaften. — Wie nennt man mich, Mademoiselle?‘ wendete er sich langsam und bedächtig an die Erzieherin.

‚Exzellenz verzeihen, wenn ich nicht irre, Frank-Pascha.‘

‚Das ist fränkischer, europäischer Pascha,‘ erklärte er, ‚eh encore?‘ fragte er.

Die Französin lächelte. ‚Malepi-Pascha, Exzellenz, wenn ich nicht irre.‘

‚Ach, Sie irren nicht, sie nennen mich hier Malepi-Pascha, jawohl, — den Gelee-Pascha, — das ist kein sichere Pascha, kein Pascha nach der alten Schule, — so ein Gelee bewegt sich, so — und so. Einem Malepi-Pascha sieht man auf die Finger.

O, er würde sich noch mehr bewegen,‘ sagte er

lebendig, ‚aber noch iſt nicht die Zeit. Geduldig muß die Gelee ſein.‘

Munif-Paſcha und Munif-Paſchas Haus und ſeine ſchönen, übermütigen Töchterchen, denen er alle Freiheit läßt, weil ſie ſie verlieren müſſen, wie er ſagt, ſind etwas Einziges.

‚Schreiben Sie an Ihre Eltern,‘ ſagte er an dieſem erſten Abend zu mir. ‚Der Kultusminiſter Munif-Paſcha läßt ihnen ſagen, ſie ſollen gnädig ſein, auch für ſich ſelbſt. Religion iſt eine Sache, die mit unſere Unwiſſenheit zuſammenhängt. Sie iſt bei allen Völkern der Schleier, der vor das große Geheimnis gezogen iſt. Jedes Volk hat ſein Schleier mit einem andern Muſter, dasſelbe Geheimnis aber haben wir alle.

In Europa würde ein Kultusminiſter ſich ganz anders ausdrücken. Wir Gebildeten hier ſind einfach und laſſen uns von einer goldgeſtickten Miniſteruniform nicht imponieren.

Und nicht iſt es nötig,‘ ſagte Munif-Paſcha, liebenswürdig lächelnd, als er ſich langſam von ſeinem Stuhl erhob, ‚daß Sie einen fremden Schleier nehmen. Eine Frau behält immer ihr eignen Schleier.‘

Iſebies, Eure Iſebies.“

An einem wundervollen Spätſommertag wurde Alexander Dohrns und Sibyllens Trauung im Hauſe von Munif-Paſchas Neffen vollzogen, in einem echt türkiſchen Hauſe.

Sibylle, im einfachen, weißen Sommerkleid, war

bei der jungen Frau des Hauſes, die nur Türkiſch ſprach. Sie hatte Sibyllen ein Schleierchen, mit goldenen Fäden durchwirkt, im Haar befeſtigt und liebkoſte ſie, wie man eine Katze liebkoſt. Reizend tat ſie das wie ein Kind.

Aber Sibylle war unendlich beängſtigt davon.

Dies ſpieleriſche, zärtliche Weſen nahm ihr den Atem, — ließ ihr das Herz heftig klopfen.

Welche Einſamkeit, Verlaſſenheit und Fremde.

Draußen vor den hohen, holzvergitterten Bogenfenſtern der Bosporus, deſſen Waſſermaſſen ſich mächtig vorüberwälzten. Über Zypreſſen und Pinien und hohe Lorbeerbäume blickte man bis zum Ufer hinab über den terraſſenförmigen Garten hin. Ein nahes Minarett hob ſich ſchlank empor, durch das Zimmer huſchten neugierige Dienerinnen, zwei wunderſchöne Bübchen von vier und fünf Jahren in weißen, gehäkelten Käppchen, weißſeidenen Kittelchen mit goldenen Gürteln brachten Sibylle Blumen, begrüßten ſie würdig mit rührendem Ernſt, hoben die runden Händchen an die Stirn und machten ihren Salam.

Sibylle ſah in dunkle, ernſte Sonnenaugen und gedachte der ſehnſüchtigen Beſchreibung türkiſcher Kinder, die Alexander Dohrns Mutter ihrem Sohn einſt gemacht hatte.

Ja, das waren keine ungezogenen deutſchen Jungen, dieſe beiden ſüßen wundervollen kleinen Ehrenmänner, die ſich würdig zu Füßen ihrer Mutter auf ein Polſterchen niederließen, das waren vornehme Leute, die ausſahen, als hätten ſie kurze, feſte Engelsflügel unter ihren ſeidenen Kittelchen verborgen.

Sibyllens Gedanken zogen schweren Fluges in das geliebte Haus unter den hohen Bäumen. Sie suchten jeden einzelnen darin auf, flogen um alle daheim wie große, weiße, bange Vögel mit lautlosem Flügelschlag.

Im Zimmer des Hausherrn im Selamlik, das wie jenes der Frau den wundervollen Blick durch hohe Bogenfenster auf den Bosporus hatte, waren die Trauzeugen versammelt: Munif-Pascha, Iskender Kabuli, ein wunderlicher Mensch, den Sibylle schon kennen gelernt hatte, der ein Afghane, Schwager vom Emir von Afghanistan, und als Gastfreund Munif-Paschas hier war, ein Mensch, der alle Sprachen sprach, alle Literaturen kannte, am Petersburger Hof erzogen worden war und in Berlin und Paris studiert hatte, und ein junger Deutsch-Ungar, der Direktor der großen Gewerbeschule in Konstantinopel.

Als Sibylle eintrat, vom Hausherrn geleitet, blickte sie mit einem langen Blick auf Alexander Dohrn, — der trat zu ihr und sagte leise: „Meine Heimat, meine Erde —" Er gab ihr nicht die Hand, — das durfte nicht sein. Der alte Iman, der die standesamtliche Trauung vornahm, stand bereit, die Unterschrift von Alexander Dohrn und Sibylle zu empfangen. Ein Knabe hielt das türkisblaue winzige Tintenfäßchen.

Alexander Dohrn wurde gefragt, was er bei einer etwaigen Scheidung seiner Frau auszusetzen gedenke. Iskender Kabuli nannte in seinem Namen der Form wegen eine Summe. Alexander und Sibylle unterschrieben, die Zeugen unterschrieben alle, der

alte Iman machte seinen Salam, empfahl sich, und die Ehe zwischen zwei Menschen, die einander liebten, war geschlossen.

Munif-Pascha reichte Sibylle die Hand und sagte: „Seien Sie froh, daß Ihnen die Feier einer Hochzeit hier erspart bleibt. — Iskender Kabuli soll Sie beide in das Kloster Akserail begleiten, in das Kloster seiner Landsleute. Der Scheich wird Sie zum Tee empfangen, — seien Sie meine Gäste, so oft Sie wünschen, — auf gute Freundschaft.“ Er reichte beiden die Hand und sagte noch im Weggehen: „Ich habe es mit Iskender Kabuli besprochen, er wird Ihr Hausgenosse für einige Zeit sein. — Er wird Ihnen helfen, — kümmern Sie sich um gar nichts. Er wird alles versorgen. Sie werden in ihm ein Stück Orient kennen lernen, von dem sich in Europa niemand etwas träumen läßt.“

Man hörte Munif-Paschas Wagen vorfahren, hörte die reitenden Kawassen. Sibylle nahm stummen Abschied im Harem von der jungen zärtlichen Frau. Sie küßten sich, und Sibylle ließ sich von ihr liebkosen, und die Bübchen mit den dunkeln Sonnenaugen grüßten würdig und entzückend ehrbar.

Dann geleitete Iskender Kabuli Alexander und Sibylle zu Munif-Paschas Kaik durch den Garten, und die sechs Ruderer fuhren sie zum Kloster Akserail.

Iskender Kabuli sagte: „Aber ich bitte nicht Arm in Arm zu gehen. Hier kennt ein Ehepaar sich nicht auf der Straße. Scheich ül Reis ist unterrichtet. Wir werden uns dort mit meinen Freunden unter-

halten. Sie werden etwas Schönes zu ſehen bekommen. Munif-Paſcha hat das ſo angeordnet."

Das Kaik flog wie ein Pfeil dahin und legte an einem grünen Winkel zwiſchen Mauern und Lorbeerbäumen an, und ein Sträßchen zwiſchen Gärten und niedern ſilbergrünen heimiſchen Holzhäuſern führte ſteil aufwärts, einer Dorfſtraße gleich mit ſtillen, grünumwachſenen Häuſern. Schön geſchnitzte grüne Türen, feingearbeitete hölzerne Fenſtergitter, von Sonne und Regen entfärbt, Klopfer an den Türen, gelbe, friedliche, ſchakalartige Hunde. Roſen nickten über alle Mauern und breitgelagerte Feigenbüſche mit ihren vollen, runden Wipfeln.

Eine Schönheit ſondergleichen.

An einem niedern, breiten Holzhaus, an dem ein hölzernes Minarett wie ein ſpitzes Vogelnäpfchen an einem Vogelbauer hing, klopfte Iskender Kabuli. Der Klopfer war eine ſchöne Frauenhand aus Bronce, und die Tür war grün und das niedere Haus verwittertes ſilberfarbenes Holzwerk und der Lorbeer, der Haus und Minarett überragte, ſo tieffarben und herb duftend. Ein mächtiger Garten mochte hinter dem Hauſe liegen.

Die grüne, abgebleichte Pforte tat ſich auf. Sie waren erwartet. Iskender Kabuli wurde warm begrüßt von einem wunderſchönen, in ein fließendes weißes Gewand gekleideten jungen Mann. Aus dem elfenbeinhellen Geſicht leuchteten dunkle Augen, und langes dunkles Haar fiel ihm zu beiden Seiten der Schläfen in dichter Fülle bis zum Anſatz des Halſes. Sein Gewand war fleckenlos und fiel in weiten, weichen Falten bis zur Erde.

Sie traten ein in einen großen niedern Raum, mit goldfarbenen Binſenmatten bedeckt, die Fenſter ſtanden weit offen, und der Gartenfrieden grüßte herein. In dieſem Raum ſtanden an den Wänden ſteinerne Sarkophage wie Betten und waren mit wunderbaren indiſchen Schals überdeckt, mit einer Fülle von weichen Falten und Farben.

Weiße Mönche gingen in dem großen Raum hin und her und ſchneeweiße langhaarige Katzen.

Der Mönch, der ihnen die Türe geöffnet, führte ſie durch lichte Gänge in den Garten, durch eine Wildnis von Lorbeer, Granatbüſchen und Zypreſſen; Marmorgrabſteine leuchteten.

Iskender Kabuli zeigte auf niedre ſilbergraue Holzhäuſer, die in terraſſenförmigen Gärten ſich aufbauten; die ganze nächſte Umgebung ſchien zum Kloſter zu gehören.

„Hier in dieſen Häuſern wohnen die Familien der Mönche," ſagte er. „Es ſind alles verheiratete Männer, die mit Frau und Kindern hier leben und einen großen Teil des Tages im Kloſter verbringen, Gott dienen und ſich mit alter Weisheit beſchäftigen.

Ein reiches, vornehmes Kloſter. Nur indiſche Mohammedaner.

Sie ſind Munif-Paſchas ganz beſondere Freunde, große Grübler und Philoſophen, ſehr gelehrte Männer. Er iſt oft hier, der Scheich iſt ſein Freund."

Der Scheich empfing seine Gäste in einem Raum von größter Einfachheit und Schönheit. Von Rosen und Wein übersponnene Fenster gaben dem ganz mit Matten ausgelegten Zimmer ihr mildes Licht. Mit schönen Teppichen belegte Sofapolster rings um die Wände, elfenbeineingelegte Tischchen an den Eckplätzen, Bücher und türkisblaue Tintenfäßchen und Rohrfederhalter auf den Sitzpolstern. Man sah, hier wurde viel geschrieben und gelesen.

Der Scheich bewirtete seine Gäste mit Tee, und auf einer silbernen Schale reichte ein weißer schöner Mönch goldene Papiertütchen mit Konfekt.

Der Scheich mochte ein Jugendfreund Munif-Paschas sein.

Sein Gesicht ganz durchgeistigt, von großer Zartheit. Iskender Kabuli machte den Dolmetscher. Man sprach von Munif-Pascha. Der Scheich sagte, daß er von Munif-Pascha über alles unterrichtet sei, und wendete sich an Alexander Dohrn.

„Der Freund Munif-Paschas soll mir willkommen sein. Ich freue mich, daß Sie einer der Unsern sind. Sie sollen hier bleiben. Für Munif-Pascha ist es gut, wenn neue Kräfte zu ihm stehn. Er ist ein Mann, der Gutes und Großes will; aber die Hände sind ihm noch gebunden, — und wenige verstehen ihn. Manche kommen zu früh, manche wieder zu spät in die Zeiten. Er ist ein zu früh Gekommener. Hart war sein Leben. Später wird das, was er mit großen Anstrengungen vorbereitete, leicht wie von einem Windhauch getan werden. Al tanna ssuchiah, das Zu-

ſammenfließen der Seelen," ſagte der Scheich, zu Alexander Dohrn gewendet, „das Zuſammenfließen der Seelen führt die Menſchen zueinander."

„Das Zuſammenfließen der Seelen?" Alexander Dohrn fragte den Scheich, wie er zu dieſem wundervollen Ausdruck käme.

Und der Scheich ſagte ihm, durch Iskender Kabuli.

„Es war einmal ein armſeliger Hirtenbub aus Schamalgan bei Baſſorah, der wurde eines ſchönen Tages vor den Toren Bagdads gehenkt. — Warum wohl? — Nun, er zweifelte daran, daß die Sonne um die Erde kreiſe. Umgekehrt, ſagte er, unſre Erde ginge um die Sonne, und der Mond, das heilige Symbol, — ſei nur ein mitlaufender Sklave der Erde, was alles doch augenſcheinlicher Unſinn war. Und noch mehr; er wagte es auszuſprechen, daß die unendliche Welt nur Allahs zerſplitterte Seele ſei, und daß einzig das Zuſammenfließen irdiſcher Seelen — al tanna ssuchiah — zum Frieden auf Erden und zum Tore des Paradieſes führe. Dies ſei Wahrheit, und alles andere ſei Lüge.

Iſt nun ein ſolcher Hirtenbub nicht mehr wert als ein ganzes Regiment von Doktoren der Philoſophie ſamt allen Unteroffizieren und Generälen und noch manchen Geheimräten und Exzellenzen dazu? — Die Menſchheit fürchtet die Wahrheit, — haßt die Wahrheit, — und Mahmud Schamalgani wurde von Rechts wegen gehenkt. Im Jahre der Flucht 322."

Es ſtrömte Frieden von dieſem Scheich aus und mehr als das, — Menſchenhoheit.

„Al tanna ssuchiah ſei euch beſchieden," ſagte der Scheich durch Iskender Kabuli, „das höchſte Glück auf Erden."

Der Scheich entließ ſeine Gäſte in die Moſchee, die mit dem behaglichen Raum, in dem man ſich aufgehalten hatte, durch einen ſchmalen Gang verbunden war.

„Munif-Paſcha hat euch einen ſchönen Eindruck geben wollen," ſagte Iskender Kabuli. „Es iſt ein Juwel, dies Kloſter. Zu ergründen iſt es nicht fürs erſte. Lernen Sie es kennen. Munif hat gewiß noch keinen Europäer hierher geſchickt. Er muß Ihnen ſehr zugetan ſein," wendete er ſich an Alexander Dohrn. „Sie wiſſen, ich kenne Berlin, und beſſer, als Sie glauben, und Paris und Petersburg; aber ein ſolches Kloſter Akſerail habt Ihr nicht." Iskender Kabuli lächelte. — „Ein Traum, — dieſe wundervolle Ländlichkeit, — haben Sie bemerkt?" fragte er Sibyllen. „Und dieſe Kultur! Haben Sie die Schönheit und Vornehmheit dieſer Menſchen und ihre Bewegungen geſehen? — Und wenn Sie den Frieden kennen würden — und die hohe Weisheit, die ſüßen Frauen und Kinder dieſer Männer, und das Heim jedes einzelnen. Hier gibt es keinen Tod mehr, keinen Gram, ſie haben den Frieden der Seele. Bei euch ſind die Mönche unverheiratet, die Sinne gepeinigt. — Ich liebe die Weisheit meiner Leute. Ich brauche gar nicht mit ihnen zu reden, klopfe mit der ſchönen bronzenen Frauenhand an die verblichene grüne Tür und gehe durch den Garten zwiſchen den Sarkophagen — und ſitze ſtill bei den weiſen Mönchen, wenn ſie

leſen und ſtudieren, und plaudere ein paar Worte, und dann kann mich auf Stunden nichts Schlimmes treffen, — man muß nur verſtehen."

Iskender ſprach ein faſt vollkommenes Deutſch, ebenſo Franzöſiſch und Ruſſiſch. Er trug ſich europäiſch wie Munif, aber vernachläſſigt. Er war ein Menſch ohne Alter, ſein ſonderbar eingekniffenes rundes Geſicht hatte den bräunlichen Elfenbeinton der Mönche von Akſerail, nur etwas gebräunter, und auch er hatte die ſchönen ſchmalen Sonnenaugen ſeiner Landsleute; aber die verſchobene und verdrückte Umgebung ließ ſie nicht zur Geltung kommen.

„Sie gefallen den Mönchen beide ſehr," ſagte er zu Sibylle. „Man hat es mir geſagt."

Sibylle lächelte verträumt.

Das Kaik flog bald wieder von den ſechs geſchulten Ruderern geführt über die hüpfenden Wellen der mächtigen Strömung und landete in der Nähe vom alten Serail. Von da führte ein Wagen die drei Gefährten in die Wohnung, die Alexander Dohrn für ſich und Sibylle gefunden. Iskender Kabuli hatte für das Notwendigſte geſorgt.

Wer in der ſchmalen Straße ging, in welcher der Wagen bald hielt, ahnte nichts von der Herrlichkeit, die hinter den Häuſern, die auf der alten zerklüfteten Stadtmauer erbaut waren, ſich ausbreitete.

Sibylle war ganz Staunen, als Alexander Dohrn ſie durch ein graues Tor führte, durch einen ſchmalen Hof in ein ſtilles, faſt leeres Haus. Durch einen

Vorraum traten ſie in ein großes Zimmer mit hohen Bogenfenſtern, die vom Fußboden bis zur Decke reichten, — das Zimmer war in weitem Bogen hinausgebaut. Von allen Seiten überſtrömte Schönheit den Eintretenden. Das blaue ſchäumende Meer und ſein Rauſchen, Skutari leuchtete und ſeine Zypreſſenwälder dunkelten, fern der ſchneebedeckte Olymp, die Prinzeninſeln ſchwammen in Abendſonne, die zerklüftete, mächtige tauſendjährige Mauer zog ſich in weitem Bogen dem Marmarameer entlang. Auf ihr ruhte auch dieſes Haus, und das Meer brandete an ihre gewaltigen Fels- und Trümmerſteine.

Zwei Menſchen ſtanden ganz verſunken und hielten ſich an den Händen.

„Sieh," ſagte Alexander Dohrn, „was Iskender zuſammentrug, um es uns behaglich zu machen."

Polſter und Decken und ein paar Tiſchchen, die ganze Einrichtung, die ein Orientale braucht. Er zeigte ihr die großen Wandſchränke und einen ſchönen Teppich von Munif-Paſcha.

Auf einem kleinen Tiſch war eine Mahlzeit gerichtet. Ein Teekeſſelchen, Früchte, ein gebratenes Huhn, Wein und Blumen und ein ſchönes weißes Brot.

Iskender Kabuli trat ein. „Iſt es recht ſo?" fragte er.

„Haben Sie uns das alles hergerichtet?" wollte Sibylle wiſſen. „Wie geſchickt Sie ſind."

„Sie werden ſehen, daß Sie mich brauchen können," ſagte Iskender lächelnd.

„Aber wie kommen Sie dazu? Wie iſt das möglich?" fragte Sibylle verwirrt.

„Betrachten Sie mich ganz als Ihren Diener," ſagte Iskender. Er machte ſeinen Salam und empfahl ſich.

„Wo bleibt er?" ſagte Sibylle.

„Er ſchläft in einem Zimmer hier im Hauſe, mein Herz, beunruhige dich über ihn nicht, der hat ſich eine Matratze gekauft und ſich häuslich eingerichtet."

„Dieſer gebildete, vornehme Menſch, wenn er auch recht verſchlumpt ausſieht! Iſt das nicht ungemütlich?"

„Das iſt ſeine Sorge."

Die letzten Strahlen der Abendſonne ſchienen über das blaue Meer. Glühende Farben brannten, und die Wogen rauſchten. Es war, als erzitterte das leichte Holzhaus leiſe von der Brandung an die Felſenmauer.

Boote mit leuchtenden Segeln glitten vorüber, beladen mit Getreide und Früchten. Ganze Ladungen von Melonen. Mächtige Schiffe ſegelten, Dampfer zogen ihre dunkeln Rauchfahnen hinter ſich her.

Unter den Fenſtern eine Veranda, zur Hälfte mit Lorbeerzweigen gegen die Sonne gedeckt.

Hand in Hand traten beide durch eine Glastür hinaus ins Freie.

Auf dem weiten Bogen der Mauer Holzhaus an Holzhaus mit großen Balkons, die hinaus ins Meer gebaut waren.

Lorbeerbäume und Zypreſſen drängten durch jede Lücke, und Büſche des Granatapfels, mit Früchten beladen.

„Laß uns miteinander gehen," ſagte Sybille.

Dann wandelten ſie in der ſtillen Straße auf und nieder, einer Märchenſtraße. Schlafende Häuſer, ein weißes, ſchlankes Minarett, eine mächtige Platane, in deren hohlem Stamm ein Schuſter wohnte. — Er ſaß und arbeitete noch. An einem langen Zweig hingen die fertigen Pantöffelchen. Der Wind rauſchte in der gewaltigen Krone, und der Schuſter hämmerte und klopfte.

An einem verfallenen Haus mit wundervollem, verwilderten Garten gingen ſie vorüber, die von Sonne und Wetter fahlen Holzgitter ſahen trübſelig aus. Es iſt, als quölle der Staub, den Jahre aufgehäuft, aus den Ritzen des Hauſes, durch die von der Hitze wie trockenes Papier aufgequollene Holzverkleidung. In einem weiten, dämmerigen Winkel, den das Haus mit einem anderen bildet, die herrlichſten Palmen und Tropenpflanzen. Das Glasdach, das ſie überdeckte, zertrümmert; ein alter vergoldeter Kronleuchter hängt an dem Dachgerippe herab. Ein Kamelienbaum hat das Dach überwachſen. Dieſer verlaſſene Treibhausgarten grünt ſchon manchen milden Winter hindurch. Möwen in Schwärmen umflattern ihn. Er hat ſich ungeſchützt herrlich entfaltet, während der einſtige Beſitzer verbannt, verſtorben oder verkommen iſt. Niemand hat der köſtlichen Ecke mehr acht, Tauben und Dohlen niſten darin, ein Gaſſenjunge hält wohl einmal ein Schläfchen unter den breiten Fächern der Palme. Bis ein ſcharfer Winter der Herrlichkeit ein Ende macht.

Der Mond ſtieg auf.

Sibylle faßte Alexander Dohrns Hand. „Welche

Fremde, — welche Fremde," ſagte ſie. „Mir iſt's ſo bang."

„Du biſt bei mir," ſagte er, „wir ſind beieinander."

Sie gingen noch hinunter an das Meer und ſetzten ſich auf einen der gewaltigen Steintrümmer, die ſich von der Mauer durch die Zeit und durch Erdbeben gelöſt hatten, und ſahen auf die goldene, zitternde Runenſchrift, die der Mond auf das bewegte Meer ſchrieb.

Grell beleuchtete er das Stück Mauer, auf das ihr leichtes Haus gebaut war.

Sie ſahen ein uraltes, geheimnisvolles Bogenfenſter gerade unter ihrem Hauſe und unter dieſem Bogenfenſter zwei marmorne ineinander verſchränkte Hände.

„Sieh," ſagte Sibylle. „Sieh!"

Da hielten ſie einander umſchlungen und ſahen einander in die Augen, und er küßte ſie, wie man das Liebſte küßt, das man auf Erden hat.

„Wer mögen die geweſen ſein, die ihre Hände unter das uralte Fenſter einmeißeln ließen? Vor uralten Zeiten?" fragte Sibylle leiſe.

„Wir waren es — wir, Sibylle," ſagte er bewegt.

Ein Schauer durchbebte ſie, die Tränen überwältigten ſie. „Wie iſt nur alles möglich, du Lieber. Werden wir nicht erwachen?"

Die mondbeſchienenen Wellen klangen faſt metalliſch, wenn ſie ſich an der Mauer brachen.

Alexander und Sibylle Dohrn gingen durch das

Pförtchen zurück in das ſtille Haus, in das der Mond durch das hohe Bogenfenſter ſchien und das Rauſchen des Meeres hineinklang.

Geheimnisvolle Stimmen tauchten auf, ſtarben hin, und wie ein Glockenton klang aus der Ferne das Bellen der gelben, ſchakalartigen Hunde, die nachts geheimnisvoll durch die Straßen der unermeßlichen Stadt wie Schatten gleiten, durch die Stadt, die wie ein Palaſt von Marmor und uraltem Zierat ſtrotzend im Mondſchein ausgebreitet liegt, zerſchellt und zerfallen, mit allerlei Gerümpel ausgeflickt, ein ungeheurer, wundervoller Trümmerhaufen, der eine Unzahl wohnlicher Ecken birgt und Prunkſäle in alter Pracht und heimiſche Holzhütten. Edler Marmor, köſtliche Skulpturarbeit ſchimmert unter Diſteln, Feigengeſtrüpp und Efeu. Verblaßte edle Teppiche leuchten durch zerfallene Fenſter verlaſſener Moſcheen. Daneben marmorſchimmernde Moſcheen und Minaretts in aller Pracht und Herrlichkeit, und alles überwachſen von Pinien und Zypreſſen, Platanen und Lorbeer, und die uralte Mauer, die wie ein Felſengürtel am Meer in die Höhe ſtarrt, durchwühlt und durchhorſtet, in jedem Felsloche eine Heimſtätte, ein Arbeitsneſt, in dem Teppiche gewebt und köſtliche Geräte getrieben werden oder Zigeunerinnen Tücher malen und drucken. Keine Mauerfelſenritze, in der nicht Dohlen, Tauben, Falken, Adler niſten.

O du, durch Jahrtauſende belebte Stadt, du Stadt aller Religionen, aller Raſſen, aller Zeiten, du Heimſtätte aller Gebräuche, du vergoldeter Schrein uralter Heiligtümer und Reliquien und Erinnerungen

verſunkener Zeiten, verſunkener Völker, du Wunder aller Städte auf Erden! —

Welche Tage im ſtillen Haus an der Märchenſtraße! Aufatmen in Wundern und tauſend Zaubern. Des Meeres Rauſchen zu jeder Stunde, und zu jeder Stunde Staunen und Entzücken, und Iskender Kabuli diente wie ein Hausgeiſt. Man wußte nicht, wie die Dinge geſchahen. Auf einem Kohlenfeuerchen im Hofe kochte er kleine, zierliche Speiſen, das hohe, weite Zimmer fanden ſie gefegt, wenn ſie nach einem Morgenſpaziergang zurückkehrten, den Teetiſch gedeckt. Iskender aber ſelbſt kam ihnen wenig nahe, beläſtigte nie. Abends aber ſaßen ſie mit ihm auf der Terraſſe.

„Gering ſein und Armut," ſagte er am erſten Abend lächelnd, als er ſich eine Zigarette anbrannte und Kaffee kochte in dem meſſingenen türkiſchen Kännchen, „iſt ausruhender für Leib und Seele als Reichtum und Ehre. Ich kenne die Welt. Laſſen Sie ſich von Ihrem Mann ſagen, wer ich einſt war, mit dem jüngeren Bruder des ruſſiſchen Thronfolgers erzogen. Pferde, Equipagen und ſo weiter. Haben Sie die blinden Bettler an den Moſcheen geſehen, haben Sie ſie ſingen hören: ‚Gläubige, ich tat die Augen zu, um die Welt nicht zu ſehen. Schließt eure Augen! Hört mich, Gläubige! Beſſer, du verlierſt das Augenlicht, als du ſiehſt die Verlockung der Welt und liebſt ſie. Ich ſelbſt kann das Angeſicht nicht mehr gen Mekka richten, doch nahet ſich ein guter Menſch, leitet er mich, daß ich des Heils

nicht entbehre. Gläubige, gebt dem Blinden eine Gabe.'

Was meinen Sie, — unter dieſen Bettlern ſind manche einſt Reiche und Mächtige. Ja, wir verſtehen es, die Bürde dieſer Erde von uns zu werfen, wir wiſſen, was Freiheit iſt. — Buddha, der Königsſohn, den kennen Sie doch; — und ſo dich dein Auge ärgert, reiße es aus und wirf es von dir, — das predigt Ihr! Wir aber tun es, — wir auch ſprachen es aus! Wir ſind die Augenherausreißer, — wir ſind die Trunkenen ohne Wein, — wir ſind die Seher ohne Blick, wir ſind die Seligen ohne Seligkeiten, die Gottſucher — und die Weltflieher.

Schande und Armſeligkeit: — Unterſchlupf für Müde, — ein Aſyl —," ſagte Iskender Kabuli, ſich behaglich zurechthockend. „O Freude! O Schande! O Schand! O Freude! Und denken Sie, man hält unſereinen hier nicht für verrückt. Sie haben geſehen, wie Munif-Paſcha zum Beiſpiel mich empfängt, er weiß, daß am ruſſiſchen Hof ein junger vornehmer Afghane, wie ich damals war, ſich ſehr gut ſteht. — Afghaniſtan und Rußland! — Er verliert aber auch kein Wort, daß ich mich in alten zerriſſenen Kleidern herumtreibe, daß ich bettle, wenn es mir paßt. Lehrer, Diener, alles iſt mir recht, bald dies, bald jenes, wie es mir gefällt; aber die Augen ſollen mir bleiben! Allah erhalte mir die Augen, ſo dumm bin ich nicht."

Iskender Kabuli war auf der Poſt geweſen, — eine Reiſe vom Hauſe auf der alten Mauer aus! Er hatte Briefe mitgebracht.

„Ein Brief von zu Hauſe —," ſagte Sibylle faſt lautlos.

Alexander Dohrn nahm den Brief.

Die Abendſonne ſtrahlte über das blaue Meer. „Komm, wir wollen den Brief miteinander im Freien leſen, komm, mein Herz. Wir wollen gehen. Wir wollen zuerſt miteinander reden."

„Laß ihn mich leſen," bat Sibylle.

„Noch nicht."

Sie gingen. Es war zur goldenen Stunde. Alles leuchtete und atmete in goldenem, mildem Licht. Die Farben glühten tief und groß.

Der Schuſter klopfte im Stamme der Platane, deren Rieſenſtamm hohl, vermodert und ausgebrannt. Wie er klopft, der Schuſter, vor ſeiner Türe, die Schuhe leuchten in der Abendſonne wie Rubinen. Er hat eine Türe in ſeinem Stamm, er hat ein Fenſterchen, ein Heim, ein heiliges, unbeſtrittenes Heim Er iſt Herr und Meiſter.

„Er iſt daheim," ſagte Sibylle.

„Wir ſind beieinander," antwortete ihr eine weiche, gute Stimme. „Du mußt dir klar ſein. Wir können jetzt frohe, ruhige Menſchen werden, wir können ebenſo gehetzte, verzweifelte, zerriſſene Menſchen ſein. In unſere Hände iſt die Wahl gelegt. Entſcheide."

„Die ich liebe, ſind dir fremd," ſagte Sibylle.

„Ja," ſagte er; „aber Liebe und Zugehörigkeit iſt mir nicht fremd. Wie ſollte ich dich nicht verſtehen. Sei alles, wie es ſei. Wir haben jetzt zu wählen: Ruhe oder Unruhe, Genügen oder Ungenügen. Wir haben zu wählen, ob wir in uns ſelbſt ruhen wollen, oder ob wir uns zerreißen laſſen wollen, das heißt, wir haben Tod oder Leben zu wählen. Mein Leben wurzelt in deinem Frieden. Willſt du mir Leben ſchenken? Haſt du den Mut, den Brief der Deinen ungeleſen zu zerreißen? Wir laſſen ihn zerriſſen ins Meer hinaus fliegen, dir wie ihnen wäre damit wohlgetan. Es iſt nie gut, brieflich zu kämpfen, und gibt nur Verwirrung."

„Nein," ſagte Sibylle. „Leiden ſie, will auch ich leiden, — und ſie leiden. — Nun wiſſen ſie alles."

„Du ſollſt nicht leiden," ſagte er. „Du ſollſt alle Kräfte zu neuem Leben brauchen. Wir müſſen kraftvoll ſein."

„Dem Leid iſt nicht auszuweichen," antwortete ſie.

„Doch! Nur wenn du ſtark biſt, bringſt du — du! — allen Frieden. — Geh deinen Weg ſtolz und ruhig."

„Ich will alles wiſſen."

„Wüßten wir alles, überſchauten alles, wer hätte die Kraft zu leben?"

„Lieber," ſagte Sibylle. „Deine Art zu leben, iſt für dich die rechte."

„Dein und mein Leben?" antwortete er. „Unſer Leben! — Wer kann da mehr trennen?"

Sie gingen über den nahen Büchermarkt, der unter ſchönen Feigenbäumen, Pinien, uralten Pla-

tanen sich ausbreitet. In kleinen Buden und auf langen Tischen lagen rätselhaft aussehende Bücher in türkischer und arabischer Sprache. In die aufgeschlagenen Buchseiten wehte der Abendwind.

Jetzt traten sie durch das schöngeschwungene Tor einer köstlichen Moschee. Der Vorhof grün beschattet von einer einzigen Platane, die wie eine grüne Kuppel sich wölbt. Bude reiht sich an Bude im grünen Blätterdämmer. Hier bietet man vielgestaltete Näschereien aus, dort Ketten aus Perlen, Bernstein, Zypressenholz, aus gepreßten Rosenblättern, aus Kristall; als Schutz gegen schwere Gedanken lassen die Menschen hier die kühlen Perlen durch die heißen Finger gleiten. Welch ein Duft, fremd und berückend, nach Gewürzen, Ölen und Essenzen, nach arabischem Konfekt, nach getrockneten Rosen und Jasminblättern, nach Räucherwerk.

Blaue Tauben fliegen unter dem alles überwölbenden Dom der herrlichen, silberstämmigen Platane.

Alexander Dohrn kauft Sibylle eine Kette aus kühlen, blauen Perlen. Sie ist so glatt und schimmert in einem träumerischen Blau, es ist gut darauf zu blicken und gut, sie in den Händen zu haben.

„Sie soll gesegnet sein, sie soll dir wohltun," sagte er.

Sibylle fühlte die große Liebe und Sorge in jedem Wort; aber auch die innere Erregung. Er hatte gekämpft, er hatte über seine Natur hinaus gerungen, ein neues Leben zu schaffen. Sie empfand seine Angst: Wird sie stark oder schwach sein?

Wird ſie einreißen oder aufbauen? Was wird ſie tun?

Als ſie aus dem Vorhof wieder durch das herrliche Tor auf den Platz des Büchermarkts traten, war das Licht noch golden, und es ſchien, als wäre die Luft lebendig geworden und hätte Tauſende von Flügeln bekommen. Blaue Tauben kamen zur Moſchee heim und umflatterten ſie, erwarteten Futter und Ruhe.

Sie wanderten weiter. — Nahe der Moſchee ragte ein Zypreſſenhochwald auf, mitten in der Stadt, von ſtillen, träumeriſchen Straßen umgeben mit friedlichen, niedern ſilbergrauen Hütten und Häuſern und immergrünen Gärten, aus denen die reifenden Granatäpfel leuchteten und der Lorbeer ſtark und herb duftete. — Die Sonne ließ die Zypreſſen tief dunkel, faſt grünſchwarz und doch durchleuchtet in den Abendhimmel ragen. Tiefes Schweigen. Weiße Grabſteine glänzen. — Alte Steine liegen hingeſunken und ſind von Geſtrüpp überwachſen. Auf den Grabſteinen der Frauen der tragende Weinſtock, der blühende Roſenbuſch, auf denen der Männer der Fes oder Turban.

In den Zypreſſen rauſcht der Wind. Adler fliegen hoch in der Luft. Eine wundervolle Stille und Einſamkeit hier, — von fern geheimnisvolle Töne, Hundegebell wie undeutliches Glockengeläut. Das Rufen der Verkäufer in den Gaſſen, Muſik von allen Enden, — aber leiſe, nur hin und wieder mit einem Tone auftauchend, dort aus dem Sträßchen ſchwermütig eine Harfe. Ein Zug kommt geſchritten mit

monotonem Geſang, voran ein griechiſcher Geiſtlicher. Ein offener Sarg wird an den beiden ſtillen Wanderern vorübergetragen, — ein bleiches, ſtarres Jünglingsgeſicht, das dunkle lockige Haar weit aus der Stirn gekämmt, das Geſicht voll Hoheit. Der Meereswind weht über die ſtarren Züge, Roſenblätter flattern auf und fliegen zur Erde. Geheimnisvoll — ſtarr — wiſſend — ewig ſchweigend dieſe ſchönen Züge.

Sibylle erſchauert, faßt die Hand ihres Mannes. „Bleib bei mir," ſagt ſie leiſe. — „Geh du nicht fort, — verlaß du mich nicht."

Tränen rinnen ihr über die Wangen, und wie ein Schatten, der über ſie fällt, iſt ihr, als wären die ſchweren Lider des Toten über Ottomars Augen geſchloſſen, — dann, als trüge der Tote nacheinander die Züge aller, die ſie liebt.

Ein Roſenblatt, das der Wind vom Sarge mit ſich führte, legte ſich ihr aufs Herz, und das Herz ſchlägt wild und bang und krank. Sie hält ſich ſchwer auf den Füßen. Sie erbebt und drängt ſich eng an ihren Freund an.

„Verlaß mich nicht, bleib bei mir," flüſtert ſie wieder leiſe. „Ich glaube an dich, — ich kenne dich! Wir wollen wundervoll leben."

„Ja," ſagt er, „ſei gläubig, glaub' an uns beide. Wenn wir zuſammenhalten, iſt alles, alles gut — und wird gut. Sei mutig. Komm, ich zeige dir etwas, noch ein paar Schritte."

Mitten in dem rauſchenden Hochwald, der die ſtillen, ſchimmernden, uralten Grabſteine ſchirmt, lag

ein wunderliches Gerümpel bald vor ihnen, wohl ſelbſt ein Grabmal: ein paar Mauern, eng aneinandergerückt, denen das Dach fehlt, das durch einige verroſtete Blechtafeln, eine Matte, eine breitgetretene Gießkanne und ein paar Schindeln erſetzt iſt.

Um dies Hüttchen hatte der Beſitzer einen Garten angelegt, der Stolz, der Reichtum und die Tat eines armen Menſchen.

Ein Stück Land, ſo groß wie eine Stube, mit einer niedern Mauer umgeben aus jenen Blechkäſten, in denen das kaukaſiſche Petroleum nach Konſtantinopel kommt. Die Käſten mit Erde gefüllt und einen auf den anderen gebaut, doch ſo, daß jeder ein wenig offen blieb und der Sonne ſein Erdreich bot. Da hatte der arme fröhliche Mann Mohn in die Erdritzen geſäet, und ſo war ein Blütenflor aufgegangen. Hunderte von roten und roſa Mohnhäuptern glühten in der Sonne, und die Blechkäſten blitzten. Über einen Teil des Gärtchens waren Reben gezogen, und die blauen Trauben prangten.

„Sieh," ſagte Alexander Dohrn, „der hat aus ſeinem Leben etwas gemacht. Das Schönſte trug er zuſammen, aus nichts ſchuf er Wunder. Ein großer Lebenskünſtler. Den wollen wir nicht vergeſſen. Der baute ſich ſein Paradies."

Mitten in ſeinem Reich hatte er ein kleines Sandſteinbecken, worin er Waſſer hielt. In dieſem Teich ſchwammen zwei Enten, eine weiße und eine bunte. Wo ſich ein Platz finden ließ, war ein buntbemalter Pfahl eingerammt, der ein Laternchen, das mit farbigem Öl gefüllt war, trug. In jedes lockere

Stückchen Erde war Mohn geſäet, der überſchwenglich blühte.

In die Mauerritzen ſeines Kaffeehauſes hatte der Kavedſchin Sträuße roten Mohns geſteckt.

Niedrige ſtrohgeflochtene Schemel ſtehen um den kleinen Teich unter dem Rebendach, und ein rundes weißes Marmortiſchchen, drei Spannen hoch, iſt die Krone des Beſitztums.

Der aber, der dieſes alles ſich baute und ſchmückte, iſt ein alter, noch kräftiger Mann in weißem Turban und weißem Haar, mit ehrfurchtgebietendem Barte, einer mächtigen Geſtalt und der Würde eines Herrſchers.

Sibylle und ihr Freund ſahen miteinander dem Alten zu, wie er auf dem ſchmalen Weg ſeines Gärtchens mit winzigen Kaffeetäßchen ſeine Gäſte bediente.

Die Turteltauben in den Zypreſſen gurrten, die Falken kreiſten hoch in der Luft, und über dem Kaved lag würdigſte Ruhe und Zufriedenheit.

Alexander Dohrn hielt den Brief aus Sibyllens Vaterhaus in der Hand.

Sie nahmen unter einer mächtigen Zypreſſe Platz.

„Komm, mein Herz, mein liebes, gutes Herz,“ ſagte er.

Und ſie laſen miteinander und hielten ſich an den Händen ſo feſt und innig wie die zwei unzertrennlichen Hände unter dem uralten Bogenfenſter in der felſenhaften Mauer.

Sie laſen von ſchwerem Unheil, ſchwerem Un-

glück, das sie gebracht, sie lasen davon, daß ihre Ehe von den Ihren als nicht geschehen betrachtet wurde, sie lasen von dunkler schwerer Sorge um die Tochter, von Leid und Not, und sie lasen, daß Frau Dohrn die Ärmsten bedrängte und ängstigte. — Frau Dohrn!

„Unmöglich," sagte der Mann, „— unmöglich."

Sibylle aber sah die edelsteinharten Augen vor sich — und sagte: „Sie vergibt den Meinen nie, daß sie zurückgewiesen wurde, daß niemand sie verstand."

Sibylle erhob sich, strich sich über die Stirn, verbarg ihr Gesicht in den Händen und blieb so regungslos.

„Sibylle!" rief er erregt.

Sie bewegte sich nicht.

Als sie nach einer Weile die Hände von ihren Augen nahm, blickte sie den Mann, den sie liebte, ruhig an und sagte: „Du sollst dich nicht in mir getäuscht haben. Unser Leben wird ein ruhiges und wundervolles sein. Wir werden stark sein. Friede wird in uns sein, was auch geschieht."

Da küßte er die Hand seiner Frau — und konnte kaum sprechen vor Erschütterung.

„Sibylle — Sibylle — meine liebe Erde! Du."

Sie gingen miteinander in tiefer Dämmerung durch dunkle Gassen ihrem Heime zu.

Sibylle hielt sich fest an ihn. Das Rauschen des Meeres führte sie. Es hatte sich ein starker Wind erhoben. Eine Zeitlang schritten sie drei Frauen nach, die rote Papierlaternen trugen, und so kamen sie vor ihr Tor und wurden von Iskender Kabuli empfangen.

Er zündete ihnen das Licht an. Das Meer brandete, und die Kämme der Wogen leuchteten wie Feuer. — Stumm ſchauten ſie durch die offenen, hohen Bogenfenſter dieſem großen Schauſpiel zu. Ein brennendes, durchglühtes Meer. Die leuchtenden Wellen kamen auf ihr Haus zu. Sie ſtanden wie in einem Feuermeer.

Iskender nahm das Abendeſſen heute nicht mit ihnen ein.

Oftmals ſchon hatte Sibylle das Zartgefühl dieſes geheimnisvollen Menſchen bewundert. Er kam und ging mitempfindend, ohne daß er ein Wort über die Angelegenheiten ſeiner Freunde und Dienſtherrſchaft verlor. Er mochte heute an den Brief denken, den er gebracht, und wollte ſie wohl auch dem großen Eindruck überlaſſen, das leuchtende Meer vor den Fenſtern ausgebreitet zu ſehn.

Er hatte ſchon vor Tagen geſagt, daß ſie bald etwas Einziges erleben würden. „Dann ſtehen die Häuſer auf der alten Mauer im Zeichen des Zaubers."

Sie rückten den kleinen Tiſch mit ihrer Abendmahlzeit ganz an die Fenſter. Die Sternenwelten ſchwebten im dunkeln, klaren, unermeßlichen Raum leuchtend und flimmernd, und unter dem Himmelsglanz der glänzende Wellenſchaum des unermeßlichen Meeres.

So ſaß das Paar Hand in Hand.

Unter ihren Fenſtern das uralte Bogenfenſter des uralten Palaſtes, der einſt hier aufragte mit den marmornen verſchränkten liebenden Händen.

Sie ſtanden beide unter der Erſchütterung, die der Brief gebracht hatte.

Beiden mochte die ſtahlharte, zierliche Frau mit den Edelſteinaugen vor der Seele ſtehen, die Frau, in deren Weſen alle Mächte ſtritten, die Frau, die nicht von der Natur gebraut war, wie Frauen ſonſt gebraut werden.

„Was hat ſie vor?“ fragte Sibylle. „Weshalb quält und ängſtigt ſie die Meinen und iſt mit dir und uns im Einverſtändnis, hieß alles recht und gut, was du tateſt, gab dir Schutz und Sicherheit?

Weshalb handelte ſie nicht, als es Zeit war? Weshalb dieſe unheimliche Verworrenheit?

Du mußt ſie kennen. Du biſt voll Vertrauen. Was iſt zu erwarten?“

„Sie hat Reue,“ ſagte Alexander Dohrn.

„Reue jetzt! Weshalb nicht früher Einſehen?“

„Sie wird zu ſich kommen,“ ſagte er.

„Wenn ſie Erfolg hat im Leben, ja,“ antwortete Sibylle. „Aber wenn es ihr nicht gelingt, wenn das Leben ſie nicht aus der Stille in die Höhe kommen läßt —“

„Wiederhole den Deinen wieder und wieder: Es geſchah alles mit Frau Dohrns Einwilligung. Sie wiſſen es ſelbſt aus eigener Erfahrung. Scheidung und Ehe ſind geſichert. Niemand kann dagegen Einſpruch erheben, — ſie ſollen ſich an den Kultusminiſter Munif-Paſcha wenden, wenn unſere Verſicherungen ihnen nicht genügen. Sie ſollen ſich von Frau Dohrn nicht quälen laſſen. Sie ſollen das um ihrer Ruhe willen nicht tun. Wir haben nichts zu verſtecken und zu verſchweigen. Sie ſollen uns trauen.

Schreib das und bleibe deinem wundervollen, geſegneten Entſchluß treu, daß du unſerem Leben Frieden geben willſt."

„Das will ich," ſagte Sibylle feſt und ehrlich im Ausdruck.

„Dann kann uns nichts geſchehen," ſagte er, „dann fürchte ich nichts."

Während ſie ſo ernſt und ehrlich aus tiefſtem Herzen miteinander ſprachen, klang draußen von der Straße wunderliches Rufen, und das ferne Hundegebell wurde zu einem dröhnenden, ſchwingenden, mächtigen Ton.

„Was iſt denn? Was iſt denn?" fragte Sibylle ängſtlich. „Es iſt ſo erregend, ſo bang!"

„Mir klingt es," ſagte er, „als müßte es Feuer ſein, erſchrick nicht."

„Aber du läufſt nicht hin und läßt mich allein," ſagte Sibylle angſtvoll.

„Nein, nein!" lächelte er. „Wir gehen beide."

„Jangün warr! Es iſt Feuer!" ſagte Iskender Kabuli, der vor der Haustür ſtand, — „da, — das rote Licht auf dem Seraskier Turm! Nah bei uns iſt das Feuer, in der Blanka."

Dumpfe Kanonenſchüſſe klangen vom Bosporus her und verhallten rollend auf der weiten, leuchtenden Fläche des Marmarameeres.

„Feuer am Himmel, auf Waſſer und auf Erden!" ſagte Iskender Kabuli und lehnte behaglich am Türpfoſten.

Geheimnisvoll aus der Nacht herauf tönt der Ruf: „Jangün warr! Jangün warr!" Der Ruf

kommt näher und näher, zugleich auch aus weiteſter Ferne; aus jedem Winkel, aus jeder Gaſſe brauſt und wälzt ſich's über die ganze gewaltige Stadt.

An der Haustür vorüber huſcht eine Geſtalt im roten Hemd und ſingt dröhnend, Mark und Bein erſchütternd: „Jangün warr!“

Wie ein Geſpenſt iſt ſie verſchwunden in der Dunkelheit. Die Hunde heulen und winſeln; noch ſieht man keinen Feuerſchein.

„Da!“ ſagt Iskender Kabuli. Mitten im Gewirr der hölzernen, von der Sonne ausgedörrten Häuſer brennt es. Rieſige Feuergarben ſteigen gen Himmel.

„Jangün warr! Jangün warr!“ ſchallt es von allen Seiten. Da kommt etwas von weitem unhörbar die ſteile Straße herauf. Laternen leuchten, und in ihrem unſichern Schein huſchen, fliegen, kaum den Boden berührend, halbnackte Männer, die im Sturmſchritt auf ihren Schultern die Feuerſpritze tragen; ſie werden von acht andern abgelöſt, und dieſe acht wieder von acht andern, ohne daß auch nur einen Moment ihr Laufen und Rennen dadurch unterbrochen würde; lautlos wie ſie gekommen, ſind ſie verſchwunden, ſchemenartig mit nackten Füßen, — hinter ihnen der Troß von Maultieren, mit Waſſerſchläuchen beladen, und die Waſſerträger.

Der Schekerdſchi, der Zuckerwarenverkäufer, der überall dabei ſein muß, geht zu allerletzt hinterdrein, das ſchwankende Brett auf dem Kopf tragend, das Zuckerwerk auf dieſem Brett zu einer kleinen Pyramide getürmt, mitten darin ein brennendes Laternchen, ſo

daß alle Zuckerkringel wie Edelsteine glänzen. Alles weicht ihm aus, wie etwa der Feuerspritze selbst.

„Fürchtest du dich," fragte Alexander Dohrn, „wenn wir dem Schekerdschi nachgehen?"

„Nein," sagte Sibylle. Iskender machte sich auch mit auf den Weg.

Welch ein Schauspiel! An dunkeln Gemüsegärten nnd Feigenbüschen vorüber eine enge, steile Straße, in der das Feuer wütet. Die tapferen Männer klettern wie Affen. Die Neugierigen drängen sich nicht vor, trotzdem nirgends Polizei zu sehen ist. Ruhe herrscht mitten in der Verwirrung. Halbnackte starke Burschen, die aus dem brennenden Haus mit Riesenbündeln geretteter Sachen kommen, rufen unter ihrer Last, unter der sie selbst völlig verschwinden, auf das höflichste, daß man ihnen aus dem Weg gehen solle. Mitten im Rauschen der Flammen, mitten in erstickender Glut geht alles fast liebenswürdig und klar vor sich — und ohne Polizei.

„Sieh nur," sagte Alexander Dohrn zu Sibylle, „welch ein Volk! Und hast du gesehen, wie eben der Schekerdschi dem braven Feuerwehrmann eine kleine Zuckerstange in die Hand drückte und wie vornehm der dankte, trotzdem er keuchte und schnaufte unter seiner Last —? Was sieht man hier auf Schritt und Tritt für Liebenswürdigkeit. Wer ahnt das bei uns? Und wie der Schekerdschi sein Tischchen mitten im Gedränge stehen hat, und sie gönnen ihm seinen Verdienst und tun ihm nichts."

Das Feuer lohte und wirbelte und tobte in dem ausgetrockneten Holzwerk. Sie blickten von dem

freien Platz aus in die Gasse, in der man vor Qualm und Glut kaum atmen konnte.

In einer winzigen Hütte, die nicht unbedroht vom Feuer war, sahen sie beim Flammenschein im Gärtchen davor eine kleine Frau stehen in europäischer Kleidung mit einer schreienden Gans im Arm.

Ein großer älterer Mann schleppte, was er schleppen konnte, um sein Hab und Gut zu retten. Das Frauchen hatte mit der Gans zu tun und rief: „Sei ruhig, Engelchen! Sei ruhig, Engelchen!“ und weinte und schluchzte.

„Das ist ja,“ sagte Iskender Kabuli, „der Nuri mit seiner Mimmifrau.“

Wie drollig das aus Iskenders Mund klang! Sibylle mußte lachen.

Iskender aber war im Nu im Gärtchen und half dem Manne, und Alexander Dohrn ebenso. Sibylle ging langsam nach und stand neben der kleinen schluchzenden Frau, die die schreiende Gans in den Armen hielt.

In dem Häuschen sah es wie in einer altmodischen Hutschachtel aus. Das kleine winzige Zimmer war über und über mit einer weißen Tapete mit Rosenknöspchen tapeziert. Es war ein rührendes Räumchen.

Iskender Kabuli sagte zu Sibylle: „Den beiden müssen Sie heute nacht bei uns Gastfreundschaft gewähren, sonst stirbt die Mimmifrau und ihre Gans vor Angst.“

Wie es im Traum geschieht, geschah es hier, so schnell und unvermittelt.

Was das mit Roſenknöſpchen austapezierte ſaubere Häuschen an rührender Armut barg, ſchwankte in Bündeln, von ein paar Burſchen und Nuri und Iskender getragen, durch die Dunkelheit. Alexander Dohrn, Sibylle, die ſchluchzende Mimmifrau mit der Gans Engelchen zogen hinterdrein. So hatte das Haus auf der alten Mauer neue Einwohner bekommen.

Als Alexander Dohrn und Sibylle ihr feierliches Zimmer mit den hohen Bogenfenſtern wieder betraten, rollte das Meer noch immer ſeine feurigen Wogen dem ſtillen Hauſe zu.

Heute, trotz aller Erregung, die der Brief gebracht hatte, ſenkte ſich der Schlaf bald auf die beiden Müden.

Sibylle lag auf ihrem türkiſchen Bett auf der Erde, eingehüllt in weiche türkiſche Tücher und Decken, ſah noch eine Weile die leuchtenden Wogen auf ſich zurollen, hörte ſchon halb im Traum die Gans Engelchen ſchnattern und gedachte der Ihren mit einem tiefen, tiefen, wehen Seufzer und ſank in ſchweren Schlaf.

Alexander Dohrn ging jeden Vormittag in das Miniſterium und arbeitete mit Munif-Paſcha, der große Pläne mit ſeinem neuen Freunde vorhatte. Fürs erſte war für ihn eine Stellung geſchaffen worden, die ihn in Munif-Paſchas Nähe hielt.

Gute Fortſchritte machte er in der türkiſchen und arabiſchen Sprache. Munif-Paſcha war oft mit

ihm im Kloſter Akſerail zuſammen, und Alexander Dohrn war ganz erfüllt von der wundervollen Weltauffaſſung des Scheichs ül Reis. Er lebte auf. Seine Liebenswürdigkeit war die kindliche Liebenswürdigkeit eines glücklichen Menſchen.

„Wie ſehr mußt du deiner Mutter gleichen," ſagte Sibylle oft zu ihm. „Wie fremd warſt du im Grund in unſern gewohnten Verhältniſſen. — Sie hatte dir ihre Sehnſucht vermacht."

Das Leben in dem Haus auf der alten Mauer, das urſprüngliche freie Daſein behagte ihm.

Sie kauften ſich miteinander ihre Fiſche auf dem kleinen Markt in der Nähe des Hauſes, handelten ihr Obſt ein.

Mit Iskender Kabuli ließ es ſich köſtlich plaudern. Er hatte einen großen Blick für alle europäiſchen Verhältniſſe und war mit Leib und Seele Orientale.

Prächtige Hausgenoſſen hatten ſie an Nuri und ſeiner Mimmifrau und der Gans Engelchen gewonnen. Nuri, zu deutſch Licht, war ein wunderlicher Heiliger. Er erinnerte Sibylle ein wenig an Cäſar Rauchfuß, ein lachender Rieſe, ein Menſch voller Geradheit und Ehrlichkeit, dem es ſeit langen Jahren in der herrlichen Stadt wohl war. Niemand wußte ſeinen früheren Namen. Er war ein braver Thüringer, und die türkiſche Sprache blieb ihm ein Buch mit ſieben Siegeln; karg hatte er ſich durchgearbeitet mit ſeinen paar türkiſchen Brocken. Seine grundehrlichen guten Augen aber hatten ihm doch Freunde gewonnen, die ihm zu einer kleinen Stelle bei der Tabaksregie verholfen hatten. Wie er ſich zurechtfand, war allen

ein Rätſel. — Wie ein Taubſtummer. Er war Mohammedaner geworden, liebte die Orientalen, kannte hier alles, wußte alles. Auf der Straße wurde er gegrüßt von jung und alt, — die Hunde im Viertel kannten ihn, die Bettler kannten ihn, die Händler kannten ihn, alle Welt kannte ihn, den großen, blonden, ſtummen, freundlichen Rieſen. Jeder hatte Vertrauen zu ihm. Seine kleine, winzige, blonde Frau liebte ihn über alles. Er war ihre Welt in dieſer Fremde. Sie war auch eine Thüringerin, und die Gans Engelchen hatte Weihnachtsbraten vor drei Jahren ſein ſollen. Von einem Ganshändler war ſie Nuri geſchenkt worden. Sie hatte damals beide Beine gebrochen. Nuri aber hatte ſie geheilt, ſtatt ſie zu ſchlachten. Sie ging jetzt ſteif auf beiden Beinen wie auf Krücken, war aber ſonſt geſund und heiter und zahm und wachſam wie ein Hund.

Die altmodiſche Hutſchachtel mit der Roſenknoſpentapete war in jener Feuersnacht aufgeflammt. So blieben die Abgebrannten im Haus auf der alten Mauer wohnen. — Mit ihren Betten, ihren Sächelchen, die in ihren Augen Heiligtümer von großem Wert waren, hatten ſie eins der vielen Zimmer gemütlich ausſtaffiert, und ſie beſaßen einen Petroleumofen, — ein wirkliches Wertſtück, nicht nur für ſie.

Im Haus am Marmarameer war das Geld ſeinen Einwohnern ſanft durch die Finger geglitten. Viel war es nicht geweſen, was ſie beſeſſen hatten. Sie waren damit zu Ende gekommen. „Auf ganz natürliche Weiſe," ſagte Alexander Dohrn. Er wollte Munif-Paſcha an das Gehalt nicht erinnern.

Nuri ſagte auch: „Eine Stellung bekommt man hier bei uns, wenn auch nicht gerade bei Munif-Paſcha im Miniſterium; aberſcht — aberſcht — mit der Bezahlung! Da hapert's, — und da is eins auch gar nich lieb Kind, wenn's ſich melden tut. Abwarten! — Es kommt ſchon."

Nun erzählte er von Beamten in hoher Stellung, die nicht wußten, wovon leben. Er tröſtete, daß die Bezahlung ſchließlich immer käme. „Aber wann, wann, heiliger Strohſack."

So war der Petroleumofen von Nuri und der Mimmifrau eine große Sache, denn Iskenders Kocherei war für dieſe Verhältniſſe zu koſtſpielig geworden.

Die Sonnentage, das wundervolle, rauſchende und brandende Meer, die Schiffe, die nah am Hauſe vorüberzogen, die Boote, beladen mit goldenem Getreide, die Delphine, die dicht vor den Fenſtern ſpielten, — alles voller Schönheit, ſolch eine Klarheit und Freudigkeit in der Luft. Niemand nahm es ernſt, daß die Geldangelegenheit recht karg zu werden verſprach, ja daß bereits nur noch ein Sümmchen für ganz beſondre Fälle vorhanden war.

Iskender Kabuli ſagte: „Für die Fahrten ins Miniſterium muß Geld da ſein. Für das Leben und die Wirtſchaft darf nichts mehr angewendet werden. Sie werden ſehen, — keine Sorge."

Es machte ſich auch niemand Sorge. Sibylle ſchrieb an einer Arbeit, und Alexander Dohrn war voller Mut und arbeitete mit Munif.

Am andern Morgen nach dieſen Ergebniſſen putzte die Mimmifrau ihren Petroleumofen, ſtellte Waſſer auf. Dann ſetzten ſich Nuri, die Mimmifrau, Iskender Kabuli und die Gans Engelchen vor der Haustüre auf die kleinen hölzernen niedern Hocker mit den ſtrohgeflochtenen Sitzen.

Die Verkäufer zogen um dieſe Stunde vorüber, die Gemüſeverkäufer kamen mit ihren Tragkörben, um die ein dicker Kranz von Mohn oder Roſen gewunden war. So herrlich geſchmückt und rufend kamen ſie daher wie zu einem Feſt, unternehmend, ſchön und ſtark und voll köſtlicher Laune. Nuri winkte ſich einen der ſchönſten heran, und Iskender Kabuli verhandelte mit ihm und ſagte, daß die Herrſchaft im Konak (im Schloß) für eine Zeitlang kein Geld habe, — daß es aber eine gute Herrſchaft ſei, — eine Herrſchaft, die wohl wiſſe, daß, was man hier auf Erden nicht bezahle, im Jenſeits ſiebenfach zurückerſtatten müſſe.

Das fand der gute Burſche einen ganz geordneten Zuſtand, langte einen viereckigen Holzſtab aus ſeinem Korb, ein Kerbholz, holte unter dem dichten Blumenkranz die friſcheſten Salatköpfe und Zwiebeln hervor und die ſüßen Kartoffeln. Nuri machte unbeſchreibliche Zeichen und ſtrengte ſich gewaltig an, ihm auf gut Thüringiſch zu ſagen, daß er morgen wiederkommen müſſe, daß er froh ſein ſolle, ſolche Kunden bekommen zu haben. Iskender Kabuli lächelte, und die Gans Engelchen ſtand gedankenvoll dabei.

Feierlich lehnte man das Kerbholz in den großen Vorraum des leeren Hauſes.

So machten es die beiden braven Hausverwalter und Gäste mit dem Fleischer, mit dem Eiermann, mit dem Käsehändler, der seine Käse unter Rosenblättern verborgen hielt, mit dem Wasserträger. Es war ein Handeln und Gestikulieren, ein Beteuern mit tausend Feierlichkeiten vor der Türe, ein Ernst und eine Wichtigkeit sondergleichen.

Die Kerbhölzer mehrten sich und die Rechnungen an der Haustüre. Der Milchmann, der mit seiner Ziegenherde vorüberzog, molk einen Topf voll Milch und machte seinen Kreidestrich an die Türe und malte ein Ding, das einem Euter glich, vor seine Striche. Der Jugurtmann, der Sauermilchmann, machte es ebenso, nur malte er vor seinen Strichen einen Halbkreis, der ein Milchschälchen bedeutete. So trieben sie es jeden Morgen, in aller Gottesfrühe saßen die Braven schon vor der Türe und handelten. Sie handelten auch noch wie die Verzweifelten bei ihrer Borgerei, mit einer Anstrengung sondergleichen, und die Mimmifrau kochte auf ihrem Petroleumofen und kochte gut, es duftete köstlich. So lebte man in ganz geregelten Verhältnissen.

Die Kerbhölzer erhielten mehr und mehr Kerbe, an der Haustüre wuchsen die Rechnungen.

Jedes Mahl wurde zum Fest. — Jeder schaute im Vorübergehen in den Topf auf dem Petroleumofen, und die Mittagstafel war der Zahl der Gäste nach erweitert worden, zwei leere Weinfäßchen trugen eine ausgehobene Türe, und über diesem Tisch lag ein schönes Tischtuch, das Iskender Kabuli als Geschenk gebracht hatte.

Die Mimmifrau hatte geſegnete Hände, ſie wuſch und fegte und arbeitete und lachte. Es war ihr gar wohl zumute.

Sibylle arbeitete voller Eifer den ganzen Vormittag. Iskender Kabuli hatte ihr aus einem alten Leierkaſtendeckel, den er im Bodenraum gefunden, einen Schreibtiſch hergeſtellt.

Iskender, im tiefen Verſtändnis für den Mißſtand im Konak, gab ruſſiſchen und franzöſiſchen Unterricht bei den Armeniern, um die Geldumſtände ſeiner Herrſchaft aufzubeſſern.

Nach jeder Stunde brachte er etwas mit heim, ein paar Teller, einige Gläſer, Meſſer und Gabeln, ſein Honorar für den Unterricht, eines ſchönen Tages eine ſilberne Platte mit wundervollen Artiſchocken in Öl und einen Gruß aus dem nächſten Konak, — aus dem Nachbarhaus.

Längſt waren die Bewohner des Hauſes, das über dem Fenſter der liebenden Hände erbaut war, ihren Nachbarn intereſſant geworden, und die ſilberne königliche Platte mit dem herrlichen Gericht gab dieſer begreiflichen Neugier Ausdruck.

Jeden Tag brachte Iskender jetzt auf dieſer Platte ein neues Gericht, jeden Tag erſchienen Überraſchungen, und es erſchienen die Herren dieſer Überraſchungen ſelbſt und kamen recht oft in nie geſtillter Neugier, ein jüngeres Paar, eine kleinere Tochter und eine Reihe von Söhnen. Machten ſie ihren Beſuch von der Straßenſeite aus, kamen ſie in feinſten Toiletten, aus Paris bezogen; erſchienen ſie aber von der Seeſeite, das heißt nahmen ſie ihren Weg über die Treppchen,

die zu jedem Haus vom Meere aus führten, gewiſſermaßen inkognito, beliebten die Herren in langen weißen Gewändern aufzutreten, einer Art Hemden, die Damen in Unterrock und Nachtjacke. Marinka, das junge Mädchen, hatte keinen Bund am Rock, hielt ihn immer vorn zuſammen und trug nur einen Pantoffel, und es kam auch nie ein zweiter dazu. Sie verſtand es aber reizend, mit beiden Füßen in dem einen Pantöffelchen zu ſtehen.

Dieſe Familie wohnte in einem köſtlichen Haus. Alexander Dohrn und Sibylle wurden manchmal zu ihnen eingeladen. Es war ein Haus von großer Tiefe, Treppen und Treppchen führten auf und nieder. Mitten in der weiten Vorhalle hatten ſie einen Ziehbrunnen mit herrlicher uralter Marmorfaſſung, einen Ziehbrunnen, von dem ſie ſagten, daß er bis in den Mittelpunkt der Erde führte.

Welche Geheimniſſe bargen dieſe Häuſer auf der alten Mauer! Alte byzantiniſche Keller, ſchauerliche Gewölbe, an die zu denken ein Grauen war, wenn man in den ſchönen ſonnendurchleuchteten Zimmern ſtand.

Im Haus über den liebenden Händen erbaut, hingen in den gewaltigen Gewölben tief in der Mauer — und tief unter dem Spiegel des Meeres Ketten mit Handfeſſeln, ein trauriger Herd ſtand da, auf dem für Unglückliche gekocht worden war im düſtern Raum, — Zellen mit verroſteten eiſernen Türen und jämmerlichen Reſten verroſteter Feſſeln.

Nuri hatte Sibylle in jene unterirdiſchen Höhlen geführt, in jene verlaſſenen Gefängniſſe fern von Licht und Luft und fühlenden Menſchenherzen.

Das leichte Sonnenhaus war über einen Abgrund von Geheimniſſen und uraltem Weh gebaut.

Nachts durfte man nicht daran denken, und tagsüber warf die Sonne goldene Schleier über dieſe Eindrücke.

O dieſe Sonne! Und dies leuchtende Meer und dieſe leichte duftende Luft! Wie mit zarten Händen wurden Sorgen und ſchwere Gedanken von den Herzen genommen.

Sie waren arm und wußten nicht, wie das Leben ſich geſtalten würde; aber alles floß ihnen zu wie im Traum. Keine böſen Gläubiger, gute vertrauensvolle Menſchengeſichter und gute ehrliche Hände, die alles, was ſie brachten, mit Lächeln brachten, mit großer menſchlicher Freundlichkeit, Geduld und Ermutigung.

Wenn Sibylle ſagte: „Noch immer nichts," da lachte ſo ein guter Kerl mit dem blumenbekränzten Korb auf dem Rücken, riß den Mund auf mit den blitzenden Zähnen und ſagte: „Allah ſegne es dir." Wie vornehm waren dieſe armen Menſchen, — wie fern davon, im andern Betrug oder Hintergehen zu wittern. Sie lächelten über die ſtattliche Anzahl der Kerbhölzer, über die langen Milchrechnungen an der Haustüre, — welch ein gutes Lächeln!

So ſtanden alle im Hauſe wie unter Gottes Gnade, als ſollte kein Weh an ſie herankommen. — Alles Erdenleid ſchien hier milder.

Wie geſchützt ſie waren in der Fremde, ohne Geld und wie von Mutterhänden verſorgt.

Trübe Gedanken, von Sonne und Luft gemildert;

— und welch ein Leben zog an ihnen vorüber. Jeder Gang ins Freie ein wundervolles Erlebnis, und faſt immer ein Herzenserlebnis; ſei es, daß ein Bettler für eine kleine Gabe das Kleid mit Roſenwaſſer aus einem ſchöngeformten Kännchen beſprengte, ſei es, daß er Roſenblätter über die Hand, die ihm etwas gereicht hatte, gleiten ließ.

Ja, auch die freundlichen gelben Hunde, die ihre Leute in der Straße, ja im ganzen Viertel kannten, ſie begrüßten, ſich freuten, wenn ihre Freunde wieder von einem Ausgang heimkamen, waren gar erfreulicher und tröſtlicher Natur. Gewöhnt, von dem Türken, trotzdem die braven wilden Hunde als unrein galten, gar wohl verſorgt zu werden, brachten ſie ihre Jungen vertrauensvoll an die Haustür, um ſie vorzuſtellen, für ſie zu bitten, ſie dem Wohlwollen zu empfehlen. Sie bekamen dann für die Kleinen eine grüne Laube aus Zweigen, die der Nachtwächter ihnen zu bauen hatte, und Waſſer und Milch.

So eine gute Hündin hatte ſich Sibyllen beſonders angeſchloſſen und brachte ihre Kinder, wenn Sibylle abends ſtill und gedankenvoll in der Märchenſtraße auf- und abwandelte. Wie von liebevollen, zärtlichen Herzen war ſie dann von ſemmelgelben drolligen Hundekindern umſprungen, — und kaum glaublich, es tat ihr das wohl. Sie wußte, wie man ſie verurteilte, was ſie den Ihren für Not gebracht.

Ihre Seele fühlte ſich tief bedrückt.

Eine Notwendigkeit war es ihr, allein in tiefer Dämmerung auf- und niederzuwandeln und mit denen zu fühlen, denen ſie wehgetan. In tiefer Dämme-

rung mußte das geſchehen, ohne Sonne, ohne blaues Meer, ohne Liebesworte und Güte, — und da ſprangen die weichen, zärtlichen Tiere um ſie her, und die ſtille, verſtändige Mutter drückte ihren ſchlanken Kopf zärtlich an Sibylles Knie.

Überall Troſt, überall Zartheit und Weichheit von Menſch und Tier und Luft und Wind und Waſſer.

Aber die Sorgen waren da, der unſagbare Schmerz, Leid gebracht zu haben. —

Munif-Paſcha beſuchte ſie öfters in ihrem Haus am Marmarameer. Er kam in ſeinem eleganten Wagen mit zwei reitenden Kawaſſen und brachte ſeine beiden Töchterchen mit, Fidned und Ferdös. Dann tranken ſie auf der Terraſſe Kaffee, den Iskender Kabuli in dem Meſſingkännchen auf einer Spiritusflamme bereitete.

Munif brachte köſtliche Zigaretten mit und hockte auf dem Strohſeſſelchen und lachte, daß ſie ein Fäßchen als Tiſch hatten, und freute ſich darüber.

Die Armenier, die ganze armeniſche Nachbarſchaft, guckten durch alle Ritzen und Aſtlöcher der Bretterwand, die ihre Terraſſe von der ihrer Nachbarn ſchied, und trauten ihren Augen nicht, daß der mächtige, geheimnisvolle Mann Munif, der Kultusminiſter, mit dem fremden Paar ſo ganz vertraut und freundſchaftlich ſtand.

Munif und Dohrns ſprachen dann miteinander von dem wundervollen türkiſchen Volke, von deſſen Kraft, Güte und Vornehmheit.

Wenig würde es den Armeniern behagt haben,

wenn sie verstanden hätten, mit welchem Zorn und Gram Munif ihrer gedachte und ihres Einflusses auf das edle Volk.

„Aussauger! Verderber! Verführer!“ sagte Munif.

Munif kannte sein Volk, liebte es heiß, kannte wie Iskender Kabuli Europa und war seinem verkannten Volke mit der leidenschaftlichen Kraft eines großen Menschen zugetan.

Ferdös und Fidned spielten nahe der Terrasse zwischen den Steinen und plätscherten im klaren Marmarameerwasser und sahen die drolligen Seepferdchen nahe an sich vorüberziehen und smaragdgrüne durchsichtige Fische, sahen den Delphinen zu, wenn sie Purzelbäume schlugen und Springbrunnen aus ihren Nasen bliesen.

Der Bekdschi, der Nachtwächter, kam herein. Er hatte vor der Tür die Equipage und die berittenen Kawassen gesehen und wollte schauen, was es gäbe. Er machte bescheiden seinen Salam, nahm etwas entfernt vom Fäßchen, um das alle saßen, Platz, schaute mit Ehrfurcht auf Munif-Pascha, schlürfte mit Würde und Grazie seinen Kaffee, den Iskender Kabuli ihm präsentierte, rauchte eine Zigarette, die Munif ihm höflich bot, so höflich wie jedem anderen, nicht kordial oder herablassend. Der Bekdschi wiederum war vornehm und gelassen, nicht einen Hauch verlegen. Er sprach bescheiden und ruhig seine paar Worte. Ein freies, schönes, menschliches Betragen.

Ferdös, das wilde, kleine Geschöpf, war müde geworden, kam die Treppe herauf, setzte sich ihrem Vater auf den Schoß, legte das Köpfchen auf seine

Schulter und war im Handumdrehen eingeſchlafen. Munif ſaß ganz geduldig, hielt das zutrauliche Kind wie eine Mutter.

Sibylle nahm ſie ihm ab.

„Sie iſt ſchwer," ſagte er, „Sie werden ſie nicht tragen können."

Sibylle aber nahm ſie und trug ſie vorſichtig auf ihr Bett. Als ſie zurückkam, hatte die Schweſter Fidned es ſich gemütlich in den Armen ihres Vaters gemacht und war dabei, auch einzuſchlafen.

Sibylle aber ſagte, denn Fidned mochte noch ſchwerer als Ferdös ſein: „Komm mit, ehe du einſchläfſt." Sie nahm die Kleine Munif aus den Armen und führte ſie zu der ſchlafenden Ferdös.

„Sie ſind bei mir verklatſcht worden," ſagte Munif lächelnd zu Alexander Dohrn.

„Was hab' ich verbrochen?"

„Man hat Sie mit Ihrer Frau Arm in Arm gehen ſehen."

„Exzellenz ſind ſelbſt mit meiner Frau Arm in Arm gegangen," antwortete Alexander Dohrn lachend.

„Ich? — Das war ja in Pera," ſagte Munif, „da kann man alle europäiſchen Dummheiten machen."

Munif war ihnen beiden wirklich zugetan und wollte ſie in ſeiner Nähe behalten. Für Alexander Dohrn hatte er eine Stellung geſchaffen, die dieſen weite Einblicke tun ließ.

Munif ſah es gern, wenn Sibylle ihren Mann im Bab-ali, im Palaſt der Hohen Pforte, abholte, dann durfte ſie in den Empfangsſtunden neben Munif am Schreibtiſch ſitzen.

Es wurde ihr ein Täßchen Kaffee ſerviert, und ſie ſah und hörte zu, wie Munif ſeine Bittſteller und Beamten empfing.

Was für Geſtalten zogen in dem hohen ſchönen Raum an Munifs Schreibtiſch vorüber: Alte würdige Türken und Türkinnen erſchienen, mit denen Munif väterlich gütig ſprach, Witwen mit ihren Söhnchen, denen ſie irgendeinen Vorteil erbitten wollten, alte vornehme Scheichs, die wie Erzväter aus dem Alten Teſtament einhergeſchritten kamen, ein Abgeſandter vom Mahdi, ein brauner, intelligent ausſehender Mann im grauſeidenen Halat, einen mächtigen Zopf um den Kopf gewunden, ein Gelehrter aus dem dunkelſten Afrika, ſo wunderlich das klingt, der auch ſtundenlang mit an Munifs Schreibtiſch ſaß mit einem ganzen Pack Büchern, ſich beſonders für Statiſtik intereſſierte und große Pläne hatte und alle möglichen und unmöglichen Fragen von Dohrn beantwortet wiſſen wollte.

Griechinnen in wundervollen Toiletten kamen, gepudert und geſchminkt. Und Munif machte, zu Sibylle gewendet, immer ſeine Bemerkungen. „Wieviel Pfund Mehl hat die aufs Geſicht?“ fragte er lächelnd. Oder er hatte mit einer ſolchen eleganten Dame auf das höflichſte Griechiſch und Franzöſiſch geſprochen und ſie nicht von der Unmöglichkeit der Erfüllung ihres Wunſches überzeugt und bog ſich dann zu Sibylle und ſagte: „Die Geſchichte dauert mir zu lange. Ich werde Türkiſch mit ihr reden: Allmas Efendim — allmas,“ kam es im tiefen Bruſtton von ſeinen Lippen, und die Griechin war

im ſelben Augenblick vollkommen überzeugt und empfahl ſich.

Einer von der franzöſiſchen Botſchaft kam, der ſich beklagte, die türkiſche Zenſur habe eine Sendung franzöſiſcher Schulbücher ruiniert, in denen geſtanden habe, Mohammed ſei ein falſcher Prophet. Man habe dieſe Stelle förmlich herausgekratzt.

„Schafskopf," ſagte Munif auf deutſch vor ſich hin. „Wundert Sie das ſo außerordentlich? Was ſagen Sie über die Frechheit dieſes Eſels?" fragte er Sibylle laut auf deutſch.

„Das müſſen wir hier höflich ertragen, — das — und noch mehr. Die Geſandtſchaften ſtecken unſerm Volk wie Pflöcke im Fleiſch. Wir haben unter anderem den Herren kürzlich bewilligen müſſen, daß irgendeinem Kerl die Erlaubnis gegeben wurde, ein Café chantant neben eine Moſchee zu bauen. Altes Geſetz bei uns verlangt, daß hundert Schritt von einer Moſchee nicht einmal eins von unſeren unſchuldigen Kaveds eingerichtet werden darf, — — und die Geduld, die von uns, Gott ſei's geklagt, gefordert wird, — ſtinkt zum Himmel."

Während dieſes kräftigen Ausſpruchs Munifs ſaß der franzöſiſche Attaché elegant und unbeweglich ihm gegenüber. Munif ſprach über ihn, wie man etwa über ein Tier in deſſen Gegenwart ſpricht.

Eiſig wurde Beſcheid gegeben. Munif aber war bleich bis in die Lippen.

So erlebte Sibylle die wunderlichſten Dinge von allen Seiten.

Sie ſchrieb an einem kleinen Werk, in das ſie

die ganze Ergriffenheit ihrer Seele ausſtrömen ließ, und nannte es „Im friſchen Waſſer".

Ja, es war ein friſches, quellendes Waſſer, was ſie hier umgab, — ein Überſtrömtſein, eine Seligkeit. Ein neues, köſtliches Menſchentum breitete ſich vor ihr aus. Liebenswürdigkeiten, Zartheiten, Schönheiten, die ſie wie aus einer anderen Welt berührten, — und es war eine andere Welt mit anderen Geſetzen und Gewohnheiten. Ihr ganzes Herz war erfüllt von dieſer ſchönen, ſanften, zarten Welt. Das Leben hatte hier Formen angenommen, die entzücken mußten.

Die Ramaſannächte kamen, von denen Alexanders Mutter ihrem Sohn erzählt hatte, die Ramaſannächte mit ihren Lichterkränzen um die Minaretts, die über der unermeßlichen Stadt wie Sternenreifen ſchwebten. Jedes der ſchlanken Minaretts leuchtete in der Dunkelheit wie ein Chriſtbaum über die auf den Hügeln ausgebreiteten Häuſer.

Der klare, ausgeſtirnte Himmel ſtrahlte im Waſſer wieder, die Hügel mit ihren Tauſenden von erleuchteten Fenſtern funkelten wie Waſſer und Himmel. Nirgends tote Dunkelheit. Überall ſchienen leuchtende Welten zu tanzen. Und das Rufen der Gebete aus den Lichtkränzen der Minaretts heraus, welch eine Schönheit, welche Bewegung und Erſchütterung der Seele!

Und in den Straßen, in den ſtillen Straßen am Marmarameer, zwiſchen den hölzernen Häuſern,

den tiefdunkeln Zypreſſenwäldern welch ein Leben, welche Traumgeſtalten!

Alexander Dohrn und Sibylle gingen nachts oft miteinander, und es war, als wanderten ſie durch Träume.

Vor den Häuſern niedere Tiſchchen mit Blumenſträußen, an denen die Familien ſaßen und nach den langen Faſtentagen ihre Mahlzeiten feſtlich einnahmen. Der Schuſter unter der Platane ſaß vor ſeinem blumengeſchmückten Tiſch allein und verzehrte ſein Abendbrot, in den Gärten hockten Frauen im Schein ihrer Laternen um ausgebreitete bunte Tücher, auf denen ihr Nachtmahl ſtand, und tafelten, und wie Vogelgezwitſcher klang ihr Lachen.

Mädchenkinder in weißen Sternenſchleiern gingen in ganzen Ketten Hand in Hand mit ihren Laternchen durch die nächtlichen Straßen. Kein frecher Blick ſtörte ihre ſüße Kindlichkeit. Welche Sonnenaugen ſtrahlten da, welch unergründlich fremde Schönheit wandelte da! Reiter auf herrlichen arabiſchen Pferden ritten durch die ſtillen Straßen, verſchleierte Frauen lachten miteinander. Vornehmheit und ſtille Heiterkeit überall. Bettler und Krüppel, die Spieluhrchen auf dem Herzen unter dem Kleid verborgen trugen und ſich zu den Vorübergehenden leiſe hinneigten, um dieſe hören zu laſſen, daß ſie ſpielende und ſingende Herzen in der Bruſt hatten.

Und Alexander und Sibylle begegneten all den Geſtalten, die in den ſehnſüchtigen Erzählungen ſeiner Mutter ſich bewegt hatten, ja ſie ſahen auch das Bübchen, das unter einer uralten Platane ſich wie

eine Wiege neigte und alten würdigen Männern aus dem Koran vorlas. Sie ſahen es auf ſeinem kleinen Teppich ſitzen. Sein Laternchen beleuchtete das fromme, volle Geſicht mit den großen, tiefen Augen. Sein weißes Mützchen umſchloß keuſch und rein die muttergeliebte, bräunliche, freie Stirn, und neben ihm lag das Zuckerwerk im roten Bündelchen, in das ein alter, würdiger Mann ihm einen Kringel ſteckte.

Voll Zärtlichkeit hörten ſie dem lieben Kinde zu.

„Da ſitzt du," ſagte Sibylle bewegt zu ihrem Mann. „Wie deine Mutter dich einſt gewollt hatte. So träumte ſie dich. — Wunderlich, wie ich die Seele deiner Mutter in mir fühle. — Sie iſt endlich wieder hier.

Ganz, ganz ſtill ſoll unſer Leben werden — wundervoll. — Was wir erlebten, und wie wir's erlebten, trennt von andern Menſchen.

Ich habe dir geſchrieben, unſere Liebe würde wie ein Heiligtum ſein, dem unerhörte Opfer gebracht wurden, und ich fürchte mich vor ſolch einem Heiligtum. — Nun iſt's geſchehen, und es ſoll ſchön und gut werden."

Sibyllen rannen die Tränen über die Wangen.

„Es iſt ſchon wundervoll," ſagte er, „und die Opfer werden aufhören Opfer zu ſein."

Eigen war es Sibylle hier oft zumute, als hätte ſie alles ſchon einmal erlebt, die Sommeraugen der Menſchen, die Düfte und Laute, die ganze Fremdartigkeit um ſie her.

Als ſie durch das eiſerne Tor in das mächtige dämmerige Kirchengewölbe des Miſr Tſchardſchi trat, des Gewürzbaſars, — da wußte ſie es.

Der betäubende, berauſchende Duft umfing ſie, der ſeit Jahrhunderten, ja wohl Jahrtauſenden hier aufſteigt. Aus den hochgeſtapelten Warenhaufen ſtrömt er, die in den tiefen, dunkeln, geheimnisvollen Verkaufsräumen liegen, in die man durch vergoldete geſchnitzte Tür- und Feſteröffnungen ſieht, von deren Gewölben verſtaubte Schiffsmodelle, verſtaubte, getrocknete Meerungeheuer herabhängen, und die ſich auf beiden Seiten des mächtigen Raumes hinziehen wie Beichtſtühle.

Stille Verkäufer ſitzen von den aufſteigenden Düften faſt eingeſchläfert. Nachtigallen und Lerchen ſchlagen und ſchmettern aus der ſtark duftenden Dunkelheit heraus ekſtatiſch in ihren engen, einſamen Käfigen.

Draußen vor dem zweiten eiſernen, gewaltigen Baſartore breitet ſich der Blumenmarkt aus. Süße, zarte, lebendige, feuchte Blütendüfte dringen in die trocknen, ſtrengen Gerüche. Draußen Roſen die Fülle.

Schafherden werden durch den hohen, träumeriſchen Raum getrieben. Goldene Sonnen ſind ihnen auf den Rücken gemalt, blaue Ketten um den Hals gelegt, und ihre Hörner ſind vergoldet.

Welche Feſtlichkeit! Welche Lebensfreude! Geheimnisvolle, betäubende köſtliche Gerüche ſonniger Welten, Nachtigallen- und Lerchenſchlag, goldſtrotzende Schnitzereien, hohe Gewölbe, vergoldete, perlengeſchmückte Herden und Roſenduft. — Vor Sibyllens Seele ſtand Lewins Sabbatvorabendtiſch und die Gewürzbüchſe der Seligkeiten des Lebens, an der die dunkeläugige Frau Lewin ſie hatte riechen laſſen.

Ja, die geheimnisvollen Düfte, die geheimnisvollen Schönheiten hier hatte ſie vorerlebt, als ſie als Goj den Juden die Lichter anzündete.

Schwere Erkrankung Alexander Dohrns war die Urſache, daß ſie das Paradies, in das ſie ſich geflüchtet, verließen und alle Pläne und alle Möglichkeiten, Gewißheiten und Erfüllungen.

Munif-Paſcha hatte geſagt: „Ich komme zu Ihnen — ich komme zu Ihnen!“

Eins der mächtigen Schiffe mit der langen dunkeln Rauchfahne, wie ſie ſo oft vorübergezogen waren, führte ſie am Haus, das über den liebenden Händen erbaut war, vorbei.

Sibylle ſtand mit ihrem noch nicht geneſenen Manne und ſchaute wehen Herzens auf das geliebte Haus, ſah Tücherwinken und hörte die Gans Engelchen in der Ferne auf der Mauer ſchnattern.

Es war, als ließen Sibylle und ihr Gefährte Weichheit, Zartheit und Schönheit zurück, zarter Seelen Heimat.

Das gewaltige Schiff ſtrebte dem harten Leben zu, — keine Märchenſtraßen mehr, keine Verkäufer und Schenker in einer Perſon, die voll Frohlocken und Dank waren, als endlich ihr Vertrauen belohnt wurde. Alexander Dohrn hatte ſeinen Gehalt bekommen, und Sibyllens Arbeit war von einer Zeitſchrift angenommen, und Eigenbrodts hatten ſchweren Herzens ihrem Kinde Hilfe geſchickt.

Wie aus weichen Händen wurden ſie entlaſſen, wie aus einem warmen Stübchen traten ſie hinaus in die Kälte. — Paradiesaustreibung.

Sie wußten es ſelbſt nicht, welch eine Heimat ſie verließen, ein Traumland, ein Land der Unſchuld für ſie, ein Land unausſprechlicher Seligkeiten, ein Land des Schutzes und des Friedens, — ein geliebtes Land.

Verwirrten Herzens, verwirrten Schickſals waren ſie hier wie von Mutterarmen umfangen, in Reinheit untergetaucht und in Schönheit.

„Auf Nimmerwiederſehn — auf Nimmerwiederſehn," flüſterte Sibylle erſchüttert leiſe vor ſich hin.

Die Gnade Gottes, die ihnen hier geworden, kehrte wohl nicht zurück.

Sibylle glaubte an keine Rückkehr.

Jahre der Krankheit, Jahre unausſprechlicher Lebensekſtaſen, Lebensermattungen, Lebensarbeiten und Aufraffungen.

Wenn Sibylle an dieſe Zeiten zurückdachte, ſah ſie ſich durch dunkle Straßen abends gehen, beflügelten Schrittes mit einer Blume heimkehremd, mit irgendeiner kleinen Freude für ihren Kranken. Mit bebendem Herzen großſtädtiſche Fremde durcheilend, nach dem einen Lichtpunkt ihrer Seele zuſtrebend, dem all ihr Fühlen, ihr Hoffen, ihr Leben galt, dem einzig leuchtenden Stern auf Erden.

Sie war ganz zu Liebe geworden, ganz erdentrückt, ganz zu Bangen, ganz zu heißem Verlangen, ihn, an den ſie glaubte, hier auf Erden zu behalten.

Sie wollte ihn ſich erkämpfen trotz aller Krankheit. Sie wollte im Lichte ſeiner Seele leben. Nur ſie kannte ihn. Sie nur wußte, wer er war, niemand kannte ihn, niemand ſonſt verſtand ihn. Ihr Glaube aber an ihn war unerſchütterlich.

Sie lebten ein ſchmerzvoll ſüßes Leben mitten in Krankheit und Armut, eine wundervolle Zeit voll ſüßer, ſtarker Geiſtigkeit, eine bange, ſelige Zeit, in der die Herzen reiften, die Seelen ſich entfalteten.

Sie empfand im Geiſte dunkle Stunden, in denen ſie ſich einſam, krank und matt an ſeinem Grabe ſtehen ſah, niemand war bei ihr; ſelbſt krank und matt, ſah ſie ſich ſtumm die Arme ausbreiten, als wollte ſie laut rufen: Seht meine Einſamkeit! Seht meinen felſenfeſten Glauben an ihn! Ich allein kenne ihn.

Solche Bilder erſchütterten ſie zu jener Zeit oft.

Damals begann Alexander Dohrn ſeiner Arbeit, von der er einſt geträumt, ſich hinzugeben, ein Weltbild zu ſchaffen, wie er es ſchaute, ohne Verlangen nach Erfolg, ſich leidenſchaftlich ſtark ſeinem Erkennen ganz zuneigend.

Sie gingen abends miteinander im Zimmer auf und nieder, — weltvergeſſen.

Sie verſtand ihn. Ihre Seele frohlockte, und ſie lebten wundervolle Stunden.

„Tauſend Jahre ging ich ſo mit dir," ſagte Sibylle.

Welch eine Zeit! — Das Weſen der Welt lag wie eine wundervolle Offenbarung vor ihrer beiden Augen. Er ſprach oft hinreißend, gab mit jedem

Wort ihr ſein innerſtes Weſen, ſein eigenſtes Schauen.

Am Tage arbeiteten ſie beide. Sibylle war es, wenn ſie an ihre Kunſt dachte, als hätte ſie einen wundervollen Garten voll lauter geliebter Blumen und Früchte.

Sie dachte und ſchrieb, wie man Blumen pflegt, voll Liebe und Freude und Hoffnung.

Ja, ſie hatte ganz das Gefühl einer ſchönen Tätigkeit im Freien, in der Sonne, Gartenfreude, — etwas ſo Inniges, ſo Überſeliges.

Er tiſchlerte, wenn er nicht geiſtig arbeitete, und verkaufte ſeiner Hände Werk und freute ſich an jedem ſchönen Stück, das vollendet war.

Sie verhielten ſich beide ganz, ganz ruhig der Welt gegenüber, ganz frei.

Ein paar gute Freunde fanden ſich, wirkliche gute, getreue Freunde, köſtliche Naturen. Gott behütete ſie vor den Allerweltsmenſchen, die nicht zu ihnen gehörten.

Ihre Freunde kamen wie Gottesgeſchenke. — Alles ſtill — ganz ſtill.

Draußen war das Leben, das ſie nichts anging.

„Unſer Kloſter Akſerail im Märchenſträßchen," ſagte Sibylle oft. „So iſt's bei uns, — ſo ſchön und ſtill, — und ſolche gute Menſchen gehen bei uns ein und aus."

Sie hatte noch niemanden der Ihrigen wiedergesehen. Die liebe Frau Mutter war im hohen Alter still entschlafen. — Die Tränen waren geflossen, die Sehnsucht hatte das Herz wie im Tauwind zerfließen lassen.

Es war alles Weh gelitten. Gute Briefe gingen wieder hin und her, — Friede begann zu blühen, Wunden begannen zu heilen.

Eigenbrodts sanftes, verschleiertes Leben klang in Sibylle wider, — keine Hast, kein allzu heißes Verlangen. — Geduld.

Von Frau Dohrn kamen in diesen Jahren wunderliche Briefe. Sie ging ihren Weg. Sie wollte auf ihre Weise erreichen.

Niemand aber wußte recht eigentlich, was sie tat und wollte. Es kamen Briefe voll Verlangen, sie wünschte Alexander und Sibylle wieder zu begegnen. Sie lud sie ein zu kommen, sie kündigte ihr Kommen an. Sie wollte pflegen und helfen.

Mit Entsetzen wies Sibylle jede solche Möglichkeit von sich ab.

„Tod oder Leben," sagte sie zu Alexander Dohrn. — „Mich oder sie."

Frau Dohrn schrieb an Alexander. „Ein Engel mit feurigem Schwert steht vor meinem Paradies." Sie flehte, sie kommen zu lassen.

„Tod oder Leben," sagte Sibylle unerschütterlich. „Ich oder sie."

Frau Dohrn kam nicht, und man begegnete einander nicht; — aber aus ihren Briefen ſtieg etwas auf wie eine dunkle Wolke.

Angſtvoll ſah Sibylle dieſe Briefe kommen. Es geht ihr nicht gut, dachte Sibylle. Ihre Seele fand nicht, was ſie verlangte.

Eine dunkle, unbeſtimmte Angſt lebte in Sibylle.

Sibylle wurde Mutter. An einem Märzenmorgen, in Dunkelheit, war der Tod an ihr vorübergegangen, und ſie erwachte aus ſchwerer Narkoſe. — Dämmerung. Das Fenſter ſtand offen, — und o Wunder: im engen Stadtgärtchen vor dem Hauſe, mitten im Häuſergewirr, ſangen die Amſeln ihr ſüßes Lied vom Tod zum Leben, von Winternacht zu Frühjahrshoffnung. Amſeln, viele, viele Amſeln. Der dröhnende, anſchwellende Amſelngeſang zerriß die tiefe Dämmerung.

Welche Schauer! Welch weiche, dämmerige Luft, — welch mattes Bewußtſein, — und zwiſchen den Amſelſtimmen — ein Stimmchen, — fern — nah — unbegreiflich, — aller Geheimniſſe voll. — Ihr Kind! — Eine Welt, die auf Liebe wartete, — eine ſchon ganz von Liebe umfloſſene, umhüllte Welt.

Und nun welch ein Leben. Wohin mit all dem Leben! Ihr Herz weit genug für alle Liebe, ihre Kraft zu ſchwach.

Aber ſie ging wie auf Wolken. Welche Selig-

keiten! Das Kind, — die Liebe zu dem, den ſie liebte, zu ſeiner Arbeit, ſeiner Art zu ſein, ihre eigne Arbeit!

Welch ein Überreichtum!

Es war ihr oft, als müßte ſie ſich durch blühende, dichte Zweige und Bäume mühevoll den Weg bahnen.

Die alte wundervolle Kraft kam wieder über ſie, der nichts zu viel war; und doch, — ſie hatte ſchwer, ſchwer gelebt von früher Jugend an, allzu ſchwer.

Sie trug auch jetzt ſchwer. — Sie liebte zu tief. Sie liebte auch ihre Kunſt zu tief.

Und Alexander Dohrn blieb Alexander Dohrn, der Menſch, den man lieben mußte, um ihn begreifen zu können, der Menſch, für den es Zeit und Welt nicht gab, der in ſich lebt, für ſich, für ſein Werk, der jahrelang ringen konnte um die makelloſe Reinheit eines Ausdrucks, eines Schauens, der ſich nie genug tat, der nie hervortrat, dem alles, was man über ihn dachte und ſprach, gleichgültig war, der ſein Geld mit Tiſchlerei verdiente wie ein Handwerker, der im Fes ging und in einem ungewöhnlichen Mantel daheim, weil es ihn fror und er ſo ſich behaglich fühlte, der die Menſchen an ſich herankommen ließ, ganz noch wie früher, ſo wie ein Kind Fröſche fängt und ſie wieder gleichgültig ſpringen läßt, wenn die Art Froſch nicht unter ihnen war, die es ſuchte.

„Verſtehfröſche," ſagte Sibylle und lächelte ſchmerzlich, daß er dieſe ſo leicht zu finden glaubte.

Ja, es war ihr oft bitter weh zumute, wenn ſolch ein unnützer Froſch, der in ihrem wunderſchönen, für die Welt verſchloſſenen Reich dumm dageſeſſen

hatte, bös davonhüpfte und für Alexander Dohrn ein feindseliger Frosch wurde.

Ja, Alexander Dohrn verstand es noch immer, sich Feinde zu machen, trotzdem Sibylle die Hände über ihn breitete, um ihn zu schützen.

Was ihr ein Weh war, berührte ihn gar nicht. Er ging über das Geröll des Lebens hin, wie einer, der die ganze Welt besitzt, und auch wie einer, der nichts besitzt. Beides kann die gleiche Freiheit der Seele geben. — Sibylle mußte oft an Iskender Kabuli denken. Der war derselbe, ob er ihnen diente oder bei Munif als Bruder des Scheichs von Afghanistan geehrt wurde. Ihrem Gefährten Alexander Dohrn hätte sie sich auch als Bettler und Weltüberwinder an der Türe einer Moschee vorstellen können.

Als sein Werk aber fortschritt, fanden sich Versteher, treue, gesegnete Versteher.

Es kam die Zeit, da Sibylle nicht mehr allein stand in ihrem Wissen und Glauben.

Es kamen wundervolle Zeiten!

„Ja," sagte Sibylle jetzt oft, „wir haben wirklich unser Kloster Akserail!"

Wahrhafte Wisser und Versteher gingen aus und ein. Alexander Dohrn arbeitete sein Werk mitten unter Menschen, die für die Art seines Denkens begeistert eintraten.

Welche Abende und Stunden!

Weltvergessene Menschen saßen in Alexander Dohrns stillem Arbeitszimmer und hörten, was er ihnen vortrug, mutige junge Männer, die mit Be-

geiſterung ihm folgten, die kein Vorteil hergeführt hatte, nur die Kraft und der Zauber von Alexander Dohrns Art zu ſchauen und zu ſprechen. Sie liebten ihn, — ſie gaben ihm in ſeinem ſchönen großen Arbeitszimmer Feſte, in denen ſich ihre jugendliche, lebendige Verehrung ſtark und ſchön ausſprach.

„Und würdeſt du nichts erleben als dieſe Stunden," ſagte Sibylle zu ihm, „— welch glücklicher Menſch biſt du. Wer erlebte Ähnliches? Nicht berühmt biſt du, nicht reich, ein wunderlicher Menſch, den wenige kennen. — Aber dieſe wenigen! — Was biſt du denen! Was gibſt du ihnen! Du erlebſt ſo Reines, ſo Köſtliches."

Sibylle war nun ein erlöſter Menſch. Sie hatte auch ihre Mutter wieder geſprochen und war ihr ans Herz geſunken, und hatte ihren Vater geſehn und die Schweſtern, und hatte mit Vater und Mutter rührende Tage erlebt, Tage, die zu den ſtummen, großen Seligkeiten des Lebens zählen, Tage, die unermeßlich im Empfinden waren, in denen Liebe und Seelenreinheit und Größe und Reife die Herzen erfüllte.

In jener Zeit, als Sibyllens Lebensreichtum ſchwer auf ihr ruhte, als ihre Liebesekſtaſen für ihre Liebſten, ihre Kunſt und ihre ſüße, zarte Häuslichkeit, in der ſie wie ein Kind ſparte und ſorgte, ihre Kräfte verzehrten und von neuem belebten, kam ein Brief von Lilly, dem wandernden, einſamen Frauchen, das ſich hingegeben hatte wie Nahrung, und an das Sibylle oft in dieſen Jahren mit viel Sorgen gedacht hatte.

Sibylle las: „Iſebies, meine Iſebies — Du, an der ich nicht zweifle.

Ich bin Dir nahe!

Kennſt du Abtei Schäftlarn an der Iſar?

Wie nah ich Dir bin!

Eine Stunde kaum trennt mich von Dir.

Es iſt tiefe Dämmerung. Ich komme eben zurück in das alte Kloſterwirtshaus, in ein ödes Zimmer, in dem die Wirtin ein Holzfeuerchen angebrannt hat.

Ich hieß es ihr nicht.

Es brennt wie ein lebendiges Herz im totenſtillen Raum.

Draußen ſtürmt der Frühling.

Regenſtröme. — Ich höre den Sturm in den ächzenden Baumkronen.

Grenzenloſe Einſamkeit. Schwer müde bin ich. Stundenlang ging ich in Einſamkeit und Regen den Weg auf und nieder unter hohen Buchenſtämmen; über eine goldblühende Wieſe blickſt Du hin.

Fern rauſcht die Iſar, — und lockt und lockt, — die einzige Stimme, die lockt.

Alles ſchweigt ſonſt —. Alles ging unter. Ich ſelbſt.

Es ging ein Weſen ohne Seele, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Hoffnung, ohne Pflicht, ganz durchnäßt den ſtillen Weg auf und nieder bis zur Ermattung, — ganz todbereit.

Wie ſoll man leben, Iſebies, wenn nichts mehr Leben bringt? Sage — ſage!

Wir brennen wie die Flammen und erlöſchen wie die Flammen.

Verlorne Liebe iſt Tod — Tod, den wir bewußt fühlen, — Tod, den wir erleben, — gnadloſes Geſchick. — Nicht Schlaf, nicht ewige Ruhe!

Ach, Iſebies! Tod wach erleben! Tod trinken und eſſen, Tod ein- und ausatmen!

Denke! Denke!

Wer ſucht dann nicht nach dem lieben, guten Tod, den Tod, in dem man in der Erde ruht wie das Kind im Mutterleib? — Ach, man fällt ihm zu wie ein Müder.

Den ich über alles auf Erden liebte, fühlt keine Liebe, keine Zugehörigkeit mehr für mich! — Verließ mich ganz.

Ein Strom geht von meinem Herzen zu Deinem.

Und ahnſt Du, was es heißt, Liebe durch Liebe vergeſſen wollen, — ſich ſo tröſten wollen? — Welch ein Weh! — Welch eine Unſagbarkeit! — Ich habe auch das getrunken und gegeſſen. Der aber ſolches tut, der iſſet und trinket ſich ſelber das Gericht, den Leib und die Hoſtie der Vergänglichkeit hat er auf der Zunge geſpürt.

Die ganze Seele iſt ihm zerſchmolzen, — jede Hoffnung, — jeder Glaube, — jede Stärke, jede Vergangenheit, jede Zukunft, jede Gegenwart.

Unſinn, Hohn, Lächerlichkeit iſt das brennende Opfer ſeiner Seele und ſeines Leibes geworden, — ein ſehr ſchlechter Spaß.

Iſebies, Iſebies! Dieſer Weg unter den knoſpenden Buchen, in denen der Frühling ſtürmt, der Blick auf die goldblühende Wieſe, — das Rauſchen und Locken der Iſar!

Viele Golgathawege gibt es.

Dieſen aber kenne ich.

Leb' wohl — leb' wohl!"

Als wiederum Dämmerung einbrach, ging Iſebies-Sibylle fliegenden Schrittes den Golgathaweg, der auf die goldblühende Wieſe blickt.

Im alten Wirtshaus hatte ſie das wandernde Frauchen nicht gefunden.

In Ängſten ſuchte ſie nach ihr. Todesbang.

Sturm und Regen fuhren noch immer in Stößen und Wellen über die knoſpenden Frühlingsbäume hin.

Sie rief. — Die Iſar rauſchte.

Einſamkeit — Tiefe Regeneinſamkeit — Keine Seele — Kein Menſchenlaut.

Da, — an einer tropfenden Buche ein braunes Bündel, etwas Zuſammengekauertes — ein Reh — ein Tuch —. Was war es?

Der Regen troff nieder.

Sibyllen ſchlug das Herz.

So hatte ſie einſt nachts auf dem Ettersberg in Sturm und Regen als Kind gewartet in Geſpenſtergrauen — und war ſich ſelbſt gleichſam entgegengekommen.

Ein leichtes Bewegen, ein Zucken im regennaſſen Bündel, das mit dem braunen Waldboden eins war.

Sibylle flog darauf zu.

Lebensfremde, entrückte Augen ſchauten auf ſie, — tote Augen, Augen, in denen alles erſtorben war.

Vom ſpitzen Kapuzchen rieſelte der Regen und tropfte auf das ſtarre Geſicht und rieſelte über die Wangen als Tränen, die die Augen nicht mehr weinen konnten.

Vom Regen durchnäßt ein ſtummes Stück hilfloſer Erde.

Sibylle beugte ſich nieder, legte ſtumm den Arm um den naſſen, vom Waſſer ſchweren Mantel, fühlte bebende Schultern. Kälte durchrann ſie.

Ach, auf dieſes arme Stückchen Leben war der Regen ſtundenlang herabgetroffen, hatte es wie in den Boden hineingewaſchen, gleichgemacht wie im Tode mit der ſtillen Erde.

Kein Wort, keine Silbe wurde laut.

Ohne zu reden nahm Sibylle das arme Geſchöpf, hob es und führte es, und es ging mit ihr ohne Willen, — ließ ſich vom guten Tod hinwegführen in Unbekanntes hinein.

In der alten düſtern Stube brannte Feuer im Ofen. Sibylle nahm die naſſen Kleider des armen Mütterchens, des armen zertretenen und zermarterten Herzens, das ſeine Liebe verloren hatte und in die Irre wie ein entſetzter Vogel geflattert war. Sie trocknete das brennende Haar — die Herzensflammen, wie Lilly es genannt — und bettete das wandernde Weibchen wie eine Mutter ihr Kind; — alles lautlos, ohne Zuſpruch, ohne Frage.

Und unter ihren Händen ſchlief die arme Seele ein, ſchlief, als wäre ſie geſtorben, Frieden auf den zermarterten Zügen; ihr Atem aber ging, als hätte man ſie gepeitſcht — ſchreckvoll, unruhig, ruckweiſe.

Iſebies-Sibylle war ganz Erbarmen, ſaß am Bette des Lieblings ihrer Kindheit, und ihr eignes Leben zog an ihr vorüber wie mit ſchwerem, vollem Flügelſchlag.

War ſie das ſelbſt, was ſie im Geiſte ſah? Ihr eignes Ich? Ihre eigne, tiefe, ſchwere Liebe? Ihr herrliches Kind? Ihre ſo geliebte Kunſt?

Alles wollte ihre ganze Seele zu ſich.

War ſie ſo ſtark?

Welch eine mächtige Flamme brannte in ihr! — Welch heiße Zaubergebete lebten in ihr!

Meine Erde nannte ihr Mann ſie. Ja, und war ſie nicht ſeine Erde? Nachts betete ſie: Gib ſeiner Arbeit Kraft. Gib ſeiner heiligen Arbeit Leben und Vollendung. Laß ihn das ſchaffen, was er ſchaffen muß. Gib ihm Segen. Gib ihm Erfüllung. Und dies Gebet trug die große ſchöpferiſche Liebeskraft ihrer Seele zu ihm hin und umhüllte ihn damit.

Dies Gebet allein war eines ganzen Lebens Kraft und Wollen.

Schwer flog ihr Leben dahin mit breitem großen Flügelſchlag. Wer lebte noch ſo wie ſie, — ſo über ſich ſelbſt hinaus, — ſo viele große, ſtarke Leben?

Schlafloſe Nächte kannte ſie wohl, Nächte, die nicht dunkel, nicht lang genug, nicht ſtill genug waren, um die ſtarken Gewalten ihres Willens, ihrer Liebe, ihrer Arbeit einzuſchläfern.

Ja, anders lebte ſie wie andere Menſchen, — anders. Fremd war ſie den Menſchen. — Wer ermaß ihre Liebe? — Niemand. Keine Seele auf Erden, — und wer ermaß ihre Dankbarkeit für den, der ſie teilnehmen ließ an ſeinem Weſen, ſeiner tiefſten Erkenntnis?

Da ſah ſie auf das zerbrochene, ſüßſchlafende Geſchöpf, das unruhig neben ihr atmete.

Zerbrochen iſt einer Seele Kraft, nehmt ihr die Liebe; nehmt ihr das heilige Einsſein mit dem andern, — und die Welt liegt in Scherben.

Und ſie kniete nieder vor dem leidensbebenden Geſchöpf wie vor einem Altar der heiligſten Schmerzen und betete um Behütung, um gnädige Vorſehung, um Erbarmen.

Sie betete um die Behütung eines großen Heiligtums. —

Die arme todmatte Seele ſchlief und ſchlief Nacht und Tag.

Es war, als ſöge ſie den Schlaf aus der liebenden Seele, die um ſie beſorgt war.

Das leuchtende Haar belebte ſich gleichſam im tiefen Schlaf und ſtand wieder wie in Herzensflammen um das ſchöne Geſicht.

Als wiederum Dämmerung anbrach, kam Ottomar. Sibylle hatte ihn gerufen. Sie hatte das Zimmer mit einem Blumenſtrauß geſchmückt, hatte den Tiſch gedeckt, leiſe, wie eine Mutter es nur kann, ſo leiſe, mit ſo viel Wünſchen es behaglich und ſchön zu machen, daß es faſt heimatlich wurde.

Als Ottomar eintrat, ſah er Sibylle neben der ſchlafenden Lilly ſitzen.

Ströme des Lebens, wie fließt ihr von Herzen zu Herzen! Wäret ihr ſichtbar auf Erden, welche Wunder, welche Gewalten würden wir ſehen!

Reifer Menſchen große, tiefe Liebe und Zuneigung ſprang wie eine Sonne hinter dunkeln

Bergen auf, reifer Menſchen große Liebe und Zueinandergehörigkeit, die durch keine Erfüllung irdiſch vergänglich und wandelbar geworden war.

Beider Augen trafen einander ſo rein und hell und ſtark. Hand lag in Hand.

So treffen wir wohl unſere Geliebten in fernen Welten wieder, — wortlos, ohne Fragen, ohne Wunſch, geläutert durch große, ſchwere Leben, die über uns hingingen.

Lilly erwachte. „Ach, ihr ſeid da!" ſagte ſie mit einer rührenden, ſtaunenden Stimme. „Wo kommt ihr her?"

Dann blickte ſie um ſich und ſah die Blumen und ſah den freundlich gedeckten Tiſch.

Und Ottomar beugte ſich über ihr Bett und ſagte leiſe: „Deine Kinder, Lilly, hab' ich mir geholt. Ich wollte ſie nicht droben bei Rauchfußens laſſen. Nicht noch einmal ſollten zwei Kinder wie wir dort aufwachſen!"

„Ihr — ihr, ſeid da! — Ihr!" wiederholte Lilly immer wieder, und Sibylle umſchlang ſie.

„Laßt mich aufſtehen," ſagte Lilly, „und bei euch ſein. Kommt in wenigen Minuten und fürchtet euch nicht vor mir. — Haſt du immer bei mir geſeſſen, Iſebies?"

„Ja, Lilly."

„Dann habe ich im Schlaf deine Liebe getrunken. Geht — und kommt dann bald wieder."

Ihrer ersten Jugend Zauber war wie einst auf die drei Getreuen gesunken.

Sie saßen miteinander bei zwei Lichtern um den Tisch im alten Zimmer des Klosterwirtshauses. Jeder seines Lebens Schönheit und Schwere tragend.

Das flackernde Flämmchen, das seine Liebesnahrung verloren und hatte verlöschen wollen, flammte zart auf.

Nahrung floß ihm zu.

Sie retteten sich alle drei in ihre erste Jugend hinein, faßten darin wieder Wurzel, und als sie im alten Erdreich von neuem heimisch waren, fanden sie Kraft, von andern Vergangenheiten zu reden, und sie verstanden einander in jedem Wort, in jeder Andeutung. Sie wuchsen einander zu, flossen ineinander über und sprachen wie mit feurigen Zungen ihres Lebens Beichte, jeder erfüllt vom andern, jeder erfüllt auch von sich selbst. Wie ein Geheimnis, das kein Hauch berührt, schwebten vergangene Opfer und Leiden zwischen Ottomar und Sibylle.

In Ottomars Worten und Blicken lag überwundener Kampf, eine wundervolle Ruhe und Kraft, etwas Unerschütterliches, dem das Leben an Dauer nicht genügte.

Ottomar lebte in Schönwetters stillem Haus, hatte des teuern Mannes Wirkungskreis inne. Sybille und er gedachten miteinander der heimgegangenen Freunde.

Und Ottomar sagte: „Ich bin ein froher Mann, da zu stehen, wo ich stehe. Ich habe dir einmal ge-

ſagt: Ich freue mich, mit Sterbenden zu reden; und welche wundervolle Freude iſt es in unſerer öden, naſeweiſen Zeit, den Menſchen zu ſagen: Ihr kommt von Gott, und ihr geht zu Gott.

Eure Seele ſoll nach Gott, eurer Heimat, dürſten und ſchreien wie die Lungen und Poren des Ertrinkenden nach Luft.

Und ſie dürſten und ſchreien nach Gott wie die Lunge des Ertrinkenden nach Luft, — nach Gott, ihrem Urſprung, auch wenn euer grobes Bewußtſein nichts davon ahnt, ihr von Gott Verſprengten und Zerſtobenen. Ihr glaubt nach Nahrung zu ſchreien, — und ihr nährt euch von dem Einen, dem all Einen; ihr ſchreit nach Liebe, — doch ihr ſchreit nach Befriedigung, ihr ſchreit nach Bosheit und Laſtern wie die Lunge des Ertrinkenden nach Luft; ihr freßt und ſauft — und verlangt und verlangt in endloſem, nie geſtilltem Verlangen.

Aber nur ein Verlangen in zahlloſen Geſtalten gibt es auf Erden — alles andere Trug —: Verlangen nach eurem Urſprung Gott; nur ein Schrei, eine Glut nach Wiedereinswerdung —: mit Gott! Alles Verlangen iſt Gottverlangen in ewig wechſelnder Geſtalt."

„Ottomar!" rief Sibylle erregt, „welche Gleichheit, welches Einsſein in dem, was du und Alexander wollt! Du ſagſt das, was die tiefſte Seele ſeines Werkes iſt, du ſagſt, was er in allen Formen und Geſtalten zu durchglühen ſucht mit aller Kunſt des Ausdrucks, in jeder Auflöſung der Gegenſätze. Er fand die eherne Form für dieſen Gedanken."

Ottomar antwortete ſchwer: „Wenn er das will und ſchaffen muß, und wenn er die eherne Form dazu findet, die mir nicht gegeben iſt, — ſind wir quitt miteinander, — er und ich.

Ich gab dich ihm. — Ich liebte dich. Ich ließ dich ihm.

Ermiß du es, was ich tat. — Die Tat geſchah, — das Leid iſt gelitten.

Aber es iſt gut, daß ich weiß, weshalb ſie geſchah. — Du ſiehſt, Sibylle, die grüne Laus hat ihr Schickſal gehabt. Es iſt alles geſchehen, wie es geſchehen mußte, — und überwunden.

Ich bin ein freier, ruhiger, glücklicher Mann.

Schön iſt die Stunde, in der wir drei uns hier wiederfanden." Er reichte Lilly und Sibylle ſeine Hände. „Wir wollen zueinander halten. Mein Leben iſt reich; Lilly wird bei mir geſunden. Sie wird mit mir Gutes, Frohes, Lebendiges tun. Für die iſt geſorgt.

Wir, du und ich, Sibylle, wir leben beide ein ſchönes, ſtarkes Leben. Nicht allzuviele können das von ſich ſagen. Gott ſegne dich."

Sibyllens Leben trug Früchte und Blüten. Es war eine wundervolle Lebenszeit. Ihre Kunſt trug auch Früchte und Blüten.

Schönes, Tiefbewegendes erlebte ſie in dieſen geſegneten Jahren. Sie lernte ihre Mutter kennen, ſo wunderlich das klingt, die zierliche Marie Sibylle Eigenbrodt, die im geliebten Haus unter den hohen

Bäumen Zurückgebliebene, die ihren teuren Lebensgefährten verloren hatte.

Ja, sie lernte diese wortlose, klugernste und doch so kindlich heitere Frau jetzt erst kennen, deren Leben sie getrunken hatte, von der sie ein Teil Leibes und der Seele war, die aus dem Exzellenzengarten stammte, aus dem zentifolienfarbnen Haus, in dem man so gut schweigen und so tief lieben konnte, die zarte Frau, die eine andere jetzt war, als sie es zur Zeit ihrer Ehe gewesen. Nicht anders in ihrem Sein, aber in den Äußerungen ihres Wesens; die nur für die Ihrigen gelebt, lebte nun selbst, so schwer es ihr wurde.

Wenn Sibylle ruhige Tage und Wochen bei der Mutter in deren sonnigen Haus wieder daheim war, schien es ihr, daß jeder Winkel im Hause leuchtete wie die klare Seele eines geläuterten, reifen Menschen, als verbreitete sich das helle Wesen ihrer Mutter mehr noch wie sonst über ihre Umgebung. Sibylle, die Mutter, spielte am Abend, wenn sie miteinander allein waren, ihrer Tochter vor. Sie, die einst ihr schönes Können geheim gehalten hatte wie ein Gebet.

Da saß die kleine stille Frau vor ihrem Instrument im Halbdunkel allein.

Sibylle sah durch die Tür die helleuchtende Statue des Medicäers, den Michelangelo für das Grabmal des großen Fürstenhauses geschaffen hatte, den ernsten, gerüsteten Jüngling, der die Finger auf die Lippen legt. — Schweigen. —

Schweigen hat kein Künstler auf Erden so ernst und geheimnisvoll zum Ausdruck gebracht wie Michel-

angelo in der Gebärde dieſes wundervollen Jünglings.

Es war das Kunſtwerk, das Sibylle, die Mutter, von je am meiſten geliebt hatte.

Schweigen — Schweigen — Schweigen.

Sibylle hörte oft tieferſchauernd aus dem ſtillen, dämmerigen Raum das Spiel ihrer Mutter, Offenbarungen ihres Weſens, zarte, wehmütige Töne, tief traurige und ſuchende, kindliche Heiterkeiten einer Seele, die in der Kindheit ſich erdenwohl gefühlt hatte, und wundervoll ſchwebende, erdentrückte Klänge, die Sibyllens Herz erſchütterten.

Sie hörte große, ganz verſchwiegene Kunſt, die nie im Leben geſucht hatte ſich bemerkbar zu machen, eine rührend-einſame Kunſt, die der zarten, ſtillen Frau ſo natürlich und ſelbſtverſtändlich war wie die andern Eigenſchaften ihres Weſens.

Dieſe Stunden brachten Sibylle und die Mutter einander nahe, wie keine Worte es je vermocht hätten, und in der Freude und Bewunderung ihrer Tochter fühlte Sibylle, die Mutter, eine ſüße lebendige Befriedigung, etwas ſo Lebensvolles, das ſie wohltätig durchdrang, und das ſie nicht erhofft hatte.

Ja, es war eine ſtarke, ſchöne Zeit für Sibylle, Jahre auf der Höhe des Lebens, wohltätige Jahre. Es gab Früchte und Blüten und Arbeit die Fülle, — Ernte und Saat.

Eine Seele aber war keine frohen Wege gegangen, hatte ſich nicht entwickelt wie die andern zu reifem Frieden, und dieſe Seele mit ihren großen, friedloſen Kräften ſtand lange wie ein Gewitter am Himmel der Ruhiggewordenen, der in ſich Frohen und Reichen.

Das Daſein hatte Eliſe Dohrn die Erfüllungen, die ſie heiß erſtrebte, nicht gebracht. Ihre unbändige Herrſchernatur hatte ſich nicht entfalten können. Erfolg war ihr fern geblieben. Sie hatte das ſtille Leben einer Unbemerkten geführt, hatte ihre Kinder tapfer erzogen, war aber voll Lebenshunger geblieben, voll Reue, voll Enttäuſchung.

So geſchah es, daß ſie, alles vergeſſend und überſchreitend, was einſt durch ſie ſelbſt geſchah, daß ſie die Ehe Alexander Dohrns und Sibyllens nach langen Jahren des Beſtehens als ungültig vor Gericht erklärte und Klage führte.

Ein Gewitterausbruch — ein Donnerſchlag. — Vernichtung hatte ſie ausſchicken wollen.

Aber die ſtille Welt, die bedroht wurde, war ſtark und heiter und ganz erfüllt von großen lebendigen Kräften.

Es kamen wohl Qualen und Quälendes, es kam viel unwillkommene Arbeit. Man mußte ſich rechtfertigen.

Aber beide, Alexander und Sibylle, ſagten: „Gottlob, daß kein Leben bedroht iſt, gottlob, daß das Unglück nicht in anderer Form eintrat.“

Niemand verlor den Mut. Ja, in dieſer Zeit

ſchien es, als wäre beider Lebensarbeit doppelt geſegnet; die Freunde waren noch einmal ſo warm und treu, — und ihrer beider geiſtige Zuſammengehörigkeit wuchs.

Sibylle hatte recht, ihr Haus glich dem wundervollen Kloſter Akſerail, in das Munif ſie einſt nach ihrer Trauung ſchickte, wohl um ihnen zu zeigen, daß es auf Erden heilige Neſter gibt, in die die Unruhe, der Zwieſpalt, die Qual der Welt nicht eindringt.

Als Sibylle gezwungen war, ihr Leben dem Richter darzulegen, tat ſie es mit bebendem Herzen, wanderte geiſtig, als wäre der Jüngſte Tag angebrochen, durch ihr ganzes Daſein, Jahr für Jahr durchmaß ſie das ganze ſchwere, ſchöne, reiche Leben.

Feierlich und ernſt war es ihr zumute. Welche Fülle des Lebens!

Geheimnisvoll, — geheimnisvoll lagen die Jahre vor ihrem Schauen wie ſchaffende Meiſter, die an der Seele gewoben und gewirkt haben. Schmerzen waren zu Freuden geworden, Vergangenheiten hatten Gegenwart gewirkt, vergoſſene Tränen waren zu Reichtümern geworden. Wundervoll war alles, was ſie betrachtete, bedeutungsvoll, hindeutend auf größere Entwicklungen über die Welt hinaus, — und welch ſtarkes Leben barg ihre Seele!

— — — — — — — — — — — — — —

Auf ſie blickten, als ſie bebenden Herzens ſprach, ein Paar trübe graue Augen, ein Paar Augen, die ſie vergeſſen mußte, um reden zu können, — ein Paar Augen, die einſt gefunkelt hatten wie Feldherrn-Edelſteinaugen, die über ſie unerhörte Macht beſeſſen

hatten, Augen, die ſich ihr eingebrannt hatten wie verzehrendes Feuer, Augen, in denen das unruhige, heiße Verlangen der Welt einſt gefunkelt, Augen, aus denen eine ſtarke, heiße Seele geſchaut hatte, der irgendein Salz, irgendeine Eſſenz im Laufe der ungeheuern Entwicklung der Menſchwerdung nicht beigemiſcht worden war, arme Augen, die jetzt voll Haß blickten, die vernichten wollten, und eine Seele, die ſich freiwillig dem ungeheuern Martyrium beugte, hier Hörerin zu ſein und Miterleberin. Hatte dieſe Seele alles vergeſſen, hatte es ſich ihr im Laufe der Jahre umgeſtaltet?

Noch hatte ſie keinen Frieden gefunden, keine ſtille Heimat, keine Schonung ihrer ſelbſt, dieſe arme Herrſcherſeele ohne Reich.

Die dunkeln, ſchweren Wolken zogen vorüber, der erſchütternde Prozeß war gewonnen.

Die Saaten des Lebens ſtanden unbeſchädigt, die vollen Bäume trugen ihr Laub, die Luft war rein und ſtark.

Die Seelen hatten auf Erden ſühnen dürfen für Leid, das ſie gebracht, und trugen die Gnade froh.

Alle hatten treu zuſammengehalten. Welch ein tiefes Aufatmen, welch reine Freude aneinander!

Das Leben ſpielt auf den Seelen wie auf Harfen

Das Zuſammenfließen der Seelen

Es kriſtalliſiert ſich um einen jeden eine Welt. Mitten darin ſteckt er. Wie in einem Gefängnis fühlt ſich die Seele manchmal.

Alle im Hauſe ſtanden im Frieden. Die Lebensſorgen waren fortgetaut, allmählich, unmerklich, ſo wie der Winter vergeht.

Eine Sehnſucht aber ſtieg auf, die Sehnſucht nach neuen Stimmen.

Wohltätiger, klarer wie die Stimme ihres Gefährten, die aus deſſen Werk wie aus ſeiner tiefſten Seele zu ihr drang, konnte keine zweite Stimme zu ihr dringen.

Für Alexander Dohrn war Sibylle die gute Erde geblieben, wie er ſie noch immer nannte. Ja, ſie war das Erdreich für ihn und ſein Werk. Aber wie er die Wandlung unſerer Erde in tiefer Lebensverſunkenheit oft kaum wahrnahm, ſo geſchah es auch hier: Für Alexander Dohrn war Sibylle die Iſebies geblieben, die Iſebies, die ihm gehörte. Die Wandlungen der Seele, die in ihr ſich vollzogen hatten, mochten ihm wohl fremd ſein. Sehnte ſich Sibylle nach einem neuen Wiederklang ihrer ſelbſt?

Niemand lockte ſie; auch niemand, den ſie ſich hätte vorſtellen können. Aus der Menſchenwelt kamen dieſe Stimmen, nach denen ſie ſich ſehnte, nicht.

Aber da mit einemmal wußte ſie, wonach ſie ſich ſehnte, — danach, was wir alle ſcheinbar haben, was wir ſcheinbar kennen. — Sie ſehnte ſich nach der Natur, — nach ihrem Erbteil, — nach einem Stückchen Erde. Wir, die wir ſelber Erde ſind, in Erde ruhen werden, wir ſollen ihr auch im Leben am Herzen liegen, — — je müder wir ſind, je lieber, je mehr wir von allem wiſſen, je ſehnſüchtiger. Wir haben alle dieſe eine Heimat.

Sibylle wollte nicht über ihre Heimat nur hingereiſt ſein. Sie wollte ſie beſitzen.

Und ſo geſchah es, daß Sibylle ſich bemühte, ein Stückchen Erde zu finden, das ſie lieben konnte. Sie wandte ſich dahin und dorthin, und wenn ſie die Beſchreibung irgendeines Beſitzes las, dachte ſie: Wie ſchön muß das ſein! Aber wenn ſie ſich aufgemacht hatte, um es anzuſchauen, kam ſie enttäuſcht zurück. Nein, was ſie wünſchte, fand ſie nirgends. Nie fand ſie ein wirklich gewachſenes liebes Haus, das ſich jemand einſt gebaut hatte in aller Unſchuld und Seligkeit und in Liebe zu dem Fleckchen Erde, auf dem es ſtand.

So vergingen Jahr und Tag, und wenn ſie etwas zu Herzen Sprechendes ſah, ſo gehörte es ſchon jemandem, der es behalten wollte.

Ein Tag kam, da wanderte Sibylle auf einer Landstraße, die sich durch das allerschönste Frühlingsland zog, einem unbekannten Ziele zu.

Hohe Linden zu beiden Seiten des Weges, Wiesen ganz mit Blumen durchwirkt, ein stiller See, in der Ferne Gebirgszüge, feuchte Weichheit der Luft, Hügel und Buchen, die von ihren zarten, noch nicht vollkommen entfalteten grünen Blätterschmetterlingen schon ganz überflogen waren; und Sibylle trug einen Schlüssel in der Tasche, den Schlüssel hielt sie manchmal in der Hand, wie liebkosend, den Schlüssel zur Heimat, zur Lebenszuflucht, zum Stückchen Erde. Sie hatte ihn in der Stadt bekommen von jemand, der sich seines Landhauses entäußern wollte.

Sibyllens Stimmung war eine ganz selige. Jede Biegung des Weges zeigte ihr ein seelengeliebtes Land, — ein Stück Natur mit weit offenen Armen — — und jetzt, bei dieser Wegeswindung, war es, als ob es die Arme schloß und das sehnsüchtige Menschenherz eng an sich heranzöge, — so heimisch, so heimlich, — dann auf einem Hügel, ganz waldumrauscht, Wasserblinken durch die Zweige, — verstecktes, sanftes Gehen, — dann wieder Schauen auf große Weite, Berge und See, — dann wieder ein Eingehülltsein, — Träumen, Schauen, — Aufwachen, — Einschlummern, ein wundervoller Wechsel, und das kleine Dörfchen versteckt unter blühenden Bäumen auf der Höhe des Hügels.

Und nun! — Welches mag die Heimat sein? — Zu welcher Türe wird der Schlüssel passen? Sie

ging jetzt ein wenig abwärts auf einem Wieſenpfad — und ſtand vor der Erfüllung ihrer Sehnſucht. — So ſah dieſe Sehnſucht aus! Wenn es dieſes wäre!

Unter zwei mächtigen lichten Wallnußbäumen lag erhöht auf einem ſanften grünen Wall ihre Heimat, ein weißes ſtilles Haus mit grünen Fenſterläden, überwachſen von frühlingszartem Blattgefieder, von hohen Buchen und Tannen umgeben. Im Garten blühten die Obſtbäume, und durch den Wald leuchtete der See. Zu beiden Seiten der Treppe, die zu dem kleinen Haus heraufführte, blühten große Glydrabüſche, und die zarten roſa Herzen bewegten ſich im Windhauch.

Sibylle ging zaghaft die Stufen hinauf.

Es war eine ganze Woge von Zartheit und Weichheit und Grünheit, die über dem weißen Haus zuſammenſchlug: das durchleuchtete Buchenlaub, das noch körperlos wie grüner Nebel die Zweige umgab, die goldenen jungen Nußblätter, der Abendſonnenglanz, das Licht auf dem blühenden Raſen; Himmelſchlüſſel und die blauen Edelſteinflämmchen des Enzian.

Alle tauſend und abertauſend Ecken der Welt, hier waren ſie überwunden. Ein ſeidenes Neſt!

Sibylle wurde Beſitzerin vom ſeidenen Neſt — und hatte es von einem großen, hart ſchauenden Weibe erworben, die es offenbar gern aus der Hand gab. Es mochte ein Leben lang zu weich für das Weib geweſen ſein, — es gehörte nicht zu ihr. —

Sie hatte wohl die Sehnſucht nach Ecken in ihrer Natur und wollte deshalb in die Stadt ziehen.

Im Grunde ihres Herzens hatte Sibylle das ſeidene Neſt für den Gefährten, für ſich und ihn erworben, ſie hoffte, daß es ihn locken, daß ſeine einſtige große Liebe zur Natur ihm keine Ruhe laſſen würde.

Der trockene harte Schatten, das Weib, blieb noch im Haus, bis ihre Angelegenheiten geordnet waren. Solange Sibylle das liebliche Heim für ſich und die Ihrigen herrichtete, hatte ſie bei allem, was ſie tat, eine Zuſchauerin.

Der Schatten kochte ſeine wohlduftende Suppe. Der Schatten tat alles wie ein gotiſches Königsbild, ſteif und eckig, ſorgte auf das ausgiebigſte für ſich. Sibylle hatte den Eindruck, als wenn der Schatten ſich ſelbſt mit Ehrerbietung diente. Er tat alles, was ihm bekömmlich, und war den ganzen Tag deshalb auf den Beinen, um ſich wohl zu tun.

Ohne anzuklopfen trat er ein. Wenn ihm das, was Sibylle im Hauſe tat, nicht gefiel, ſchärfte Schadenfreude die gotiſchen Züge, und wenn es doch etwas wurde und gelang, traten Tränen in die Trockenheit, und der Schatten lief ins Dorf und klagte, daß er das Häuſel ſo billig weggegeben.

Er las auch in der Bibel, damit ſeine ewige Seligkeit nicht zu kurz käme, der Schatten kochte Kaffee und trank ihn in der Küche, den Kopf zur Wand gekehrt, die Arme breit aufgeſtützt wie eine Mauer. Er ſaß da wie ein Bollwerk und ſchützte ſich gegen das Verlangen der Welt.

Sibylle aber war dem Schatten unendlich dank-

bar, daß er das ſeidene Neſt ſo wohl behütet hatte, während er ſich ſelbſt vorzüglich diente.

Sie aber hatte ihr Stückchen Erde gefunden. Mitten in der Arbeit des Einräumens lief ſie hinaus und blickte auf ihre Waldbäume und trank die Luft und ſtreichelte einen glatten Buchenſtamm und ſah in den Sonnenſchein, der auf Maienblättern lag, und legte ſich ins Gras, vergrub ihr Geſicht in einem Büſchel Priemeln und ſchaute ganz verſunken in die duftigen Wolken der blühenden Bäume, wußte gar nicht, wie ſie ganz eins mit dem werden konnte, was ſie umgab, mit dem Stück Erde, das ihr gehörte.

Mit welcher Freude ſah Sibylle, wenn ihr großer Bub Samstags herauskam voller Neugier und Seligkeit, daß auch der ſich verkroch und einhüllte in das, was ſonſt nur der Ort der Lebenshandlung iſt, das, was uns ſtumm zu umgeben pflegt.

Aber hier ſprach alles, rauſchte zu Herzen, wenn in den Bäumen der Wind ſtrich. Die blühenden Bäume und die angeſetzten jungen Früchte wurden zum innigen tiefen Erlebnis, ſie gingen Sibylle nah an.

Sibylle war froh, als eines ſchönen Morgens ein Ochſengeſpann vor dem Hauſe hielt und der trockene Schatten anhub, ſein Lager abzubrechen.

Er hatte ſchon all ſeinen Beſitz in eine kleine Scheuer geſchafft und dort zur Abreiſe vorbereitet.

Alles, was zu ihm gehörte, war wert, geheiligt, behütet und aufs äußerſte gepflegt zu werden. Die Tiſche und Stühle und Betten reiſten ab wie dicke in Pelze gehüllte Bürgermeiſter und Standesperſonen.

Man erkannte vor lauter ſorgenden Umhüllungen ihre wahre Geſtalt nicht. Es war nicht unmöglich, daß in dieſem oder jenem Rieſenballen ein alter Regenſchirm den Kern bildete.

Wie weich war das ſeidene Neſt, als die Eckenkönigin auf ihrer Ochſenfuhre ſtumm davongefahren war.

Jede Stunde brachte eine neue Glückſeligkeit, jedes aus der Türetreten war ein Bad der Seele. Und wenn ſie hinter dem Hauſe den Weg zwiſchen den hohen ſtillen Tannen ging, und der See heraufſchimmerte, und der Abhang mit den jungen Buchen leuchtete, und die alten mächtigen Buchen ihre Zweige reckten und ſich die glatten ſilbernen Stämme ſtreicheln ließen, denn alle Waldbäume weit um das Haus waren jetzt Sibyllens Bäume, — dann kam eine Ruhe des Herzens über ſie wie noch nie im Leben.

Iſebies-Sibylle wußte genau, weshalb das Neſt ein ſeidenes Neſt war. Die Natur nahm ſie ſo leiſe auf wie eine Mutter, die nichts will und nichts gibt als Ruhe.

Als Sibylle ihren Mann in das ſeidene Neſt führte, war ihre Seele bewegt, als vollzöge ſich die heiligſte Handlung ihres Lebens.

Alexander Dohrn hatte ſeit Jahren in ſeinem ſchönen Arbeitsraum gelebt, dort floß durch ein breites hohes Bogenfenſter die Sonne in Strömen ein, und der Blick ſchweifte über Baumwipfel. Dieſer Raum war ſeine Welt geworden, kein Verlangen mehr hatte

ihn aus dieſer ſtillen Klauſe getrieben. Hier lebte er in ſeinem Werk, hier empfing er ſeine Schüler und Freunde, hier war er ſo ganz daheim bei ſich, der Welt entrückt.

Und nun hatte Sibylle ihn hinausgelockt in die weiche ſäuſelnde Junipracht, in ein ſtilles, köſtliches Neſt, das ſein eigen war. Sie führte ihn mit Tränen in den Augen, und er ließ ſich ſtaunend führen.

Was für ein ſtiller Denker war er geworden, wie ſchien er ſo ganz verſunken, dem großen Ziele ſeines Lebens hingegeben, — und wie erwachte er zur Freude an der Schönheit, der Zärtlichkeit und Weichheit der eben entfalteten Sommernatur.

„Siehſt du auch alles um uns her? Sind wir dir nicht fremd? — Kennſt du auch mich?“ ſagte Sibylle, ihre Stimme bebte.

Sie ſah in der lebendigen ſommerlichen Umgebung, gleichſam zum erſten Male, ſein ſo ganz vergeiſtigtes ſchönes Geſicht. Er erſchien ihr trotz ſeiner Freude erdenfern, — ihr ſelbſt ſehr fern.

Es war ihr, als führte ſie einen verklärten Menſchen durch ihr zärtliches Sommerreich; — und wie ſich in ſeinen Zügen die kindliche ſtarke Freude des Beſitzes, die ſtaunende Überraſchung ausbreitete, wurde es ihr weh ums Herz. Sie wußte es ſich ſelbſt nicht zu deuten.

Er iſt in ſeine heiligen Jahre eingetreten, — fühlte ſie in namenloſem Erdenweh und faßte ſeine Hand: „Ach, kennſt du mich denn auch, — fühlſt du mich?“ fragte ſie wieder bang. „Du kommſt mir oft ſo fern vor.“

Da ſtrich er ihr über die Wange und ſagte lä-

chelnd: „Wundervoll ſchön iſt es hier, — und mir iſt, als kennte ich dich, meine liebe gute Erde, du. — Aber: wie ein Strom Ufer von Ufer trennt, ſo trennt ſinnliche Anſchauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unſicher ſchwankender Fähre gelangſt, ſo gelangt Seele zu Seele durch blind ſuchende Sinne.

Sinnliches Schauen iſt der Blindheit als wahrem Schauen vergleichbar. — Du erinnerſt dich?"

„Ja," ſagte Sibylle, „ich weiß es. — Schmerzvoll fern iſt man einander hier auf Erden, trotz aller Nähe."

„Ja," ſagte er, „man ſieht einander nicht. Man ahnt einander kaum, — aber man iſt zufrieden, — ſo will es das Leben. — Später — ſpäter — vielleicht, — das höchſte Erkennen will errungen ſein."

Sie ſah, wie er liebevoll mit der Hand über ein Tännchen ſtrich, das die zarten hellen Triebe wie ein weiches Gewand über die harten Zweige und Nadeln gebreitet hatte.

„Aber," fragte Sibylle, „unſere ſo gar liebe Erſcheinung hier, Haus und Wald, tut dir auch wohl?"

„Unbeſchreiblich," ſagte er und drückte die Hand ſeiner Frau. „Unbeſchreiblich."

Und von nun an ſah Sibylle ihn gar oft in ſtillem Beſchauen durch die jungen Tannen ſtreichen, ſah ihn in ſeinen Mantel gehüllt in ſtaunender Hingenommenheit ſtehen.

Und als der Herbſt kam, ſollten ſie Wunder erleben. Es war, als wüßte das Stückchen Erde, daß es die Freude, die Lebensruhe zweier Menſchenherzen

geworden sei. Gegen den blauen Herbsthimmel hoben sich die Zweige voll rotleuchtender Äpfel ab. Es glühte täglich mehr von sonnenfarbener, goldgelber, rotbäckiger Pracht. Die Zwetschen, hellblau angelaufen; die Birnen fielen wie goldene Tropfen ins Gras, und die beiden mächtigen Nußbäume trugen schwer.

Sibylle hörte, wie zwei Bauernbuben sagten: „Die Nüsse lachen jetzt schon.“ Womit sie das Herauslugen der Nüsse aus den zersprengten braunen Schalen meinten.

Wenn man ruhig auf dem sanften südlichen Abhang des Obstgartens sich ausstreckte, war es, als hörte und fühlte man das wohlige Reifen überall, und die schwere Fülle zog die Äpfel zur Erde herab. Sibylle mußte stützen, damit die Zweige nicht brachen, und bei dem leisesten Windchen fielen von den obersten Wipfeln Früchte, so überreich, so farbensatt, glühend wie Lebensfreude.

Alexander Dohrn fühlte die gestillte Sehnsucht der Frau und lächelte, wie sie die Blicke nicht von ihren Bäumen wenden konnte, wie sie nur schaute und schaute und sich bückte und immer etwas Köstliches und noch Köstlicheres fand. Der große liebe Bub war außer Rand und Band, und die Schönheit wurde immer strahlender, immer unglaublicher. In den leuchtenden Obstgarten hinein schauten die goldenen Buchen über die Tannen. Es war, als könnte die Natur sich nicht genug tun an Herrlichkeit. Weg und Steg blühte golden. — Die Bäume breiteten purpurne und goldene Teppiche unter sich. Die Wiesen sahen doppelt so grün und saftig wie früher

aus; — und dann ging es an ein Pflücken und Schleppen der köſtlichen Äpfel und Früchte, und war ein Reichtum ſondergleichen.

Der Wind fuhr in die Nußbäume, und ein Bauernburſch half ihm nach; da kam ein Hagelwetter von Nüſſen, wie ein Gewitterſturm. Das praſſelte und ſchlug auf und tanzte und ſprang. Hände waren nicht genug da, zu bergen und aufzuhäufen. Man hatte keine Gefäße, keine Körbe, um alles zu faſſen. An ſo etwas hatte niemand gedacht. Abends war Sibylle todmüde, nur vom Nehmen, vom Händeaufhalten, vom Aufheben all der königlichen Gaben der Bäume.

Was hatte die Natur ihr alles ſchon geſchenkt, von den Maiblumen an, die ſich wie weiße, duftende Schleier unter den helleuchtenden Buchen ausbreiteten und den ſüßeſten Opfergeruch ausſtrömten. Eine Gabe löſte die andere. Sibylle ſtand immer wie reich beglückt. Nie brauchte man beſchämt zu ſein.

Ihr Mann hielt ſich nicht wie ſie an die überreiche Ernte, an die ſonnendurchglühten Früchte der geduldigen, ſchwer tragenden Bäume.

Er ging in ſeiner Wildnis umher, ſammelte von ſchlanken Gräſern und Waldſtauden, die er liebte, den Samen und ſäte ihn an kahlen dürftigen Stellen aus, nicht wie ein Menſch, der ſeinen Garten beſtellt und das Erdreich lockert und vorbereitet: wie die Natur es tut, überreich, verſchwenderiſch und im Vertrauen, daß der treue Erdboden die Schätze wohl bewahren werde.

„Den ganzen Sommer," ſagte er, „den ganzen Herbſt trug ich Samen, ganze Taſchen voll, und ſäte

aus. Wenig, wenig wird aufgehen, nach altem heiligen Geſetz."

Das alles ging Sibyllen gar wunderlich zu Herzen. Aus ihrer großen Erntefreude heraus ſah ſie den Gefährten ſeine ſtillen Wege gehen in dem alten grauen Mantel, einem König oder Bettler vergleichbar.

Ja, das hatte ſie immer empfunden: — König und Bettler zugleich.

Und er hatte nie die Hand nach reicher Ernte ausgeſtreckt, — nie, — ſolang ſie ihn kannte. Wie er in ſeiner Wildnis wohlig ging und den Samen der Waldgräſer auf dürftige Stellen ſäte, ſo war er immer in ſeiner freien Geiſtesnatur gegangen und hatte das reichkultivierte Land, die prangenden Gärten und deren Menſchen mit einem leichten Intereſſe nur vorübergehend betrachtet.

Er aber gehörte in Gottes Natur und liebte nur dieſe mit heiliger Liebe, ſelbſt ein Teil von ihr. Wenn er in einer Seele das Verlangen zum Weſentlichen, die Unterſcheidung von weſentlich und unweſentlich erkannte, ſo mochte dieſe Seele im übrigen beſchaffen ſein, wie ſie wollte, — er gab ſich ihr hin.

Ungeduldig war Sibylle oft geworden, wenn ſie ſah, daß er eine Kargheit überſchüttete mit Reichtum und der Gnade ſeiner Seele.

Und waren nicht dennoch, und weil er ſich hingab, um Alexander Dohrn Freunde gewachſen, wie aus Gottes freier Natur heraus, im tiefſten Erkennen wurzelnd, Freunde, die ſein Werk ganz in ihm erkannten und ihn in ſeinem Werk, die ihm und dem Weſentlichen des Daſeins tief zugeneigt waren? War

ihm nicht auch Ottomar Rauchfuß ganz zugefallen, dieſer Lebendige, Wahrhaftige, dieſer Gute und Getreue, der mit einer lieben Frau und mit Lilly in Pfarrer Schönwetters geheiligtem Hauſe und Garten ſeines Amtes waltete? Auch dieſer hatte Alexander Dohrn ganz erkannt, ihn und das Werk, an das Sibyllens Gefährte immer von neuem die Hand legte, ohne ſich je genug daran zu tun.

Der Wechſel der Schönheiten des ſeidenen Neſtes ging auch in der Stadt durch Sibyllens Seele, auch wenn ſie nicht in der Seelenheimat war. Bald dachte ſie daran, wie aus den braunen Zweigen die grüne Zartheit gequollen war, die wie eine Liebkoſung über die Starrheit hinſank, dann kam der ſchwere volle Sommer ihr in den Sinn und die Farbenfluten und der Früchte-Rauſch. — Und nun ſollte der Winter kommen, — die unirdiſche Verklärtheit.

Eine tiefe Befriedigung empfand ſie, daß ihr Gefährte mit ihr alle erſehnte Schönheit genoſſen und den Frieden der Seele, den die Natur gibt. Ihr war, als verbände ſie dies alles inniger mit ihm.

Eine ſchmerzhafte Nähe und Ferne lag oft auf dieſer ihrer Liebe zu ihm. Worte hätte ſie finden mögen, ihn ſo ganz zu ſich zu ziehen, — ihm zu ſagen: Weißt du es denn, wie ich dich geliebt habe, zitternder Liebe voll, — weißt du es denn, wie ich dich erkannt habe, als niemand dich erkannte, wie meine ganze Seele von dir erfüllt war und erfüllt iſt, — wie ich in Schmerzen gebebt habe, wenn ſie

dich mißverſtanden? Welche Einſamkeiten ſchlugen über mir zuſammen, wenn ich fühlte, daß du einſam warſt. Ach, einmal wollte ich, du könnteſt in meine Seele ganz ſehen.

Und daß du nun alt biſt! — Und daß meine Seele dunkel iſt — und ins Dunkle ſchaut und nichts für dich ſieht! — Um deinetwillen möcht' ich an wundervolle undenkbare Wandlungen der Seele über den Tod hinaus glauben. — Ich möchte dich ſo wohl geborgen wiſſen, hier und in Ewigkeit.

Solche Empfindungen gingen tauſendfach durch Sibyllens Seele, und ſie fühlte: Weit iſt er dir voraus, was dich bedrängt, bedrängt ihn nicht. Fern ſind die Menſchen einander in aller Liebe, — fern und fremd, taſtend wie im Dunkeln fühlt man des Geliebten Nähe und ſein Leben nur hin und wieder im Vorübergleiten warm und gewiß.

Und ſo kam der Winter, die unirdiſche Verklärtheit, — der die Seelen ſo ferne ſtehen, die warmen, bangen Sommerſeelen.

Winterſchatten ſanken über das Leben, tiefe gewaltige Schatten. Das Haus ſteht nicht im nährenden lebendigen Sonnenlicht. Es iſt, als entwiche Kraft, und als drängte ſich an Stelle dieſer heimiſchen guten Kraft Feindliches und Zehrendes ein.

Sibylle ſchreibt an Ottomar:

„Ich gedenke Eurer, — Deiner und Deiner Frau, Lillys und aller, die ſich in Eurem Hauſe regen.

Wir ſind wieder daheim. Sag' mir, was iſt's,

was mich ſo bedrängt? Du kennſt ihn und mich, Du biſt ſo ganz ſein Freund geworden, — Du kennſt unſer Leben, — Du kennſt und weißt alles.

Sein Werk iſt vollendet. Es ſoll bald die Reiſe aus der lebendigen Stille antreten. — Ob das ihn bedrückt?

Schön und köſtlich war alles, was mit dem höchſten Inhalt ſeines und meines Lebens zuſammenhing. Geſegnete Menſchen und Verſteher wie Du machten die Stille, die um das wachſende Werk lag, zur höchſten Lebendigkeit. Alles iſt bereit; es ſoll herausgegeben werden. Er zögert — und zögert — und zögert —.

Ich habe geglaubt, er müßte ſich froh und erleichtert fühlen, ſeine Lebensarbeit abzuſchließen.

Fremd geſtimmt kehrt er aus der Weite, aus der großen Natur zurück in ſeinen einſt ſo geliebten Arbeitsraum. Er fand ſich nicht im alten Behagen. — Es wurde ihm ſchwer, ſich wieder einzuleben. — Ich fühle in ihm etwas unbeſtimmt Suchendes.

Seine Arbeit liegt abgeſchloſſen neben ihm. Er kann in ihr nicht mehr ganz untertauchen. Als hätte er eine Heimat verloren, iſt es, einen Aufenthalt ſeiner Seele.

Du fehlſt uns jetzt ſehr und noch manche lebendige Freunde, die uns jahrelang nahe waren, und die das Schickſal von uns rief.

Statt Euch allen ſind jetzt zehrende Kargheiten aufgetaucht, Menſchen, die aus dem Ungewiſſen kommen, die er zu beleben ſucht mit ſeinem Reichtum. — Mir iſt's, als wären es Schemen.

Er kommt mir so arm vor, — so müde, — Du weißt mein schmerzvolles Bild: König und Bettler. — Ich fühl' ihn jetzt wie auf der Bettlerseite angekommen.

Sibylle."

Ottomar an Sibylle:

„Ich komme, Sibylle. — Fürchte keine Schatten. — Gib Dich den Dingen ohne Furcht hin. — Ihr habt nichts zu fürchten. — Ich sehe nur Klarheit um Euch. Trau meinem Blick und sieh keine Schemen. Er hat aus manchem Schemen ein Menschengebilde geschaffen. Laß ihn gewähren.

Eure Freunde wuchsen an ihm. Ich wuchs an ihm. Viele wurden sich bewußt durch ihn und durch die Kraft Deines Glaubens an ihn.

Ich komme jetzt zu Euch. Ich fühle, Du riefst mich. Ich sage Dir eins: Halte Deine Seele rein von Furcht.

Ottomar."

Ottomar Rauchfuß war in das Haus eingetreten, — in das Haus seiner alten Freunde, das jetzt nicht in der nährenden Sonne stand.

Nichts lag im Grunde vor, — eine Versunkenheit Alexander Dohrns, eine Zeit schweren Schauens und Empfindens, wie sie schon manches Mal durchlebt worden war, — eine Zeit der Ebbe, wie jedes Leben sie kennt.

Ottomar Rauchfuß machte es sich heimisch bei seinen Freunden. Alexander Dohrn schien aufzuleben. Sie lasen miteinander den Schluß des Werkes, den Ottomar noch nicht kannte. Von Sibylle taute die Furcht ab, die Schemen verloren ihre Bedeutung.

Behagen ſchlich ſich matt wieder ein und ein zartes Vergeſſen der aufgetauchten Schatten.

Da, mit einemmal, verſank Sibyllens Gefährte in einen dunkeln ſchweren Kampf Leibes und der Seele. Schmerzen traten auf, Unruhen; düſteres drückendes Empfinden umhüllte ihn mit Unzugänglichkeit für die, die ihn liebten.

Er ſtand in einer Ferne, der Sibylle ſich nicht nähern konnte, in einer fürchterlichen, lichtloſen Einſamkeit ſondergleichen. Kein Wort traf ſeine Seele, kein Eindruck von außen berührte ihn.

Ottomar Rauchfuß war von tiefer Ruhe, die Sibyllen wie ein ungelöſtes Geheimnis erſchien. Seine Augen, die ſie ſo wohl ſeit ihrer Kindheit kannte, die ihr immer tiefer wie anderer Menſchen Augen erſchienen waren, bekamen einen ſichern, großen Blick. Seine Art, mit dem Freund zu reden, war ganz ſich ihm hingebend, von einer Hingebung in jedem Wort, in jeder Gebärde, wie ſie ſelten ein Menſch auf dieſer Erde gegeben und empfangen.

Unſer aller Heiland Jeſus Chriſtus hatte, ringend in der Menſchheit höchſter Seelennot, in ſeiner grenzenloſen Einſamkeit, als der Engel raunend ihm den Leidenskelch bot, — keines Menſchen Seele, die bei ihm war.

Seine Jünger ſchliefen.

Sibylle aber ſah, wie ihres Gefährten Seele von einer andern in Ehrfurcht und großer Liebe ganz umſchloſſen wurde.

Bang ſaß ſie nachts am Bette ihres Mannes, auf dem er angekleidet ruhte, in ſeinen Mantel gehüllt.

Mit ihren Händen ſtrich ſie ſeit Nächten über ihn hin und ſagte hin und wieder: „Meine ganze Seele umfängt dich. — Nichts Quälendes ſoll dir nahn, — nichts, was du mit offenen Armen nicht empfingſt. Meine Liebe zu dir iſt ſtärker als alles auf Erden. — Sie iſt immer mit dir gegangen. — Sie iſt auch jetzt übermächtig, übermenſchlich in mir. Sie ſchützt dich." —

Ottomar Rauchfuß war wiederholt an das Bett getreten, — ſo auch jetzt. — Und er wandte ſich zu Sibylle und ſagte: „Laß uns allein."

Eine leiſe Stimme: „Aber du kommſt wieder —"

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Freunde ſchweigen miteinander.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ringen einer ſtolzen, herben Seele, die ſich nicht geben kann, — doch geben will, — geben muß, — die im ungeheuren Entſchluß, — im Kampf der Auflöſung, — ſich in Freundesſeele ſchutzſuchend bergen möchte. Nach Ausdruck ringend — Schamhaft —: „Schmerzlich empfinde ich, daß ich ſterbend bin —"

Alles verſtehend, die unausſprechliche irdiſche Not der Seele erkennend, die unbewegte Tiefe der Seele wiſſend, wurde der Freund ganz helfender Wille, die Verwirrung der Auflöſung, die Erdenſchwere fortzuheben vom Ewigkeitswillen, dem höchſten Drange dieſes Gottſuchers.

Ottomar trat zu Sibylle in das Arbeitszimmer. — „Er iſt ruhig und will ſchlafen, — du möchteſt dich auch ſchlafen legen.“

Ottomar bot Sibyllen einen Stuhl und legte ſchweigend das wunderſame Bild einer Mutter Gottes, von einem altdeutſchen Meiſter gemalt, vor ſie hin.

„Sieh es dir an,“ ſagte er und blieb hinter ihrem Stuhle ſtehen und blickte mit ihr auf das Blatt.

Nachdem eine Zeit verſtrichen war, ſagte er und deutete auf das Bild: „Hier erſt verſtand ich, was es bedeutet: Krönung der Maria.

Die zwei ſchwebenden Engel über ihr tragen die wundervolle Krone, die Krone des höchſten Menſchenleides.

Schwer tragen die Engel, — denn die Krone ſoll eine Menſchenſeele krönen.

Kein Gott und kein Engel kann Menſchenleid tragen, — darum der tiefe Sinn der Menſchwerdung.

Maria fühlt die Laſt der Krone über ſich ſchweben. Die Krone ſtrahlt Leid aus.

Erſchauernd neigt ſie ihr Haupt von ihrem Sohne ab. — Sie iſt aus Liebe wiſſend.

Das wundervolle Gewand iſt wie in Herzblut getaucht. — Es leuchtet im tiefen Rot — Herzleid der Menſchheit.

Ihre Geſtalt hebt ſich in ſchwerer Trauer ab von dem blühenden Garten der Welt, auf goldenem Grunde. Sie hört nicht mehr das Singen der bunten Vögel in ihrer Leidverſunkenheit.

Und doch iſt dieſe ſchwere Schickſalslaſt höchſte Himmelskrönung.

Du wirſt Wundervolles erleben," ſagte Ottomar leiſe. „Fürchte die Krone nicht. Deine Seele ſei frei von Furcht.

Der, den du dein ganzes Leben lang liebteſt, dem du dienteſt, wird ſterben.

Schon iſt er weit von uns entfernt im Weltenſchritt.

Ich aber weiß, du wirſt, ehe er deinem Blick entſchwindet, Wunder ſchauen."

„Weshalb ſterben?" fragte Sibylle hart und tonlos. — „Weshalb das? — Was willſt du?"

„Doch iſt es ſo," antwortete Ottomar; „— auch dein Sohn weiß es, — und ſoll ich dir ſagen, was er mir antwortete, als ich ihn vorbereitete?"

Sibylle ſchaute auf.

„Seine Arbeit iſt fertig; ſie zu verbreiten iſt ſeine Aufgabe vielleicht nicht. Ich denke mir, daß ſeine Seele das nicht nötig hat."

„Das ſagte mein Kind?" fragte Sibylle leiſe. — „Er weiß das Furchtbare, — bevor ich es wußte?"

„Nicht das Furchtbare," antwortete Ottomar abwehrend.

Er führte Sibylle wortlos in ihr Schlafzimmer. „Jetzt ruhe, du wirſt gerufen."

Und Sibylle ruhte betäubt, in tiefem Erſchauern. Sie gehorchte der großen einfachen Seele des Freundes ihrer Kindheit, gehorchte ihm, wie ſie ihm als Kind gehorcht hatte.

Sie ließ die Leidensfurcht nicht in ihre Seele ein.

Tief in der Nacht kam Ottomar und holte Sibylle zu ihrem Manne, — und ſie fand einen verklärten, ſeligen Menſchen, der ſie mit fremder Stimme ſelig empfing.

Er hielt ſchon Ottomars Hand und ſuchte nach der Sibyllens und ſtrömte über von Zärtlichkeit und Dank in jeder Bewegung.

„Das All—eine, — Eine nimmt mich auf —“ Erdenfern klang ſeine Stimme, als er dies langſam ausſprach. Einen Augenblick ſchlug er die Augen auf. Da ſah Sibylle ſie mächtig erſtrahlen. Sie erſchauerte. Das war nicht mehr der in ſich verſchloſſene, ſich verhüllende Alexander Dohrn, der in ſeinen Gefühlsäußerungen oft ſo karg war. Seine glühende ſchrankenloſe, unverhüllte Seele hatte die Erdenſchwere durchbrochen.

Die Lider ſanken wieder über den offenbarenden Blick.

„Meine liebe gute Erde, die du biſt,“ begann er langſam. „Entſinnſt du dich, — vor Jahren — Jahren — Jahren — ſchrieb ich dir: Sei gläubig, glaube an unſere Liebe! — Nun glaube! — Glaube an meine unſterbliche Seele. Geh mit mir.“

„Bleibe,“ — ſagte Sibylle ganz leiſe in der Glut ihrer armen verlangenden Seele.

Er aber hatte es gehört. Sie ſpürte, wie er ihre Hand drückte.

„Ich lebe gern und ich ſterbe gern,“ kam es einfach in voller Gelaſſenheit von ſeinen Lippen.

Erſchüttert ſah ſie auf ſein friedvolles geliebtes

Geſicht, auf die geſchloſſenen Augen, die den großen freien Blick bargen.

„Wie es auch ſei:“ — flüſterte ſie bebend — „ich finde dich wieder.“

„Höchſte Selbſtverſtändlichkeit!“ antwortete er laut und ſtark und mächtig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Tiefes, langes Schweigen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ottomar ſagte: „Laß uns aus deinem Werke leſen, aus der Erfüllung deines Weſens,“ und er ſchlug auf und las:

„Empfindend biſt du Seele, empfunden Leib; beſeelter Körper, verkörperte Seele. Sinnliche Geſtalt in ſeeliſcher Geſtaltung, leibliche Zeugung — ſeeliſche Überzeugung. — Gottabgewandt: Welt, — weltabgewandt: Gottheit. Alles, was dir als wirkliche Welt erſcheint, welche Namen es auch trage, iſt Seele, von Seele in dir ſinnlich erfaßt. Seele, — alles andere Sinnenmitgift. Alle Geſtaltung Seele, alle Gebilde in die Sinne fallende Erſcheinung. — Sinnbild der Seele: — Seele im Bannkreis der Sinne — Seele in irdiſcher Umhüllung, — in Sinnenwelt verſunkene Gottheit.

Nur für irdiſche Augen iſt dieſe Welt; ſeeliſch durchſchaut verſinkt die Erſcheinungswelt deinen Sinnen; nur für ſeeliſches Schauen iſt Erlöſung — Verklärung der Welt — der Seele Seligkeit.“

So las Ottomar ruhig, deutlich, inneren Wiſſens und Schauens voll, machte große Pauſen und las wieder unbeſchreiblich ringende Worte, die das Weſen

der Welt, das Weſen des Verlangens, das Weſen der Einswerdung, die Rückkehr zum Urſprung, durchdrangen; er las Worte, mit denen Sibyllens Gefährte jahrlang gerungen, die er heldenhaft gezwungen hatte, ſeine Erkenntnis zu tragen.

Er hatte ſie mit ſeiner Glut des Erkennens ſchwer beladen, daß ſie im mächtigen Schritte dem Ziele zugingen, wie Worte ihrem gebräuchlichen Weſen nach nicht zu gehen vermögen.

„Du kannſt ruhig ſein, lieber Freund, für dein Werk ſorgen wir," ſagte Ottomar.

„Ich bin ganz ruhig," antwortete der Sterbende freundlich. „Das Werk iſt fertig, — ich gehe."

Als Alexander Dohrn ruhte, traten Ottomar und Sibylle in das Arbeitszimmer, und Ottomar ſtützte Sibylle, denn ſie ſchwankte, auch beladen, wie jene Worte, von Unausſprechlichem.

„Sibylle," ſagte Ottomar, „wenn ich alles bedenke, wie hat er ſein Leben gezimmert, anders wie alle andern. Wie treu war er ſich ſelbſt! In ſeinen Mantel gehüllt, wie ein Ritter in ſeiner Rüſtung, liegt er im eigen gezimmerten Bett. Es iſt der eigen geſchaffene Mantel, das eigen gezimmerte Bett, eigengezimmert die ganze Lebensburg — und ſchön!

Von der Welt ſchied er ſich und lebte wie keiner lebt. — Von ſeinem eigenen Werke wird er in ein neues Leben geleitet. Seine eigenen Worte führen ihn. Und ſein Werk läßt er ohne Verlangen und Sorge zurück.

Sein Sterben iſt nicht wie das Sterben anderer Menſchen, wie ſein Leben nicht wie das Leben an-

derer Menſchen war. Über alles hinaus lebte er ſich zum Höchſten hin, zum höchſten Ziel der Menſchheit, — der glühendſte Gottſucher, der reinſte Verlanger.

Auch ſein Werk war nicht das Letzte, auch ſeine Liebe nicht, keine Schuld und kein Verdienſt verwirrte ihn. Wie über Geröll ging er über menſchliche Dinge, — auch zuletzt noch über ſein Werk hin; mit einem Willen ſondergleichen drang er in die Ewigkeit wie ein Keil ein. Er wollte unzerſtörbar leben, deshalb ſtirbt er."

„Ja! ja! ja!" ſchluchzte Sibylle auf.

Und ſie erlebte Unausſprechliches.

Es war, als konnte die Seele Alexander Dohrns ſich noch nicht entſchließen, dieſe Welt zu verlaſſen, ehe ſie nicht ganz zu Liebe geworden war, ehe ſie ſich nicht ganz ſeiner Gefährtin offenbart hatte. Die Zärtlichkeit und Liebe eines Lebens, das an nichts mehr gebunden war, ſank auf ſie herab.

„Fühlſt du, wie ich dich erkenne? Wie du mein biſt und ich dein?"

Und die Blindheit der Sinne ſank. Sie erkannten einander, Seele zu Seele, über das Leben hinaus, wie ſchon entrückt den blindſuchenden Sinnen. Ein Sichſchauen ſondergleichen. Mit ihm wurde ſie ganz Seele, weltabgewandt: Gottheit.

Mit ihm löſte ſie ſich vom irdiſchen Leben, mit ihm ging ſie, wie ſie einſt mit ihm gegangen war, fort aus allem vertrauten Leben, hinaus in die Fremde.

Er gab ihr die Krone des Lebens. Alle Sehnſucht war geſtillt. Alles Suchen befriedigt.

Seinen Freund Ottomar ſah der Sterbende an, Glück und Dank in den Augen.

„Wie angenehm iſt es," ſagte er und hielt die Frau und den Freund an der Hand, „wenn Gott einem wohl will." —

„Daß mein Vater ſterbend uns ſo ſelig macht, das iſt des Sterbens wert. Bei uns ſind hohe Feſttage," ſagte der junge Sohn in dieſen Tagen zu ſeiner Mutter.

Sie feierten miteinander wundervolle Stunden, — hohe Feſttage.

Niemand wußte, waren es Stunden, waren es Tage. In keinem Herzen regte ſich Angſt oder Trauer. Überirdiſche Heiterkeit lag über alle ausgebreitet. — Zeitloſigkeit, — Gefühl der Ewigkeit. Sie folgten dem Sterbenden in das Undenkbare, und Ottomar Rauchfuß wiederum trug die abſcheidende Seele wie auf Flügeln.

Wahrlich, dieſer ſchlief nicht wie die Jünger des Herrn.

Keine Krankheit quälte, und die Dienſte, die man dem ſchwachen Körper erwies, kümmerlich an ſich, trugen den Charakter heiliger, Seelen verbindender Handlungen.

„Ottomar," ſagte Sibylle bebend, als ihr Gefährte ſchlummerte, „ich fühle mich wie ſchuldbewußt, ich fürchte mich, erdenſchwer wieder zu werden. Rein

und frei ist er wie ein Überirdischer und war es immer, nur ich verstand ihn oft nicht. Ich wußte nicht, wie fern er mir war."

„Kein Schuldgefühl, — keine Reue!" sagte Ottomar fast heftig. „Tue das nicht, das ist alles unbeschreiblich unnötig. Kennst du die Bilder von Christophorus, der das heilige Kind durch den Strom trägt, durch den Lebensstrom? Er trägt es getreulich, und es wird schwerer wie die Welt, — er unterliegt fast. Solche Kinder, deren Reich nicht von dieser Welt ist, tragen sich schwer. — Erlöser tragen sich schwer.

Er liegt so leicht und rein auf seinem Bett, — sei auch du rein und leicht. Er zieht seelengewiß von dieser Erde in seine Heimat. Zieh ganz mit ihm. — Er ist deine Ewigkeit. Er schließt dir die Pforte auf. Du liebtest in ihm deine Ewigkeit, durch manche Not und manche Beschwerde, — und nun leuchtet sie dir!

Gott schenkt uns solche Abbilder der Ewigkeit in unserer großen Liebe, da wir das Ewige selbst nicht lieben können. Und wenn solch ein geliebtes Stück Ewigkeit scheidet, schauen wir die leuchtende Bahn und wissen den Weg und wissen das Ziel. Und das Ewigkeitstor öffnet sich, ihn einzulassen, und durch die Spalte dringt für uns das Licht des Ursprungs."

Die schwere Leidenskrone der Menschheit, die, von Engeln ehrfürchtig getragen, auf die Seele herabschwebt, hatte sich auf Sibyllens Haupt gesenkt als die Krone des Lebens; wundervoll war diese

heilige Leidenskrönung, dieſe Lebenskrönung, dieſe Heiligung des ganzen Lebens und des Todes, — dieſe Heiligung aller Schuld des Lebens, dieſe große Liebesheiligung.

Tiefe Nacht. — Sibylle wacht am Bette ihres Mannes. Ottomar ſteht neben ihr. Er legt ihr die Hand leicht auf die Schulter und ſagt: „Höre!“

Sanft wogt der Atem ihres Mannes, leicht und zart, — dann verſinkt der Atem wie im unendlichen Raum. — Fabelhafte Stille tritt ein, als ſtiege die Ewigkeit leiſe — leiſe — leiſe empor, — eine Stille ſondergleichen, ein Friede ſondergleichen. — Und der mühelose ſanfte Atem ſetzt wieder ein und hebt die Stille der Ewigkeit wieder auf. — Neun leichte Atemzüge, — und wieder eine Zeit, an neun Atemzüge lang, ohne Atem, — und wieder der ſanfte Atem der Welt, einer Inſel gleich, auftauchend aus dem Meer der ewigen Stille, das auch dieſe letzten Inſeln ſanft überfluten wird.

So, gleich einem ungeheuren Rhythmus, folgte Lebensodem auf Ewigkeitsſtille in friedvollem Wechſel.

Und dieſem Rhythmus lauſcht nun Sibylle betäubt, erſtarrten Herzens, — verſtehend.

Wie einer ungeheuren Offenbarung lauſcht ſie ihm.

So ſchreitet ihr Leid auf ſie zu, ſo wogt es heran in Ebbe und Flut — wie ein Meer, — und ſie fühlt ihn verſinken, in einer ewigen friedvollen Tiefe, — ſteigen in ewig ſtille Höhe, — von ihr geſchieden.

Ein leiſer Ruf: „Erde — liebe Erde —!“ Und ſie iſt nah bei ihm, — noch einmal nah bei ihm, — und er lächelt ſie an, ſucht ihre Hand, — ein Blick fällt auf ſie, ſtrahlend von innerem erdenentrücktem Wiſſen und voller Liebe zu ihr.

So lächelte er nie, ſo ganz in Glück und Frieden.

Und Sibylle ſtimmt ein in die Seligkeit ihres Gefährten. Sie bleibt nicht zurück. Sie hält Schritt mit ihm. Ihre große Liebe gibt ihr die Gewalt dazu, — ihre Seele jubelt ſtill mit ihm.

„Ja,“ flüſtert ſie, ihr Haupt nahe dem ſeinen, als er ſchwach und fern in ſeinen Kiſſen liegt, „fröhlich wollen wir ſein, — fröhlich wie nie, — ſo aus allerinnerſtem Sein fröhlich.“

„Ja,“ antwortet er mühſam und drückt ihr die Hand, die er in der ſeinen hält. — Fern ſchon war ihm menſchlicher Ausdruck; aber über ſein Geſicht ging ein wundervolles Leuchten, — und er rief laut ihr als Antwort, wie ein freudiger Menſch ruft auf Bergeshöhe: „Ho! Ho! Ho!“ Stark rief er und überſelig. Sibyllen aber war es, als zerriſſe ihr das Herz vor Weh von oben bis unten, wie der Vorhang im Tempel zerriß.

Nach dieſem Ruf öffnete er noch einmal den Mund zum reden, — fand nur noch einmal den Ausdruck ſeines Menſchentums.

„Morgen kommt das große Glück!“ ſagte er, Wiſſens voll. — — Und es kam.

Wie ein zartes, ſchönes Gehäuſe ließ die freie Seele ihre Schale zurück.

Leicht und zierlich lag ſein Haupt auf den Kiſſen, ohne Schwere, — leuchtend im Frieden, den die wiſſende Seele ihrem vergänglichen Bilde aufgedrückt hatte.

Ganz nun vom Tod umfangen, ſtand Sibylle doch im höchſten Reichtum des Lebens, geliebt, wie mit Liebe überſchüttet, ſeligen Glaubens voll an die Ewigkeit der abgeſchiedenen Seele, von neuen Lebensgluten durchdrungen, mit neuem Lebenswiſſen.

So war er ihre große Liebe geweſen und ihr Erlöſer geworden. Mit ihrem lieben Bub blieb ſie zurück, wie beſchenkt, wie erquickt, emporgehoben inmitten allen Wehs und aller Sehnſucht, bebend voll Hingebung und Einswerdung und Dankbarkeit, daß ihr Gefährte das Sterben ihr ſo wundervoll gelehrt.

Köſtliches Leben, das zu ſolchem Ziele geführt. Wollte Gott vielen Menſchen, die durch das ſchwere Daſein gehen, durch Schuld und Not, Mißverſtehen und Verwirrung, durch Liebe und große Freude, ſolch höchſtes Lebensziel beſcheren.

So bietet Iſebies Sibylle eine Handvoll Waſſer aus dem unerſchöpflichen Meere ihres Lebens und aus dem Meere ihres Leides und aus dem Meere ihrer Liebe und ihrer Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauſcht.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

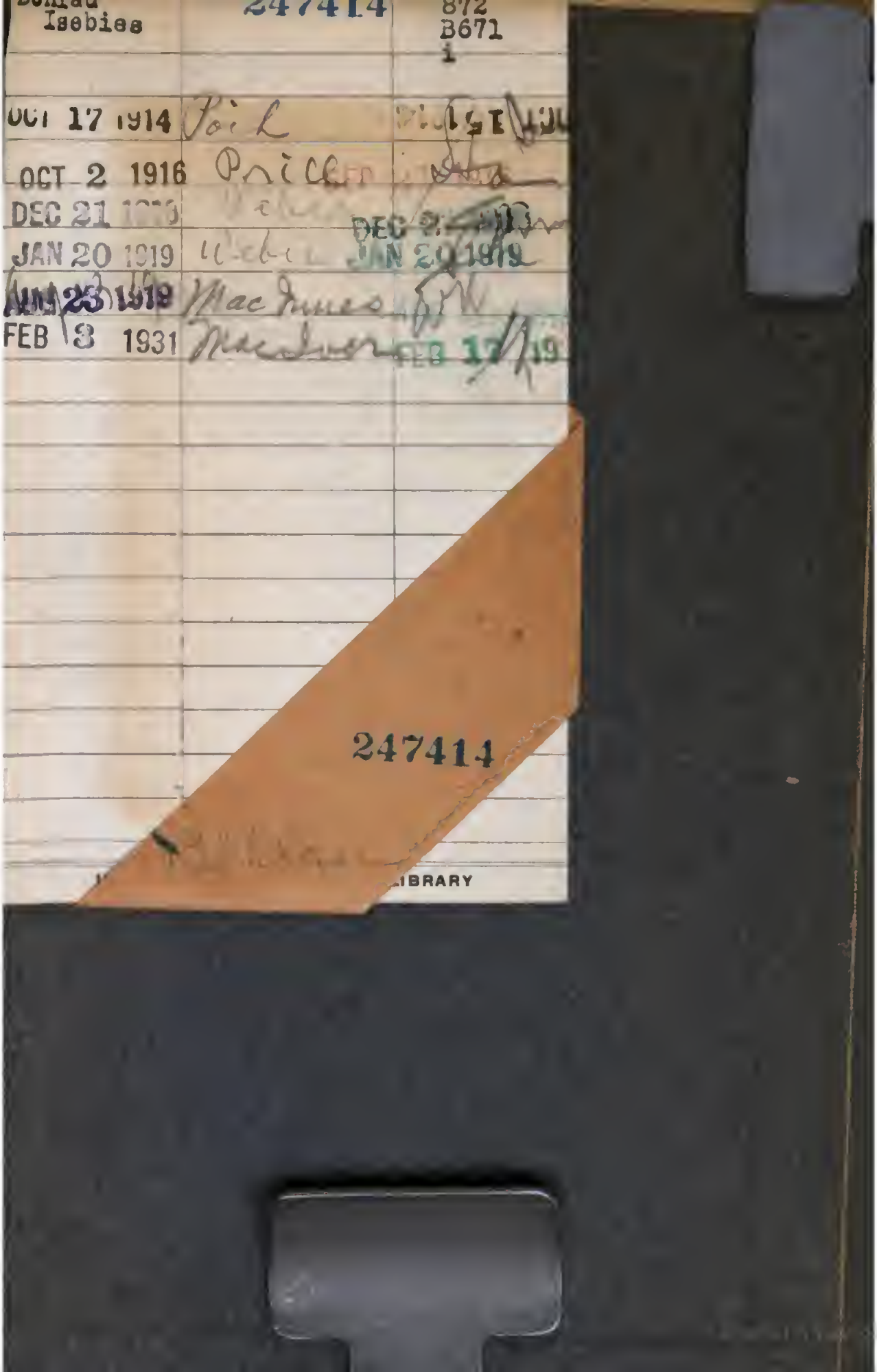
THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

OCT 17 1914

JAN 20 1919

AUG 9 1919

Aug 23-19


Isebies
247414
872
B671
i
OCT 17 1914
OCT 2 1916
DEC 21
JAN 20 1919
JUN 23 1919
FEB 3 1931
DEC
JAN 20 1919
FEB 17
247414
IBRARY